

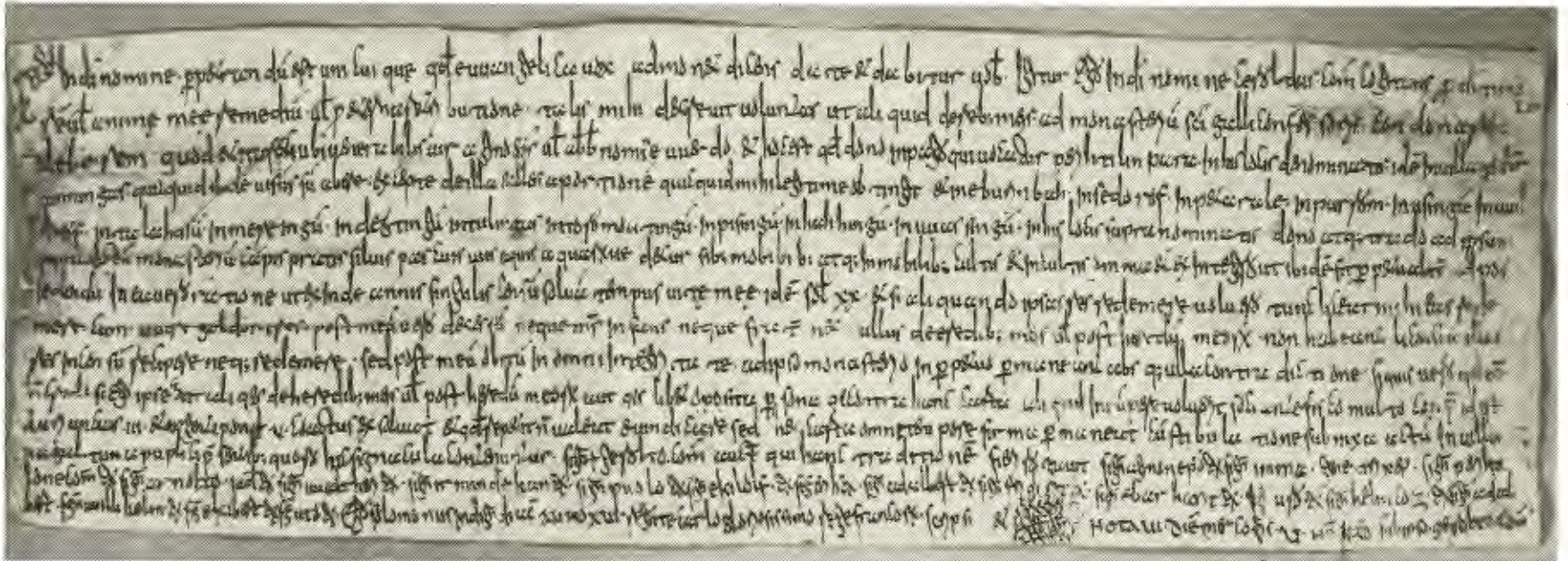
# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 34

31. Januar 1987

Nr. 1



Kopie der Urkunde vom 3. Mai 786, veröffentlicht bei Wartmann, Urkundenbuch St. Gallen 1 S. 101 und im Württ. Urkundenbuch 1 S. 34 f. Das erste Wort der 4. Zeile lautet Tunningas; in der 2. Hälfte dieser Zeile folgen in Eburinbah, in Sedorof, in Petarale, in Purrom, in Usingun, in Uuil- (5. Zeile) dorof, in Talahusun, in Mereingun, in Deotingun, in Tulingas, in Toromoatingun, in Pisingun, in Hahhingun, in Uuassingun.

## Eine kostbare Geburtstagsurkunde

von Dr. Walter Stettner

Geburtstag feierten im vergangenen Jahr viele Gemeinden des Zollernalbkreises und seiner Nachbarschaft: Sie wurden 1200 Jahre alt. Ist denn das möglich? Ja, es ist nicht nur möglich, sondern eine unumstößliche Tatsache, obwohl man damit auf die ferne Zeit des großen Königs Karl zurückkommt, der im Jahr 800 zum ersten Kaiser des Abendlandes gekrönt wurde. Und König Karl hatte wohl bei dem Geburtstag die Hände mit im Spiel.

Es geht um die Schenkungsurkunde, die Graf Gerold, ein Mann aus der Verwandtschaft des Königs, für das Kloster St. Gallen am 5. Mai 786 ausgestellt hatte. Und doch ist es in gewisser Hinsicht ungenau, wenn wir vom Geburtstag der in der Urkunde genannten Gemeinden sprechen, weil die Gemeinden schon vorher bestanden. Besser würden wir also von ersten deutlichen Lebenszeichen dieser Orte sprechen, denn die Gräber, die man in etlichen dieser Gemeinden gefunden hat, sind doch nur dürftige, von manchen gar nicht anerkannte Lebenszeichen.

Was ist dann nun der Inhalt dieses ersten deutlichen Lebenszeichens so vieler Gemeinden? Natürlich ist die Urkunde in Lateinisch abgefaßt wie alle Urkunden, die vor 1250, also vor dem Untergang der Stauferkaiser, niedergeschrieben wurden. Sie beginnt (in freier deutscher Übertragung) mit einem Bibelwort: Gebet, so wird Euch gegeben. Dann heißt es: Ich, Graf Gerold der jüngere, habe aus Gottesfurcht und zum Heil meiner Seele den festen Willen, etwas von einem Besitz an das Kloster des heiligen Gallus, wo Agino Bischof und Werdo Abt ist, zu schenken und zwar in folgender Weise: in dem Ort Tuningas (Dunningen), was ich dort besitze mit Ausnahme meines Anteils an der dortigen Kirche, in Eburinbah (wohl abgegangen bei Dunningen), Sedorof (Seedorf), Petarale (Betra), Purrom (wohl abgegangen bei Heiligenzimmern), Usingun (Isingen), Uuldorof

(Weildorf), Talahusun (Talhausen), Mereingun (nicht zu bestimmen), Deotingun (Dietingen), Tulingas (Deilingen), Toromoatingun (Dormettingen), Pisingun (Bisingen), Hahhingun (Hechingen) und Uuassingun (Wessingen). In diesen eben genannten Orten schenke und übergebe ich dem oben erwähnten Kloster alles ohne Ausnahme mit Feldern, Wiesen, Wäldern, Weiden, Wegen, Wassern und Wasserleitungen, Bewegliches und Unbewegliches, Bebautes und Unbebautes zu ewigem Besitz, jedoch in der Weise, daß ich künftig jedes Jahr einen Zins von 20 Solidi bezahle, und wenn ich die Dinge einmal zurückkaufen wollte, kann ich das mit drei Wergeldern tun. Nach meinem Tod aber soll es weder meinem Sohn noch meinem Bruder noch einem meiner Erben oder Nacherben möglich sein, diese Dinge auf Zins zurückzunehmen oder zurückzukaufen, sondern nach meinem Tod sollen die Dinge vollständig ohne jeden Widerspruch für immer beim Kloster verbleiben. Im folgenden Satz wird das Unwiderfällliche der Schenkung noch einmal betont. Das geschah in dem Dorf Nagold (Nagaltuna) öffentlich in Anwesenheit der Männer, deren Zeichen hier stehen: Zeichen des Stifters, des Grafen Gerold, der diese Schenkung zu vollziehen gebeten hat. Zeichen des Bischofs Agino, Zeichen der Imma, meiner (Gerolds) Mutter, Zeichen des Grafen Pirichtilo, Zeichen des Richters Arnold, Zeichen Walthers, Zeichen Irmindekans, Zeichen Puolos, Zeichen Ekilolfs, Zeichen Erihs, Zeichen Adalberts, Zeichen Uuillihelms, Zeichen Ekiberts, Zeichen Utos. Ich, der unwürdige Diakon Solomon, habe das im 16. Jahr der Regierung Karls, des ruhmreichen Königs, geschrieben und unterschrieben und zwar am Mittwoch, dem 5. Tag an den Nonen des Mai unter Graf Gerold. Die angeführten Männer waren zugleich Zeugen.

Die Urkunde ist in Nagold ausgestellt, wahrscheinlich, weil Gerold dort seinen Sitz hatte,

noch nicht auf Hohennagold, da diese Burg erst im 11. Jahrhundert entstand, sondern in oder bei der Friedhofkirche, die dem hl. Remigius, einem der ältesten Kirchen-Patrone, geweiht war.

Unter den Zeugen wird auch Imma genannt, die Mutter Graf Gerolds, vielleicht, weil der verschenkte Besitz aus ihrem Erbe stammte. Sie gilt als eine Nachfahrin des alemannischen Herzogs Gottfried. Ihr Mann, Graf Gerold der ältere, war im Zeitpunkt der Ausstellung der Urkunde schon tot. Umfangreicher Besitz der Familie konnte für die Gegend von Worms und Heidelberg nachgewiesen werden. Das Ehepaar hatte neben zwei Söhnen, eine Tochter Hildegard; sie wurde die zweite Gemahlin Königs Karls. Der jüngere Gerold war also ein Schwager des Königs. Man sieht, daß es sich bei den Gerolden um eine der vornehmsten Familien des fränkischen Adels handelt. Sie und andere Männer der fränkischen Reichsaristokratie waren nach dem Sturz des alemannischen Herzogtums und dem Cannstatter Blutbad nach Schwaben geschickt worden, um die fränkischen Herrschaften in unserem Lande zu sichern. Die 786 an St. Gallen geschenkten Besitzungen samnten also entweder aus altem Besitz der Familie, der durch Imma vermittelt war, oder aus konfisziertem Besitz des alemannischen Hochadels, der den Gerolden zur Ausstattung ihres Amtes gegeben wurde. Unser jüngerer Gerold ist einige Jahre später nach dem Sturz des Bayernherzogs Tassilo (III.), der dem einen oder anderen Leser vielleicht von einem Becher in Kremsmünster bekannt ist, nach Bayern als Präfekt geschickt worden, gewiß in erster Linie wieder zur Sicherung der fränkischen Herrschaft in Bayern, aber auch mit einem militärischen Auftrag: er sollte nämlich das Land gegen die Awaren schützen, die damals als unruhige und gefährliche Nachbarn galten, und im Kampf gegen diese Awaren hat



Gerold 799 den Tod gefunden, in einem Augenblick, da die Angriffsflut der Awaren nachließ und an ihrer Stelle die Ungarn traten, deren Gefährlichkeit sich erst ein Jahrhundert später deutlich zeigte.

Die von Grafen Gerold an St. Gallen geschenkten Güter lagen in der Pirichtilinbaar, Graf Pirichtilo wird als Zeuge genannt. Die große Baar, die heute nur noch in einem kleinen Landstrich um Villingen und Donaueschingen fortlebt, war im 8. Jahrhundert in mehrere Baaren aufgeteilt. Ihr Name bedeutete wahrscheinlich ertragbringendes Land. Nach Meinung mancher Gelehrter war die Baar das Kernstück des alemannischen Herzogsbesitzes und wäre dann beim Sturz des schwäbischen Herzogtums von den Franken in Besitz genommen worden, jedoch dürfte über die Bedeutung des Namens und die frühen Schicksale der Baar noch nicht das letzte Wort gesprochen sein.

Von den genannten Orten sind einige nicht, oder nicht sicher zu identifizieren. Es sind eben im Laufe der Jahrhunderte viele kleinere Siedlungen abgegangen, am meisten im 14. Jahrhundert als Folge der großen Pestepidemie von 1348, aber auch als Folge des Sogs, den die Städte mit ihrem freien Leben auf die ländliche Bevölkerung ausübten.

Graf Gerold hat die genannten Besitzungen nicht sofort dem Kloster übergeben, sondern sich auf Lebenszeit das Nutzungs- und das Rückkaufsrecht vorbehalten. Eine Schenkung in dieser Form – damals keine Seltenheit – hatte den Zweck, die Güter als klösterlichen Besitz

vor dem Zugriff einer weltlichen Macht zu schützen. Erst nach Gerolds Tod sollte die Übergabe effektiv werden. Wundern kann man sich darüber, daß auch seinen engsten Angehörigen der Zugriff auf die Schenkungsgüter versagt wurde. Da dürfte es sich um einen Ausdruck des frommen Sinnes des Grafen handeln. Das Wergeld war in den alten alemannischen Rechtsbüchern je nach der Person abgestuft; in unserem Falle dürfte es sich um das Wergeld handeln, das für den Grafen zu erlegen war.

Die Zeugen werden alle nur mit ihrem Vornamen aufgeführt; etwas anders gab es damals noch nicht; die Familiennamen sind erst mit dem Bau von Höhenburgen durch den Hochadel aufgekommen, beim Bürgertum wurden sie seit dem 13. Jahrhundert gebräuchlich. Man sieht aber ein, daß es vor dem 11. Jahrhundert ungemein schwierig ist, Personen zu identifizieren und ihre Zugehörigkeit zu einer Familie zu bestimmen.

Bei den Zeichen der Zeugen handelt es sich noch nicht um Siegel (diese sind erst Jahrhunderte später aufgekommen), das lateinische Wort für Wiegell, wigillum, ist allerdings eine Weiterbildung zu „Zeichen“, signum, sondern um einfache Zeichen, Kreuze, Kreise und ähnliches. Umso wichtiger war es, daß der Schreiber natürlich ein Mann aus dem geistlichen Stand – die Namen der Zeugen im Text festhielt.

Die Urkunde von 786 ist für die genannten Orte von hohem Wert, sie muß freilich ihrem Gehalt nach erschlossen werden, was hier geschehen ist.

## Die Geschichte einer württembergischen Stadt

**Die Geschichte einer württembergischen Stadt** – Unter diesem Titel hat im Frühjahr letzten Jahres Dr. Walter Stettner, der langjährige ehrenamtliche Stadtarchivar von Ebingen, die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Studien, gleichsam als verspätetes Geburtstagsgeschenk zur 700-Jahr-Feier der Stadt Ebingen, vorgelegt.

Mit diesem Buch darf sich Ebingen rühmen, die württembergische Landstadt zu sein, deren Geschichte am eingehendsten erforscht und in überaus eindrucksvoller und einprägsamer Art dargestellt worden ist. Bisher konnten sich nur ehemalige Reichsstädte wie Ulm, Eßlingen oder Heilbronn solcher breit angelegten Forschung und Darstellung erfreuen; nun ist das Dr. Stettner erstmals für eine einfache Landstadt gelungen, deren Bedeutung, wie der Verfasser selbst schreibt, kaum einmal – von der Industrie abgesehen – über den engsten Rahmen hinausreichte. Dabei hat der Verfasser aber die größte Gefahr, die dem Lokalhistoriker droht und die sich in vielen, oft sehr umfangreichen, Heimatbüchern dokumentiert, vermieden, nämlich die, seine Gemeinde, also hier Ebingen, gleichsam isoliert zu sehen und im rein Lokalgeschichtlichen steckenzubleiben.

Es weist Dr. Stettner als Berufshistoriker aus, daß er das Geschehen in Ebingen in allen Zeiträumen eingebettet sieht in die deutsche Geschichte, ja daß er geradezu die Ebinger Geschichte weithin als Spiegelbild der deutschen Geschichte betrachtet.

Nach einem sehr lesenswerten Kapitel von Jürgen Scheff, der das vor wenigen Wochen eingeweihte und sehr sehenswerte vorgegeschichtliche Museum im Kräuterkasten aufgebaut hat, über die Vor- und Frühgeschichte von Ebingen und Umgebung, beschreibt Dr. Stettner in fünf großen Kapiteln, die in sich wieder vielfach gegliedert sind, die Ebinger Geschichte.

Natürlich ist es nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung einen auch nur annähernd vollständigen Überblick über die von Dr. Stettner angesprochenen Themen zu geben. Aber in welchem Abschnitt man auch die Lektüre beginnt, man ist in kürzester Zeit gefesselt von dem plastischen Bild, das entsteht, einerseits durch die profunde Quellenkenntnis des Verfassers, andererseits durch seine Erzählgabe.

So berichtet Dr. Stettner sehr anschaulich über das Stadtgericht und seine Prozesse gegen

### Anmerkung der Redaktion

Der Verfasser unseres heutigen Leitartikels, Dr. Walter Stettner, ist Mitbegründer der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen, war lange Jahre deren 2. Vorsitzender und ist einer der ältesten Mitarbeiter unserer Heimatkundlichen Blätter; in fast allen der bisher erschienenen 33 Jahrgängen finden sich Beiträge aus seiner Feder. Wir verwiesen schon in unserer letzten Aprilnummer auf sein im März 1986 erschienenes Buch „Ebingen – die Geschichte einer württembergischen Stadt“ (Thorbecke Verlag Sigmaringen, 39,50 DM), das hier von Dr. Wilhelm Foth eingehend besprochen und gewürdigt wird. In dieser und den nächsten Nummern unseres Blattes (wie schon in der erwähnten Aprilnummer des Vorjahres) bringen wir Ergänzungen zu dem Geschichtswerk und empfehlen den Besitzern und Käufern, diese zu sammeln und dem Buche beizulegen.

Diebe, Falschmünzer und vermeintliche Helden. Nicht wenige Konflikte ergaben sich aus der Ebinger Grenzlage, so vor allem die im Hohenbergischen Forst auf der Scheer, wo z. B. 1536 Gregor Blickle, genannt Gore, vom Zollergrafen Jos Niklas erschlagen wurde, was zu einem heftigen Konflikt mit dem kurz zuvor aus der Verbannung zurückgekehrten Herzog Ulrich von Württemberg führte.

Nicht weniger interessant sind die Berichte über Stadt- und Bevölkerungsentwicklung (hier hätte ein Stadtplan die Anschaulichkeit, zumindest für den ortsfremden Leser, noch steigern können), über das Wirtschaftsleben im Mittelalter, über die Wälder und Brunnen, über die Viehmärkte, über die Wirtshäuser und nicht zuletzt über die Handwerker und die Kaufleute, in deren Geschäfte mit Hilfe von Inventarlisten ein genauer Einblick möglich ist.

Die Revolution von 1848 war nicht nur ein Ereignis, das in fernen Hauptstädten wie Wien, Berlin oder Stuttgart stattfand, sondern auch Ebingen mit einem jetzt selbstbewußten Bürgertum wurde von der revolutionären Unruhe erfaßt. „Bildung eines deutschen Parlaments, Volksbewaffnung, Pressefreiheit, Geschworenengerichte, gerechte Besteuerung“, das waren, neben der Wiedererrichtung eines Oberamts in Ebingen, die Forderungen einer Bürgerversammlung, die von Hunderten von Bürgern besucht war und über die die Zeitung ausführlich berichtete. Aber daneben wird der soziale Hintergrund der Revolution sichtbar, wenn ein Ebinger Bürger schreibt: „Was haben die am Hungertuch nagenden Armen und die mittellosen Arbeiter von Pressefreiheit, von Volksbewaffnung?“ Und er fährt fort: „Durch Vervollkommen der Fabriken und der Maschine, durch den Bau von Eisenbahnen vermehrt sich die Masse der Armen... immer mehr.“ Was ist dagegen zu tun: „1. Zurückweisung auf den Feldbau und Aufgeben des luxuriösen Lebens und Treibens und 2. die Nieder-

## Jahresprogramm der Heimatkundlichen Vereinigung e. V. Balingen

### Studienfahrten und Vorträge 1987

Freitag, 1./3. 5. Roller, Zürich, Rapperswil, Rötis-Vorarlberg; Montag, 11. 5., Klek, (mit Lehrerfortbildung) Kirchberg; Sonntag, 24. 5., Schimpf, Hohenlohe; Mittwoch, 17./21. 6. Dr. Stettner, Würzburg – Coburg – Bamberg – Franken; Sonntag, 5. 7., George, Stuttgart, Ausstellung B. W. im Zeitalter Napoleons; Samstag, 29. 8., Rohrbach/Uttenweiler, Dotternhausen, Steinbrüche, Fossilien; Samstag, 12. 9., Wedler, Erbach, Witzighausen, Roggenbeuren, Baben-

hausen; Samstag, 19. 9., Munz, Albstadt-Ebingen, Ph.-M.-Hahn-Ausstellung; Sonntag, 11. 10., Dr. Stettner, Karpfen, Lupfen, Schwenninger Moos; Samstag, 7. 11. Hauptversammlung, im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen, Thema des Festvortrags und Redner werden noch bekanntgegeben.

**Stammtische** siehe dazu auch Hinweis in der Presse. Balingen: an jedem 2. Mittwoch ab 17.00 Uhr in der „Brücke“ Balingen; Albstadt: an je-

dem 1. Mittwoch ab 17.00 Uhr in der „Kutsche“ oder „Karlsbrücke“.

**Heimatkundliche Blätter Balingen.** Die Redaktion bittet um Zusendung von Berichten über Kunst, Kultur, Wirtschaft, Naturwissenschaft und Politik und insbesondere auch über besondere Persönlichkeiten aus unserem Raum, die in Wissenschaft und Praxis gewirkt haben.



drückung aller Fabriken und Maschinen in ganz Europa und die Wiederherstellung der Handwerker und der Handarbeit.“

Nun, wir sehen, daß die Probleme der damaligen Zeit von den unseren so verschieden gar nicht waren, nur daß wir anstatt von Maschinen, von Robotern und Computern sprechen, die die Arbeitslosigkeit vermehren.

Aber von dieser sozialen Komponente der Revolution, die in unserem Geschichtsunterricht meist zu kurz kommt, einmal abgesehen, macht Dr. Stettner deutlich, wie tief die Ebinger Bürgerschaft damals erregt war und wie leidenschaftlich sie an der Politik Anteil nahm.

Von besonderem Interesse erscheint mir die eingehende Beschreibung der Entstehung der Ebinger Industrie und ihrer sozialen Auswirkungen, zum Teil belegt mit anschaulichen Statistiken. Dazu gehören nicht nur die Angaben zur reinen Firmengeschichte, sondern vor allem auch die Auswertung der Steuerverzeichnisse und der Berichte der Arbeitsinspektoren; auch die Entwicklung der Banken erfährt die gebührende Beachtung. Damit wird die soziale Differenzierung, die durch die Industrialisierung eingetreten ist, sehr deutlich. Berichte über gewerkschaftliche Tätigkeit aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg scheinen nicht vorzuliegen, sonst wären sie sicher erwähnt worden.

All dieser industrielle Aufschwung wäre freilich nicht möglich gewesen ohne die Einbindung Ebingens ins Eisenbahnnetz, das ab 1878 die bisher sehr abseitige Lage der Stadt, wenn auch nicht beendete, so doch stark milderte.

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wird von Dr. Stettner im Überblick dargestellt, sowohl was die politischen, wie was die wirtschaftlichen Verhältnisse anbetrifft, wobei es dem Verfasser sicher zugute kommt, daß er bei vielen der genannten Ereignisse Augenzeuge war. Auch hier fehlt es nicht an der Schilderung interessanter Einzelheiten wie z. B. der Arbeiterunruhen von 1919/20, die zur vorübergehenden Bildung einer mit Infanteriewaffen ausgerüsteten Einwohnerwehr führten. Einen weiteren Höhepunkt bildeten dann die Unruhen des Novembers 1923, als es sogar zu einem Sturm aufs Rathaus kam, so daß die Polizei aus Tübingen angefordert wurde, die mitten in der Nacht mit einem Sonderzug in Ebingen eintraf – zu ersten Zusammenstößen kam es aber nicht. Am Ende der Weimarer Republik schlug die Verwilderung der politischen Sitten auch auf den Ebinger Gemeinderat durch, wo es so turbulent zugeht wie im Berliner Reichstag.

Besonders erfreulich ist, daß die Wählerentwicklung seit der Reichsgründung bis zur Bundestagswahl 1972 statistisch dokumentiert wird. Die Ereignisse des Dritten Reiches und der Nachkriegszeit werden im Überblick und, wie mir scheint, sehr ausgewogen dargestellt – sicher bleibt aber hier für die zukünftige Forschung noch manche Lücke zu schließen.

Insgesamt hat Dr. Stettner ein Werk vorgelegt, das allen Lesern etwas bietet, dem Familienkundler wie dem Wirtschaftshistoriker, dem Kirchenhistoriker wie dem Politikwissen-

schaftler und natürlich nicht zuletzt dem Heimatfreund, der schlicht wissen will, wie seine Stadt das geworden ist, was sie heute ist. Und vor allem für die Lehrer, die Lokal- und Regionalgeschichte verstärkt im Unterricht einbringen sollen, ist dieses Werk eine unerschöpfliche Fundgrube. Diese „Geschichte der Stadt Ebingen“ hat für die gesamte württembergische Geschichtsschreibung Maßstäbe gesetzt, an der

sich alle künftigen Stadtbeschreibungen werden messen lassen müssen.

Die alte Stadt Ebingen, der Kern des heutigen Albstadt, kann stolz sein auf dieses Werk, und dem Verfasser gebührt der Dank nicht nur der Ebinger Bürger, sondern aller Heimatfreunde und der ganzen Gilde der Landeshistoriker für dieses großartige Werk.

Dr. Wilhelm Foth

## Genau genommen

**Ergänzungen und Berichtigungen zu dem vorstehend besprochenen Buch „Ebingen, die Geschichte einer württembergischen Stadt“ von Dr. W. Stettner.**

### S. 91 nach dem 2. Absatz einfügen:

Die Erhebung der direkten Steuern wurde im 2. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts neu geregelt. Steuerkommissare schätzten im ganzen Land Gebäude, Güter und Gewerbe neu ein, wobei sie für die Gebäude den Kapitalwert, für die Grundstücke, die von Feldmessern frisch vermessen wurden, den Ertrag und für die Gewerbe den Umsatz ermittelten. Die Erhebung hatte zum Ziel, eine gleichmäßige, gerechte Besteuerung für das ganze Land herbeizuführen. Die Ebinger Verhältnisse prüfte 1718/19 der Steuerrevisionskommissar Alexander Jakob Lutz. Seine Akten (im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv) erschließen den damaligen wirtschaftlichen Stand der Gemeinde und ihrer Bewohner in zahlreichen Statistiken und besitzen daher einen hohen historischen Wert. Viele dieser Ergebnisse werden in späteren Abschnitten zur Sprache kommen.

1733 erfolgte eine Überarbeitung, teilweise Berichtigung der Steuerrevision von 1718/19 durch den Steuersubrevisionskommissar Johann Eberhard Cantstetter. Der grundsätzliche Aufbau des Steuersystems wurde bis in die napoleonische Zeit beibehalten.

### S. 383 letzte Zeile nach dem ersten Satz einfügen:

Das seit dem Jahr 1832 aufblühende musikalische Leben erlitt bald Rückschläge: der Liederkranz verschwand wieder, wie schon erwähnt (S. 314), 1841 oder kurz danach. Die seit 1839 genannte Harmonie-Gesellschaft beendete ihre erste Epoche im April 1852 („Albbote“ 1852 S. 144). Andere musikalische Veranstaltungen fanden Anklang. (weiter die letzten drei Worte von S. 383: 1866...)

### S. 394 im letzten Absatz Z 8–10 streichen, von „An der unteren Gartenstraße“ bis „übernommen wurde“, dafür setzen:

Die Herren Karl Mauch und Hermann Hees begründeten 1909 ein Bank- und Wechselgeschäft „unter kommissarischer Beteiligung der Württ. Vereinsbank in Stuttgart“ als „Bankkommandite Ebingen, Mauch und Hees“. 1912 ließen die beiden Herren in der unteren Gartenstraße ein eigenes Domizil erbauen, das seit 1915 von der Württ. Vereinsbank und später

von der Deutschen Bank übernommen wurde.

### S. 539 nach dem 2. Absatz ergänzen:

An Ausländern ergab eine Zählung auf 1. August 1945:

Gefangene: 71 Russen

Geflüchtete: 61 Letten, 6 Litauer, 34 Esten

Deportierte: 882 Russen, 362 Polen, 9 Franzosen, 4 Holländer, 11 Jugoslawen, 3 Tschechen, zusammen 1444 Personen.

Von den Zwangsarbeitern waren untergebracht:

Russen im Lager Buchenwald 246, im Roten Kasten und in der Ankerschule 72, im Lager Gühring 274, im Lager Drei Linden 211, zusammen 803,

Polen im Lager Munast 106, Unoth 133, Bleuel 107, zusammen 346,

In Privatwohnungen lebten außerdem 31 Russen, 16 Polen und die genannten Esten, Letten und Litauer.

### S. 546 nach dem 2. Absatz („eintrat“) einfügen:

Die französische Besatzungsmacht verlangte Anfang 1946 einen Zusammenschluß der Industrie des Kreises Balingen. Darauf bildete man vier Sachabteilungen: (1) Textil (Vorsitz anfangs Dr. Rudolf Ott, bald Dr. Fritz Haux, der erst als Direktor der Industrie und Handelskammer Reutlingen fungierte), (2) Metall (Dipl.-Ing. Walther Groz), (3) Möbel (H. Münze, Frommern), (4) alle übrigen Industriezweige. Geschäftsführer des Ganzen war Dr. rer. pol. Dr. ing. Carl Föhl; das Büro wurde im Bürogebäude der Firma Gottlieb Ott Sohn eingerichtet. Schnell aufgestellte Pläne für den Bedarf der Textilindustrie wurden von Dr. Föhl und Dr. R. Ott der section textile für die französische Zone im Hotel Römerbad in Badenweiler vorgelegt. Aus der Textilabteilung entwickelte sich die Fachvereinigung Wirkerei Ebingen e. V., aus der die Samtwebereien ausschieden.

### Zu S. 564 2. Absatz 12. Zeile nach „Heimatmuseum wieder eröffnet“ einfügen:

, aufgebaut von dem hiesigen Architekten Ernst Louis Beck mit Unterstützung durch Landeskonservator Dr. Adolf Rieth; viele Jahre betreute es sodann Dr. Karl Schneck.

# Abmarkung und Sicherung von Vermessungs- und Grenzzeichen

Von „Zeugen“ und „Untergängern“ – Von Rudolf George (2. Fortsetzung)

Beim Vorfinden von Zeugen konnte man sicher sein, daß der Markstein noch an der ursprünglichen Lage saß oder beim Fehlen der Marke, daß hier ein Grenzzeichen gesessen haben muß.

Früher blieben die Aufnahmelinien unvermarkt. Mit jeder vorgefundenen Grenzmarke stieg die Wahrscheinlichkeit, daß die Messungslinie in ihrem ursprünglichen Verlauf wiederhergestellt werden konnte. Die Wiederherstellung der Linien war äußerst mühsam, schwierig und sehr aufwendig.

Die früheren Meßverfahren waren das Einbinde- und Orthogonalsystem.

Zum Einbindeverfahren braucht man keine

Spezialgeräte. Es besteht darin, eine Grenze zu beiden Seiten bis zu Messungslinien zu verlängern und die Schnittpunkte auf den Linien, sowie von Schnittpunkt zu Schnittpunkt entlang der Grundstücksgrenze aufzumessen. Genauso häufig wurde zur Aufnahme die Orthogonalmethode angewandt, wobei der Grenzpunkt im rechten Winkel zur Aufnahmelinie stehen mußte. Dies gelang mit einem Winkelprisma mit Senkel (Lot) oder besser mit der Kreuzscheibe mit und ohne Prisma. Die Kreuzscheibe ist ein Gerät, das auf einem Schaft einen sich nach oben verjüngenden Zylinder trägt, in den senkrecht zueinander stehende Schlitze eingeschnitten sind, durch die ein Objekt angezielt

und senkrecht dazu wieder abgesetzt werden kann.

Mit dem Orthogonalverfahren entstehen kartesische Kleinkoordinaten (Abszisse und Ordinate), die sich nur auf diese Linie beziehen.

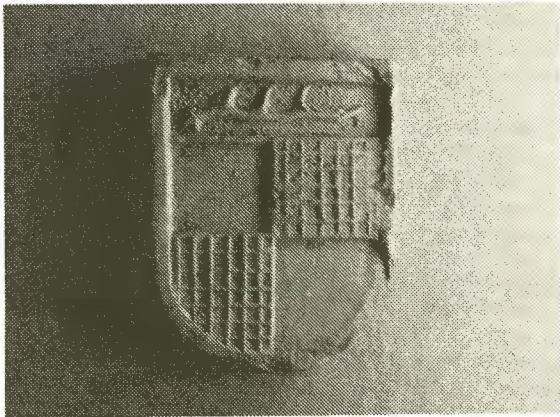
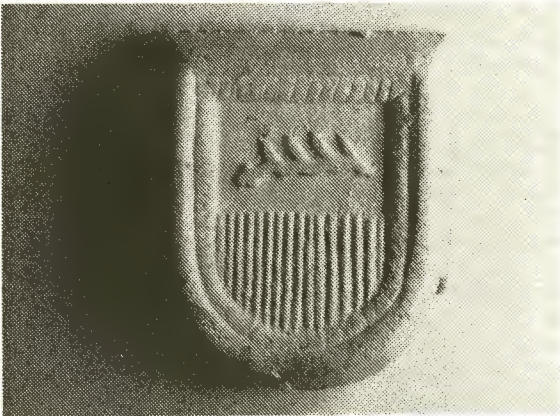
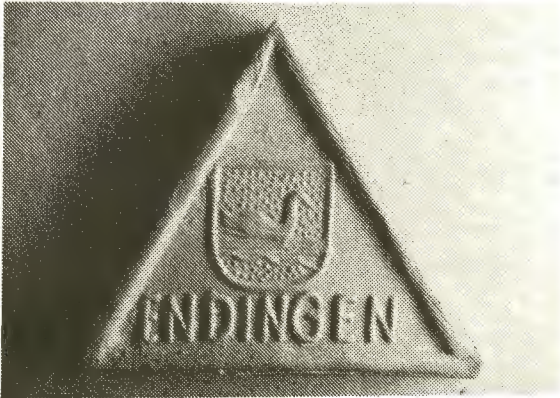
Seit es Vorschrift wurde, die Linie abzumarken, konnte man auf die geheime Verzeugung bedingt verzichten. Die heutige Aufnahmemethode ist das Polarsystem.

Von einem, von Sicherungsmarken überprüfen, Vermessungspunkt aus wird mit einem Winkelmeßinstrument der Grenzpunkt mit Winkel und Strecke aufgenommen. Man benötigt hierzu noch mindestens ein koordiniertes



Fernziel als Anschlußrichtung sowie die Koordinaten vom Standpunkt. Die Aufnahme erfolgt heute mit modernen elektro-optischen Meßgeräten mit und ohne Registrierung. Mit den Meßwerten können Landeskoordinaten im Gauß-Krüger-System errechnet werden. Mit der Einführung von Großkoordinaten für Grenzpunkte kann auf die Verzeichnung von Grenzpunkten vollends verzichtet werden.

Fortsetzung folgt



Vor 100 Jahren erschienen

## Das Königreich Württemberg

Beschreibung von Land, Volk und Staat (Fortsetzung) – Von Eugen Gröner, Balingen

**Endingen**, ev. Pfd. in Steinachthal, 2,5 km sw. von B., 542 m, mit Eckhaus und Kutmühle 590 E., w. 2 K. G. Wald v. 39 ha. Steinbrüche. Späthgoth. Ki., öfters erneuert, Thurm v. 1866. Erscheint mit Ebingen 793 durch Besitz des Kl. St. Gallen, ist später schalksburgisch, 1403 württ. Hier ist geb. 28. Juni 1745 als S. des Pfarrers: Aug. Friedr. Oelenheinz, an Höfen geschätzter Porträtmaler, † 1804 in Pfalzburg.

**Engstlatt**, ev. Pfd. an der Eyach, 3,8 km nö. v. B. 521 m, Eisenbahnstat. Postamt, T. 865 E., w. 17 K. G. Wald v. 25 ha. Steinbrüche. Spätgoth. Ki. E. gehörte zum frühesten zollerischen Besitz; 1403 mit Schalksburg württ. Beguinenhaus 1433.

**Erlaheim**, K. Pfd. am Thalbach, 8,4 km. nw. v. B., 576 m, 635 E., w. 4 Ev. G. Wald von 105 ha. Ki. z. h. Sylvester v. 1828 mit alten Thurm und goth. Altarbildern. E. war mit Bronnhaupten Bestandtheil der hohenberg. Herrsch. Kallenberg, 1401-1695 in waldburgischen Pfandbesitz, 1705 von Oesterreich den Freih. von Ulm verliehen. Früher Fil. der Johanniterordenspfarre Isingen, nach der Ref. von Binsdorf, seit 1811 selbständige Pfarrei.

**Erzingen**, ev. Pfd. an der Steinach, 4,6 km. sw. v. B., 570 m, mit P. 564 E., w. 1 K. G. Wald v. 40 ha. Spätgoth., 1833 erneuerte Ki. Verbaute goth. Kap. Ortsadel im 13. Jh., wohl gr. zollern-hohenbergische Dienstmänner. 1403 mit Schalksburg württ. Geb. ist hier 22. Sept. 1547 als Sohn des Pfarrers, nachmal. Helfers von Balingen, der unglückliche Dichter und Philolog Nikod. Frischlin † 1590.

**P. Bronnhaupten**, Staatsdomäne von 207 ha auf dem kleinen Heuberg, 1140 im Besitz des Klosters St. Georgen, später mit Erlaheim hohenbergisch, kam aus der truchsessischen Pfandschaft 1591 an Stotzingen, verödet im 30 j. Krieg, wurde 1652 an Wü. verkauft, das den Hof den Forstner v. Dambenoy verlieh, dann aber gegen Entschädigung für sich behielt.

**Frommern**, ev. Pfd. über die Eyach, 3,4 km sö. v. B., 563 m, Eisenbahnstat., Postamt, T. 817 E. w. 3 K. Obstbau, noch 2 ha Rebbau. 105 ha G. Wald. Gothische, mehrfach umgebaute Ki. Schon 793 und noch später ist St. Gallen hier begütert, kommt auch in dem Besitz der Ki., Der Ort 1403 mit Schalksburg an Wü. Geb. ist hier 14. Nov. 1826 als Pfarrerssohn Heinrich Lang, † Zürich 1876, freisinniger Theolog und gefeierter Prediger.

**Geislingen**, k. Pfd. im Riedbachthal 4,2 km nw. v. B., 561 m, Postagentur, mit Waldhof 1651 E., w. 22 Ev. G. Wald v. 184 ha. Orgelbau. Schuhmacherei. Ki. z. h. Ulrich von 1499, Grabmäler v. Stotzingen, Stauffenberg etc. freiherrl. v. Stauffenbergisches Schloß vo 1783, altes Wasserschloß mit goth. und Renaissanceresten. Auf dem Gottesacker Heiligkreuzkap. von 1665. Ortsadel in 12. bis 14. Jh. auf einer abgeg. B. mitten im Ort, Herren im 14. Jh. die Bubenhofen, seit Beginn des 16. Jh. die Hailfingen und Weitingen, bald Seb. von Göltingen, seit 1527 die Stotzingen u. A. Zuletzt kauften 1697 die Schenk v. Stauffenberg, von B. St. bei Hechingen stammend, das Gut, mit Waldhof 294 ha w. 47 Wald, samt Patronat u. Landeshoheit. Frauenklausen 1433. In 30j. Krieg wurde G. von den Bayern verbrannt.

**Heselwangen**, ev. Pfd. im Reichbachthälchen, 3,2 km. ö. v. B., 570 m, 606 E., wov. 1 K. G. Wald v. 14 ha Kirchlein von 1830, pastoriert vom Diak. in Bal. 793 Besitz des Klosters St. Gallen, dann zollerisch, 1403 württ.

**Hossingen**, D. auf dem Plateau hinter dem Gräbesberg an der europäischen Wasserscheide, 12,8 km sö. v. B., 896 m, mit Riedhof 409 ev. Einw. G. Wald v. 124 ha. Ki.-Fil. v. Meßstetten – ursprüngl. goth. Kap., 1668 erweitert. Am Weichenwang eine europ. Gradmessungsstation. H. war hohenbergisch, wurde 1347 an die Thierberg verkauft, 1418 an Württ.

**Laufen** an der Eyach, ev Pfd. 8,3 km sö. v. B., 615 m, Eisenbahnstat., Postamt, T., 816 E., w. 11 K. 1 e. Konf. Mehrere kleine Wasserfälle, von

denen der Name. G. Wald v. 298 ha. Kunstmühle. Schafwollspinnerei, Wattfabrik. Pappdekelfabrik. Neue goth. Ki., von Herzog 1873-75 erbaut. Schul-, zugleich Pfarr- und Rathaus von 1845. 793 Besitz des Kl. St. Gallen; später zollerisch, kommt L. 1403 an Wü. Früher Fil. von Burgfelden, dann Dürrwangen, bekam es 1844 einen eigenen Pfarrverweser. Geb. ist hier Burkhard Tunzmann, Prof. in Prag und Leipzig, † 1431. Die auf der M. liegende Schalksburg mit Ortsadel 1211, 1242, bildete einen Bestandtheil des ältesten zollerischen Familienbesitzes und gab seit Friedrich d. J., 1302, einem eigenen auf die B. mit Zugehörungen, besonders Balingen, abgetheilten Zweig des Geschlechts den Namen, welcher 1408 mit Friedrich gen Mülli erlosch. Auch zollerische Burgmänner saßen dort und nannten sich davon. 1403 württ., 1458 den Rechberg zu Pfand gegeben, in der werdenberg'schen Fehde 1464 zerstört, wieder aufgebaut, aber vor 1624 abgegangen. Fortsetzung folgt.

### Humor

So wie die Grablieder des 1781 in Saulgau geborenen Michael Jung, der sie als Pfarrer selbst gedichtet und mit der Gitarre begleitet am Grab vorgetragen hat, so wirken die vielen Marterln und Aufschriften an Gräbern in Bayern und Österreich, vor allem in Tirol: witzig, ulkig, treffend, aber auch verballhornt und pietätlos.

#### Marterln

Hier liegen begraben  
vom Donner erschlagen  
drei Schaf, a Kalb und a Bua!  
Herr gib ihnen die ewigē Ruah!

Wanderer, vernimm die Kunde,  
daß hier ging ein Mensch zu Grunde.  
Dank Gott als guter Christ,  
daß du's nicht gewesen bist!

Mein Weib deckt dieser Grabstein zu  
für ihre und für meine Ruh!

Hier ruht unser theurer Sohn N. N.  
sanft ruhe seine Asche, welche zu  
großen Hoffnungen berechnete.

Hier fiel Jakob Simmerer vom  
Hausdach in die Ewigkeit.

Hier liegt der Schweinemetzger Fürst,  
Er machte stets die besten Würst.  
Wieviel wohl stach er Säue ab,  
Bis hochbetagt er sank ins Grab.

Hier liegt Johannes Weindl,  
er lebte wie ein Schweindl,  
gesoffen wie eine Kuh,  
der Herr geb ihm die ewige Ruh!

Er starb zum größten Leidwesen der  
Gemeinde eines seligen Todes.

Hier liegt im stillen grünen Hain  
mein sel'ger Mann, der Förster Stein,  
das Trinken ließ er nimmer sein.  
Er starb – mög Gott es ihm verzeihn –  
aus reiner Lieb zum Brantewein.

Der Schustersepp von Lauterbach  
ist hier ersoff'n in der Ach.

Er trank zuviel vom Brantewein,  
Drum fiel er in die Ach hinein.  
Gott schenke ihm die ew'ge Ruh'  
und noch ein Viertel Schnaps dazu!

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 34

28. Februar 1987

Nr. 2

Vor 475 Jahren geschaffen

## Die Kanzel der Balingen Stadtkirche

von Eugen Gröner, Balingen

„Item den Predigtstuhl soll er machen (an) den einen Schaft mit Staffeln und einem durchsichtigen (Geländer) und soll die fünf (Seiten) errichten, daß man fünf Bilder darin mache und ob denselben und daneben mit Hohlkehlen und Stäben und die Stäblein verbossementen wie sich's gebührt, und ein Schäftlein mit einem Postament unterm Predigtstuhl, alles sauber und wirklich.“ So lautet der Auftrag, der an Meister Franz aus Tübingen am Freitag vor Cantate des Jahres 1512 wegen des Baues der Balingen Kanzel erging. Die Kanzel ist also 1987 475 Jahre alt.

Meister Franz hat den Auftrag gewissenhaft ausgeführt. Wie ein Kelch baut sich die Kanzel auf, ein fein profilierter Schaft (das „Postament“ ist heute leider unter dem Bretterboden versteckt) geht nach oben über in ein Kapitäl, das aus ineinander verschlungenen Kielbogen gebildet wird, darüber baut sich der eigentliche Kanzelkorb auf, die Treppe ist um den Pfeiler herumgeführt und hat, wie im Auftrag angeordnet, ein durchsichtiges Geländer.

Für die fünf Bilder hat sich Meister Franz die vier lateinischen Kirchenväter ausgesucht, die Mitte der Kanzel nimmt eine Madonnengestalt

ein. Die Reihe der Kirchenväter beginnt auf der linken Seite mit Ambrosius, dem „Vater des Kirchengesangs“. Geboren um 340 in Trier, seit 374 Bischof von Mailand, ist er Verfasser zahlreicher Hymnen in lateinischer Sprache, die zum Teil durch Übersetzung auch in den Liederschatz der evangelischen Kirche übergegangen sind (Nun komm, der Heiden Heiland, Tedeum). Er ist gestorben in Mailand 394 und liegt unter dem Hochaltar der Kirche S. Ambrogio begraben.

Hieronymus, der nächste in der Reihe, ist als Kardinal dargestellt. Er ist ebenfalls um 340 in Stridone (Dalmatien) geboren, wird 379 von Papst Damasus mit der Übersetzung der Bibel in die lateinische Sprache beauftragt, seine Übersetzung, „Vulgata“ genannt, war lange Zeit die einzige brauchbare Bibelübersetzung. Die Darstellung des Hieronymus mit dem Löwen beruht auf einer Legende, er soll einem Löwen einen Dorn aus der Pfote gezogen haben, worauf der Löwe als Haustier bei ihm blieb. Hieronymus ist in Bethlehem gestorben im Jahre 420.

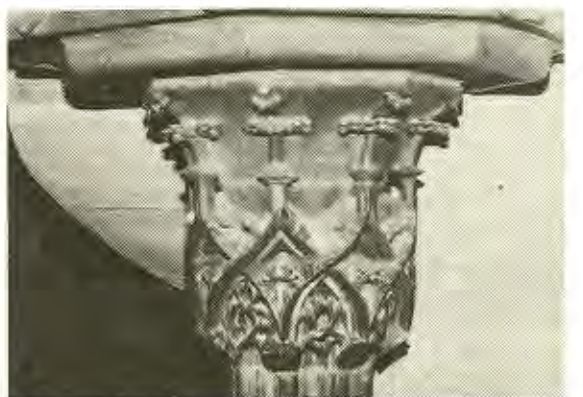
Im Zentrum der Kanzel wird Maria mit dem Jesuskind dargestellt als „Madonna“. Sie steht auf der Mondsichel und ist als „apokalyptische Madonna“ dargestellt, nach Kap. 12 der Offenbarung des Johannes, „ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen“. Auf dem rechten Arm trägt sie das Jesuskind, das mit einer Birne spielt. In der Reihe der Kirchenväter folgt Gregor I., der Große genannt. Er ist als Papst dargestellt und ist geboren um 540 in Rom. Zuerst war er Staatsbeamter, dann Benediktinermönch, 590 Papst. Er reformierte den Gesang der Mönche, der nach ihm noch heute „gregorianischer Choral“ heißt. Seinen Hymnus „O lux beata trinitas“ hat Martin Luther in's Deutsche übertragen zu dem Abendlied „Der du bist drei in Einigkeit“. Gregor ist gestorben 604 in Rom.

Der letzte in der Reihe der Kirchenväter ist Augustinus. Er ist geboren 354 in Thagaste (Numidien) von einem heidnischen Vater und einer christlichen Mutter, studierte in Karthago und wurde 384 Rhetoriklehrer in Mailand, ließ sich von Ambrosius taufen und kehrte 387 nach Karthago zurück. 391 wird er zum Priester geweiht, 394 wird er Bischof von Hippo. Während des Einfalls der Vandalen ist er 430 gestorben. Seine Bekenntnisse „Confessiones“ und seine Schrift vom Gottesstaat „De Civitate Dei“ und seine rund 300 Briefe haben ihn weithin bekannt gemacht.

Die Kanzel war nicht immer an der Stelle, an der sie sich heute befindet. Bis zur Kirchenrenovierung 1913/1914 stand sie auf der Nordseite der Kirche am dritten Pfeiler von Westen her. Daher kommt es, daß dieser Pfeiler noch heute in seinem unteren Teil rund ist, während alle übrigen Pfeiler achteckig sind. 1914 wurde die Kanzel an ihren jetzigen Platz versetzt. Wir



475 Jahre alt wird in diesem Jahr die Kanzel der Balingen Stadtkirche. An ihr sind die vier lateinischen Kirchenväter abgebildet, in der Mitte die apokalyptische Madonna.



Das Kapitäl des Kanzelfußes, eine feine Steinmetzarbeit.



Rund hundert Jahre nach der Kanzel schuf der Balingen Bildhauer Simon Schweitzer den prächtigen Kanzeldeckel. Er zeigt die Symbole der vier Evangelisten zwischen musizierenden Engeln, gekrönt von Christus als dem Guten Hirten.

dürfen heute froh und dankbar sein, daß die schöne Balingen Kanzel uns erhalten blieb, trotz Bildersturm und allen anderen Anfechtungen. Das ist durchaus nicht selbstverständlich. Bilder katholischer Bischöfe, ja sogar eines Papstes waren in den Augen echter Protestanten, insbesondere der Pietisten, ein Greuel. So berichtet 1863 das Protokoll des Pfarrgemeinderats, Pfg. B. habe die Bilder an der Kanzel zur Sprache gebracht. Der anwesende Prälat v. Dettinger erwiderte, „die Kanzel sei in ihrem jetzigen Zustand nicht ganz stilgerecht, sie stamme aus der Zopfzeit!, während der übrige Theil der Kirche gothisch sei.



Wenn man ändern wolle, solle man es stilmäßig thun“.

Zum Glück wurden die Anregungen des wohlgeden Herrn Prälaten nicht durchgeführt und die Balingen durften ihre schöne Kanzel behalten.

Ziemlich genau hundert Jahre jünger als die Kanzel ist ihr Schaldeckel. Er ist ein Werk des Balingen Bildhauers Simon Schweitzer, der ihn vermutlich in Zusammenarbeit mit einem Kunstschreiner geschaffen hat. Er trägt an seinen acht Ecken die Symbole der Evangelisten (Matthäus-Engel, Markus-Löwe, Lukas-Stier, Johannes-Adler), dazwischen vier musizierende Engel, jeder mit einem anderen Instrument. Die Figuren stehen auf dem aufgerollten Beschlagwerk des halbkugelförmigen Kanzeldeckels, zwischen den einzelnen Figuren sind muschelförmige Zwischenstücke eingelassen. Das Ganze ist bekrönt von einem an einen gotischen Turm erinnernden Baldachin mit Christus als dem guten Hirten.

Die Figuren wurden von Albert Pfeffer, dem verdienstvollen Kunsthistoriker von Lautlingen, zum Schönsten gezählt, was die Renaissance in Schwaben hervorgebracht hat.

1913/14 wurde der Kanzeldeckel von Bildhauer Schenk - Saulgau (unter Mitwirkung von Bildhauer Pollermann - Balingen), Restaurator Steinle - Sigmaringen und Schreinermeister Bames - Balingen, sorgfältig restauriert und teilweise ergänzt.



Der Kirchenvater Hieronymus. Er ist als Kardinal abgebildet.

## Die Nellenburger - Gründer der Stadt Ebingen?

Ergänzung zu dem Buch „Ebingen - die Geschichte einer württembergischen Stadt“  
von Dr. W. Stettner

In der Aprilnummer 1986 der Heimatkundlichen Blätter legte ich ausführlich dar, daß die Grafen von Nellenburg vor etwa 1270 Herren Ebingens waren und äußerte die Vermutung, daß sie Ebingen zur Stadt gemacht hätten. Da zwei führende Landeshistoriker Bedenken gegenüber dieser These schriftlich vorgebracht haben, soll meine Annahme im Folgenden nochmals unterbaut werden.

Beide Wissenschaftler halten sich daran auf, daß die Belege für eine Nellenburg in Ebingen erst mit dem Jahr 1614 einsetzen. Ich kann diese Bedenken gut verstehen, ist es mir doch selbst viele Jahre lang so gegangen, daß ich auf den einen Beleg von 1614 keine weiterreichenden Schlüsse bauen mochte. Aber nun hat die Durchsicht der Stadtrechnungen, die hier erst mit dem Jahr 1602 einsetzen und anfangs viele Lücken aufweisen, etwa zwanzig Belege für die hiesige Nellenburg ergeben. Es ist also von der Tatsache auszugehen, daß es im 17. und 18. Jahrhundert hier eine Nellenburg gegeben hat. Aber der Sinn und Zweck einer solchen Burg läßt sich aus den Verhältnissen des 17. oder gar 18. Jahrhunderts nicht erschließen, führt doch kein Weg und erst recht keine Straße von außen auf die Nellenburg zu, deren Lokalisierung eine Erwähnung von 1698/99 festlegen läßt. Man muß also zurückgehen bis in die Frühzeit der Stadt Ebingen, was auch mit der Zitierweise einiger Nennungen der Nellenburg zu begründen ist. Eine beträchtliche Verstärkung der Abwehrfront zwischen Burg und Malefizturm durch die Nellenburg ist denkbar, aber doch recht unwahrscheinlich. Einen guten Sinn erhält die Nellenburg, wenn dort die älteste Stadtmauer einen Knick nach Westen machte, die Nellenburg also einen Eckturm darstellte, von dem aus die Stadtmauer etwa parallel zum Bach zur Stadtmühle lief, Hof und Spitalhof also außerhalb der ältesten Stadtmauer ließ. Daß diese beiden Plätze Stadterweiterungen darstellen habe ich schon vor einigen Jahren vermutet und auch in den Heimatkundlichen Blättern dargelegt. Für eine Verstärkung der Stadtbefestigung an den Ecken ließen sich zahlreiche weitere Beispiele beibringen.

Eine andere Überlegung, die mit der Gestalt der ältesten Stadt nichts zu tun hat, geht von dem Namen Nellenburg aus. Daß man einer

Befestigung im 17. oder 18. Jahrhundert sozusagen aus dem hohlen Bauch die Bezeichnung Nellenburg gegeben hätte, wird kein Historiker annehmen. Andererseits gibt es den Namen Nellenburg in ganz Baden-Württemberg nur noch ein zweites Mal, das ist die Nellenburg oberhalb Stockach, die durch ihre beherrschende Lage imponiert, obwohl sie nur noch kümmerliche Mauerreste aufweist.

Sie war der Sitz von Hochadelsgeschlechtern, seit 1216 Erbgut der Grafen von Veringen, die sich wie ihre Vorgänger Grafen von Nellenburg nannten und in der Landgrafschaft Nellenburg regierten. Hans Jänichen hat nachgewiesen, daß vornehme Herren häufig den Namen einer Burg auf andere Besitzungen übertragen haben. Ein gutes Beispiel aus unserer Gegend sind die Burgen Lichtenstein, die bei

den bei Neufra, die bei Honau und die bei Neidlingen; die Besitzer dieser Burgen waren mit einander verwandt. Nimmt man an, daß die Stockacher Nellenburg und die Ebingen ähnlich einmal einer Familie gehört haben, so ist es außer Zweifel, daß die Stockacher die ältere ist. Als weiterer Hinweis für Beziehungen zwischen Ebingen und den Stockachern sind die niederadligen Herren von Ebingen zu nennen, die, wie ich schon nachgewiesen habe, seit etwa 1270 im Umkreis der Stockacher Grafen von Nellenburg erscheinen (Heimatkundl. Blätter April 1986).

Direkte Zeugnisse für die Herrschaft dieser Grafen über Ebingen sind nicht (mehr) vorhanden. Von Winterlingen, das bis etwa 1485 eng mit Ebingen verbunden war, schreibt Jänichen in der Kreisbeschreibung Balingen (II S. 904) „Die Grafen von Veringen und Nellenburg und ihre Erben, die Grafen von Tengen, haben, vermutlich schon um 1200, solche (Grafen-)Rechte (in Winterlingen) erworben.“

Die Annahme, daß die Grafen von Nellenburg Herrschaftsrechte in Ebingen hatten und dieses zur Stadt gemacht haben, enthält also einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Um 1270 ist aber diese Herrschaft an die Grafen von Hohenberg übergegangen. Es ist jedoch erstaunlich, in welch geringem Umfang sich hohenbergischer Grundbesitz in Ebingen nachweisen läßt. Der Übergang der Herrschaft von den Nellenburgern an die Hohenberger hat sich offenbar friedlich vollzogen, denn sowohl der Name als die Burg Nellenburg haben sich noch über ein halbes Jahrtausend erhalten. Ist es wirklich zu kühn, wenn ich vermute, daß Graf Albrecht (II.) von Hohenberg, dessen erste Gemahlin unbekannt ist, eine Nellenburger Erbtöchter geheiratet hat?

Die Geschichte Ebingens in der Stauferzeit lag bisher vollständig im Dunkeln. Man kann jetzt, wie ich glaube, einige Lichtpunkte setzen: Hans Jänichen hat dargelegt, daß der Talgang um 1200 von seinem Ebingen Ausgangspunkt getrennt wurde. Die „Burg“ beim heutigen Bürgerturm stammt noch aus vorstädtischer Zeit, ist möglicherweise auch vorstauferisch, war aber maßgebend für die Planung des Ebingen Stadtgrundrisses. Auf dem heutigen Schloßfels, der einstens Heringstein hieß (die beiden Abbildungen im Buch nach der Urkunde von 1285 enthalten den Namen) stand eine mittelalterliche Burg, nach der sich ein Dienstmannengeschlecht wohl der Hohenberger nannte. Nun kommen die Grafen von Nellenburg als zeitweilige Besitzer und wohl auch Stadtgründer Ebingens hinzu. Die älteste Stadt aber umfaßt noch nicht den Hof und den Spitalhof, diese beiden sind Stadterweiterungen der Zeit um etwa 1400.

## Zum 50. Jahrestag eines Wahrzeichens der Stadt Balingen

Vogtsitz, Scheuer, Denkmal - die wechselhafte Geschichte des Balingen Schlosses  
Von Hans Schimpf - (3. Folge)

Die vorhergehende Folge befaßte sich mit den zum Teil heute nicht mehr vorhandenen Bestandteilen der ursprünglichen Schloßanlage. Unversehens erfolgte dabei ein Sprung vom 17. ins 19. Jahrhundert. Nun noch einmal zurück zum Jahr 1649 - dem Jahr, als mit dem Wiederaufbau des Reiterhauses und der Renovierung des Schlosses begonnen wurde - denn der neue Obervogt, Graf Kandel, steckt (siehe Folge 1) ja immer noch in Nagold, zwischen Tür und Angel.

### Lieber in Nagold überwintern

Vierzehn Tage vor Pfingsten wollte er mit seinem Haushalt nach Balingen gezogen sein; aber daraus wurde nichts. Erst Anfang Juli meldete ihm der Vogt, daß die Gebäude soweit hergerichtet seien, daß er nun „den Unterschluß darin nehmen“ könne.

Beim Bau war man vom Plan und den weiteren Vorschlägen des herzoglichen Werkmeisters (siehe Folge 1) insofern abgewichen, als

am Schloß keine baulichen Veränderungen vorgenommen, sondern nur die Schadstellen ausgebessert wurden. Im Reiterhaus hatte man lediglich im Erdgeschoß eine Stube, eine Kammer und eine Küche eingerichtet,

„... so daß diesen Winter über das Gesindt darin ihren Uffenthalt haben und suchen könne...“

Dazu bemerkte der Vogt noch:

„Es würde in meiner einfältigen Meinung das Beste sein, man würde diesen vorstehenden Wüntter das Holtz darzu fällen... lassen, damit mann khünftig in - ob Gott will im Frieden und Gesundheit erlebende - Fruehlingszeithen mit dieses... täglich besorglich einfallenden mehr als übel zergangenen alten wurmbstichigen Reiterhaus... höchst notwendigster Aufrichtung beginnen könne.“

Er befürchtete, das noch stehende alte Gemäuer könnte einstürzen und den Erdgeschoßneubau unter sich begraben. Diese Befürchtung



tung hatte Graf Kandel offensichtlich auch, denn er zog es vor, noch einmal in Nagold zu überwintern.

### Heimliche Gemächer

Erst im Frühjahr 1651 war es soweit, daß er seine Residenz beziehen konnte. Noch im Januar beschwerte er sich darüber, daß Fenster, Läden und Türen nicht richtig instandgesetzt seien. Vor allem aber wies er auf die noch offenen Laubengänge hin:

„Welches mir nit geringe Angst und Sorg verursacht, indeme ich kleine Kinder habe, und Gott behüte gnedig, leichtlich ein Herzlayd und Unglückh beschehen kann“.

Die „heimlichen Gemächer“ (Abort) waren zwar im Rohbau eingerichtet, aber so natürlich noch nicht benutzbar. Der Graf mußte den Schreiner, was er sehr beklagte, für die notwendigen Arbeiten aus „eigenem Seckel“ bezahlen.

### Kurze Pracht

Einige Jahrzehnte lang wurden nun Schloß und Reiterhaus, ihrer eigentlichen Bestimmung entsprechend, wieder von einem Obervogt und dessen Haushalt bewohnt. Wie es scheint, hatte man aber, um Graf Kandel den Aufzug zu ermöglichen, in aller Eile am Schloß nur Flickschusterei betrieben. Denn bereits 1680 mußten zur Erhaltung des Gebäudes umfangreiche Sanierungsmaßnahmen durchgeführt werden. (Weitere Ausführungen dazu in einer der nächsten Folgen.)

Anfang des 18. Jahrhunderts befand sich das Schloß in einem recht passablen Zustand. Jedoch war die Pracht nur von kurzer Dauer. Schon 1737 wird es wieder als

„... ein dem täglich drohenden Einfall unterworfenen Gebäu...“ bezeichnet.

Der letzte darin wohnende Obervogt, Heinrich Reinhard Baron von Röder, war 1735 bei der Aufhebung der Obervogteien ausgezogen. Balingen Bürger bewohnten es nun. Im Keller lagerte Stadtschreiber Beuttel seinen Wein. Offensichtlich war man in Stuttgart nun nicht mehr dazu bereit, in das Gebäude zu investieren – es wurde ja nicht mehr gebraucht.

1748 bekam der Vogt den Auftrag, Schloß und Reiterhaus zu verkaufen.

### Liebhaber gesucht

Als er 1752 gefragt wurde, wie es denn darum stehe, antwortete er:

„Sich bis daher kein Liebhaber darzu gefunden hat, ungeachtet ich mich um einen solchen bey aller Gelegenheit bemühet habe.“

Bei der Größe des Schloßgebäudes, so fuhr er fort, käme ein Abriß wohl kaum in Frage, da die Abrißkosten leicht höher ausfallen könnten, als der Erlös aus den Materialien. Zudem befand sich im Hof die Beschälplatte für die alljährlich vom Gestüt Marbach kommenden Deckhengste.

In Stuttgart schien man schließlich eine elegante Lösung des Problems gefunden zu haben: Der oberste Stock sollte abgebrochen, und vom Materialerlös die Reparatur der übrigen zwei Geschosse bestritten werden. Um diese Möglichkeit zu überprüfen, wurde Landbaumeister Groß damit beauftragt, doch gelegentlich einmal in Balingen vorbeizuschauen, aber er kam nicht. Stattdessen hatte Vogt Venninger tatsächlich bald einen „Liebhaber“ an der Angel.

Der Balingen Biersieder Jenter wollte die Gebäude für seinen auf Wanderschaft befindlichen Sohn erwerben, damit dieser sich darin eine Brauerei einrichten könne. Wochenlang wurde zäh verhandelt, denn dem Biersieder waren die jährlich zu bezahlenden Raten zu hoch.

Unvermutet tauchten zwei weitere „Liebhaber“ auf: Johannes Pfeiffer, Bäcker und Biersieder, und Johannes Haasis, Rotgerber. Wie kam es dazu? – Vogt Venninger war ein taktisch sehr geschickter Mann. Er wußte über die Beiden,

daß „... deren Weiber Schwestern sind... und sie gern zusammenziehen möchten.“

Er ließ die zwei Männer zu sich kommen und hatte sie auch alsbald davon überzeugt, daß dieses Anwesen für sie genau das richtige wäre.

Sie könnten eine Brauerei einbauen, eine Wirtschaft betreiben und endlich auch einmal zusammen wohnen. Über den Kaufpreis von 1800 Gulden und die Jahresraten war man sich auch schnell einig.

Hochofrenut machte der Vogt Meldung nach Stuttgart. Von dort bekam er aber zu hören, daß es so ja nicht ginge, die Gebäude müßten versteigert werden.

### Abgekartetes Spiel?

Durch Ausschellen und Aushang an den Rathäusern wurde nun im Amt Balingen und den umliegenden Ämtern der Versteigerungstermin und die Bedingungen bekanntgegeben. Die Liebhaber sollten sich am 20. März 1753, morgens acht Uhr „auf dem Balingen Rathaus“ einfinden. Eine der Bedingungen war, daß der

## Änderung im Jahresprogramm der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Die für Montag, 11. Mai, geplante Exkursion wird wegen der dortigen Bauarbeiten nicht das Kloster Kirchberg, sondern die Stadt Haigerloch zum Ziele haben.

Käufer vorläufig noch die Beschälplatte im Hof dulden müsse.

Die Uhr der Stadtkirche schlug acht. Als sich kein weiterer Interessent mehr einzustellen schien, glaubte der Vogt mit der Versteigerung beginnen zu können. Da meldeten sich aber Pfeiffer und Haasis noch zu Wort und meinten, sie hätten noch etwas klarzustellen: Das mit der Beschälplatte im Hof sei vorher ja nicht so ausgemacht gewesen. Diese müsse verschwinden, denn den Stall im Schloß brauche der Käufer doch wohl selbst für sein Vieh. Zustimmung des Gemurmels im Raum – Der Vogt hatte ein Einsehen, die Bedingung wurde gestrichen, und endlich konnte das Licht angezündet werden. Nicht etwa, weil es zu dunkel gewesen wäre – nein, es handelt sich hierbei um einen alten Brauch. Dazu ein Zitat:

„Zum Inventar auch kleiner Rathäuser und Amtsstuben gehörte schon im 16. Jhrdt. eine „blechene Büx, worauf das Liechtlein gestellt wird.“ Diese Büchse... hatte bei Versteigerungen... eine wichtige Funktion: Die

darauf gestellte Kerze wurde angezündet, und es durfte nur geboten werden, solange sie brannte; war sie erloschen, gab es keinen Aufschlag mehr...“

(Angelika Bischoff-Luithlen: Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten, Stgt. 1979, S. 53).

Die Kerze brannte, der Vogt wartete auf die Angebote. Die Minuten vergingen; das Licht erlosch; es war wie verhext: niemand hatte geboten – eigenartig. Darüber geärgert hat sich der Vogt nicht. Wohl erkannte er das ganze als ein von Pfeiffer und Haasis angezettelt abgekartetes Spiel. So konnten sie nun das Anwesen zum bereits ausgemachten Preis erwerben.

### Halsstarrig

Gleich am nächsten Tag wurde der Kaufvertrag aufgesetzt und zur Prüfung nach Stuttgart geschickt. Dort fügte man den darin enthaltenen Konditionen jedoch noch ein Wirtschaftskonzessionsgeld von 10 Gulden und ein jährliches Rekognitions geld von 3 Gulden hinzu. Damit wollten die Käufer sich allerdings nicht abfinden. Sie erklärten, der Vogt habe ihnen schließlich mit dem Versprechen des kostenlosen „Wirtschaftsprivilegiums“ und der Steuerfreiheit ja erst „Lust zu Erkaufung dieses alten Gebäus“ gemacht. Mit der Wirtschaft werde sicher nicht viel zu verdienen sein, da es in der Stadt bereits 14 Wirtschaften gebe. Wenn ein fremder Reisender komme, so kehre er im Weißen Ochsen ein, denn er gehöre dem Posthalter Roller, der schon dafür Sorge, daß die Postkutschenpassagiere bei ihm einkehren.

Kurzerhand erklärten die beiden künftigen Schloßbesitzer unter diesen Umständen vom Kauf zurückzutreten. Vogt Venninger dazu in seinem Bericht nach Stuttgart:

„Es ist nicht anderst zu vermuthen, als daß einer von etlichen müsigen – vorhero in Ämtern bestanden Personen allhier, die gewohnt seynd einfältige Leuthe in ihren amtlichen und gerichtlichen Vorkommenheiten zu verlaiten, um ihre ohnmächtigen Absichten auszuführen, auch den Pfeiffer und Haasis... wider das Herrschaftliche Interesse verführet haben.“

Wie dem auch sei, die Beiden hatten mit ihrer Halsstarrigkeit Erfolg: Das Konzessionsgeld und die Steuer wurden gestrichen und am 14. Mai 1753 der Kaufvertrag unterzeichnet.

(Fortsetzung folgt)

### Vor 100 Jahren erschienen

## Das Königreich Württemberg

### Beschreibung von Land, Volk und Staat (Fortsetzung) – Von Eugen Gröner, Balingen

**Lautlingen**, k. Pfd. an der Eyach, 11,7 km s. v. B., 778 m, Eisenbahnhaltstelle, Postagentur, mit Thierberg 721 Einw., w. l. Ev. G. Wald v. 417 ha. Tuffsteinbruch, Sammt- u. Manch. Fabr. Ki. z. h. Joh. Bapt. v. 1725 mit stauffenb. Grabmal. Modernes Schloß der Fam. St. Abgeg. Burgen: Thierberg, in der Folge Alten Thierberg, jetzt st. Hofgut v. 111 ha; Wilden-Thierberg auf dem Ochsenberg. W.: Hirschkuh auf Dreiberg. Kam ca. 1550 durch Kauf an die Westerstetten, 1619 durch Vermächtnis an die Stauffenbergs, welcher Familie 1805 die Ritter- und sonst. Güter, sowie die Patronatsrechte zu L. und Geisalingen verblieben; ihr Besitz in L. 67 ha, wov. 16 ha Wald.

**Margrethausen**, k. Pfd., im oberen Eyachtal, 13,7 km s. v. B., 701 m, m. P. 314 E. w. 10 Ev., 1 e. Kf. G. Wald v. 121 ha. Ehem. Klösterlein, jetzt Pfarr-, Schul- und Rathaus. K. zu St. Margareta; urspr. rom. Kap., dann gothisch, jetzige Gestalt aus dem Anf. d. 18. Jh. Geschichtlich gehört der Ort ganz mit Lautlingen zusammen, war auch, im 30j. Krieg bis auf die Klausse völlig zerstört, bis 1810 Filial von da. Das Franziskanerinnenkloster, etwa aus der 1. Hälfte des 14. Jh. stammend, war stets unbedeutend, fristete noch sein Dasein bis in den Beginn des unse- ren. P. Ochsenberg, Frh. v. Sgtauffenberg'sches Gut v. 135 ha, w. 63 Weiden und 28 Wald. Ein abgeg. Hof Käsenthal, seit 1200 mit Ortsadel genannt, kam gröstentheils ans Kloster.

**Meßstetten**, ev. Pfd. am Nordrand der Hardt auf der europ. Wasserscheide, 16,3 km s. v. B., 906 m, Postagentur m. Eichaltders Haus, Eichh. Hof 1389 E, wov. 6 Kath. 3 e. Kf., 1 J. G. Wald v. 293 ha. Alte modernisierte K. 843 mit Ebingen in einer St. Galler Urk. gen., hatte M. Ortsadel in 13 Jh., wurde hohenbergisch, 1418 an Wü. Wasserversorgung vorbereitet.

**Oberdisheim**, an der oberen Beera, 14,9 km s. v. B. 776 m, m. P. 863 E. w. 14 K. 1 J. G. Wald von 291 ha. Steinbruch. Filv. Thieringen. Spätgoth. Ki. z. h. Joh. 1655 umgebaut. Ortsadel 13. bis 15. Jh. OD. gehörte zur Herrschaft Schalksburg, 1403 württ. P. Föhloch. Geyerbad, W. 115 E. w. 2 K. Früher besuchtes Bad. Michelfelder Hof. Scheibalden. Steighaus.

**Onstmettingen**, ev. Pfd. am Ursprung der Schmiche, 16,7 km ö. v. B. 812 m. Postagentur mit Geifitze, Stichwirthshaus, Thalmühle, Zolersteighof 2106 E. w. 4 K, 1 J. Feinmechanik, seit 1764 durch Pf. Ph. Matth. Hahn und Schulmeister Schaudt eingeführt, Nagelschmiede, Weber. G. Wald v. 534 ha. Tufflager. Linkenboldshöhle. K. z. h. Martin, rom. Kap., dann gothisch, 1709 umgebaut. Zweite K. zu St. Johann im oberen Dorf, jetzt Fabrik. Alt zollerisch, wurde O. mit Schalksburg 1403 württ.

Schluß folgt



# Abmarkung und Sicherung von Vermessungs- und Grenzzeichen

Von „Zeugen“ und „Untergängern“ – Von Rudolf George (3. Fortsetzung)

## Historische Grenzsteine

Das Abmarkungsmaterial bestand anfänglich aus mehr oder weniger gut geformten Feldsteinen, die man an Ort und Stelle vorfand. Diese aufgerichteten Grenzsteine waren eher hoch als breit. So konnten sie tief genug in den Boden gesetzt werden und erhielten einen besseren Stand als flache und breite Steine. Es wurden aber auch längliche Steine in die Grenze gesetzt, gebietsweise auch Laibsteine. Das Wort kommt vom Brotlaib, dem die Steine ähnlich sehen. Solche aufgerichteten Grenzmarken findet man auch auf der Gemarkung Dormentingen. Die Laibsteine waren bei den Eigentümern und Geometern wenig beliebt, weil sie durch die Bewirtschaftung der Grundstücke leicht aus ihrer Lage gebracht werden können und somit nicht immer eindeutig den Grenzpunkt und den Grenzverlauf markieren. Laibsteine wurden ausgewechselt und durch zulässige Grenzzeichen in der Rechtslage vermarktet.

Später ging man daran, behauene Steine aus nicht ortsansässigem Material zu verwenden, so daß der Stein sofort als Markstein zu erkennen war. Hierbei handelte es sich überwiegend um Sandsteine. Der Kopf dieser Grenzmarken stand 10 – 20 cm über dem Boden heraus. Die Grenze war sichtbar markiert.

Heute werden im freien Gelände Granitsteine gesetzt oder weiße Kunststoffmarken geschlagen. Auf befestigten Straßen und Mauern werden Grenzbolzen einbetoniert.

Es gibt noch Grenzsteine, die sich durch Form und Größe von den gewöhnlichen Grenzsteinen unterscheiden. Es sind dies Grenzmarken für Gemarkungs-, Kreis-, Landes-, Jagdgrenzen usw. Diese Grenzsteine weisen oft am Kopf mit eingeschlagenen Rinnen den Grenzverlauf nach, tragen seitlich manchmal Wappen, Krummstab, Zeichen oder Buchstaben.

Im Zollernalbkreis findet man noch die meisten Landesgrenzsteine zwischen den ehemaligen Ländern Württemberg, Baden und Hohenzollern, die größtenteils auch noch seitlich Buchstaben mit folgender Bedeutung tragen, z. B.:

KP für Königreich Preußen  
KW für Königreich Württemberg  
HH für Hohenzollern-Hechingen;  
ferner auch den Hinweis auf die Gemarkung/Gemeinde wie

## Ehemalige Landesgrenzsteine



KW = Königreich Württemberg  
O = Gemarkung Ostdorf  
1819 = Abmarkung

GO für Gemarkung Ostdorf  
GG für Gemarkung Grosselfingen  
GSt für Gemarkung Steinhofen; auch sind häufig an der Steinseite Nummern eingeschlagen, die in fortlaufender Numerierung den Grenzverlauf nachweisen und zudem noch in Karten vermerkt wurden.

Vereinzelt sind auch Jahreszahlen der Grenzabmarkung zu finden, die zwischen den Ländern durchaus in ihrer Jahresangabe abweichen können.



KP = Königreich Preußen  
G = Gemarkung Grosselfingen  
HZ = Hohenzollern

## Vorder- und Rückseite

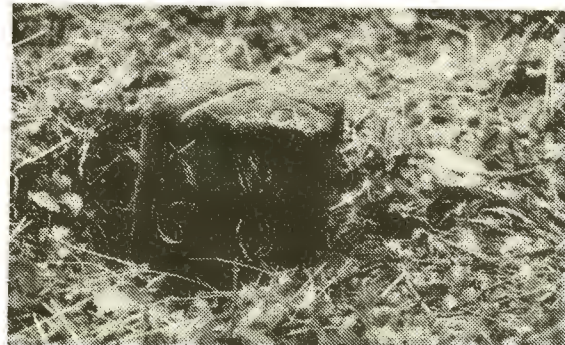


KP = Königreich Preußen  
G = Gemarkung Grosselfingen  
daneben: unbehauener Stein,

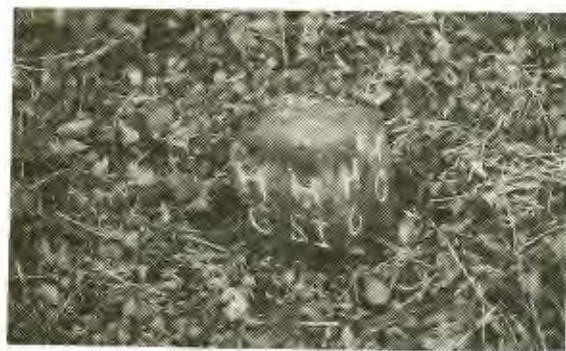


Ost = Gemarkung Ostdorf  
1776 = Abmarkung

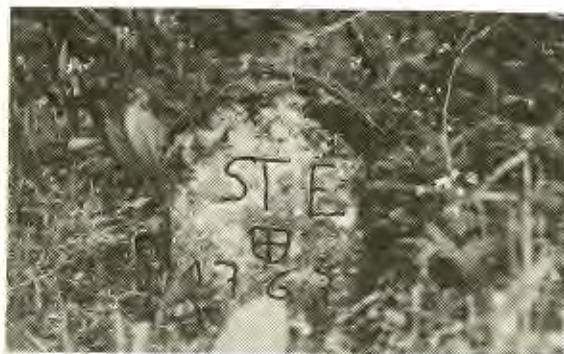
## Grenzstein für drei Gemeinden



KW = Königreich Württemberg  
GO = Gemarkung Ostdorf  
Grenzverlauf und Nummer



HH = Hohenzollern-Hechingen  
GSt = Gemarkung Steinhofen  
HH = Hohenzollern-Hechingen  
GG = Gemarkung Grosselfingen



ST E = Gemarkung Steinhofen  
Hohenzollernwappen  
1767 = Abmarkung

## Quellennachweise:

Weinheimer: Die Dienstlichen Rechte und Pflichten der Felduntergänger in Württemberg.  
Schiele, Richard: Brauchtum und Sage um Mark und Markstein

Schäfenacker: Die württembergische Landesvermessung

Innenministerium Baden-Württemberg: Vermessungs- und Kartenwesen

Maier, Gerd: Bildband „Zeugen der Vergangenheit“

Köhler, Albert: Foto-Aufnahmesammlung von Grenzsteinen

Foto-Stadtarchiv Balingen: Marksteinzeugen aus dem Raum Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 34

31. März 1987

Nr. 3

## Balthasar Wurer: Ein bedeutender Schömberger

Er war Weihbischof in Konstanz – 1606 starb er im Alter von 93 Jahren – Von Wolfgang P. Bernhard

Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die das einstmals vorderösterreichische Städtchen Schömberg hervorgebracht hat, war Balthasar Wurer, der von 1574 bis 1598 Weihbischof von Konstanz war. Zu dieser Zeit galt Konstanz als das größte deutsche Bistum, das auch weit in die Schweiz reichte. Magister Wurer erwies sich, wie der Überlinger Chronist Jacob Reutlinger berichtet, als „ein sehr gelehrter und eifriger Mann“, der im Alter von 93 Jahren „im Rufe der Heiligkeit“ starb.

Nach Reutlingers Aussage mußte Balthasar Wurer 1513 geboren worden sein. Um diese Zeit (1510) war ein Endres Wurer Stadtschreiber zu Oberndorf. Ob er ein Verwandter des Bischofs war, weiß man nicht. Wie aus einem beim Pfarramt in Schömberg verwahrten Kirchenjahrbuch hervorgeht, hatte der Bischof einen Bruder Melchior, der mindestens von 1575 bis 1582 dem Rat der Stadt angehörte. Ein 1582 genannter Hans Wurer war gleichfalls ein Bruder Balthasars. Außerdem hatte er eine Schwester Barbara.

Ein weiterer in Schömberg ansässig gewesener Verwandter könnte Bastian Wurer gewesen sein, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts – und noch 1582 – genannt wird. Ebenfalls 1582 wird ein Philipp Wurer genannt.

Die Schreibweise des Namens variiert bei allen aus Schömberg stammenden Namensträgern von Wurer über Wuorer, Wuorer und Wuohrer bis Wuhrer und Wurrer. Das hat man früher nicht so genau genommen. 1608 war (nach Alfons Besenfelder) ein Leonhard Wurer Stadtschultheiß in Schömberg. Von 1608 bis etwa 1620 war dieses Amt, wie aus einer Dissertation von Erich Camenzind hervorgeht, einem Balthasar Wurer anvertraut. Ein in einer Musterungsliste aus dem Jahr 1618 aufgeführter „Leutenamt Balthas Wuvrer“ dürfte ein Großneffe des Bischofs gewesen sein.

Die Schömberger Wurer bildeten schon damals eine sehr zahlreiche Familie, die den heutigen Ahnenforschern ihre Arbeit nicht leicht werden läßt. Das Geschlecht gehörte der „Ehrbarkeit“ an, einer wohlhabenden Bürgerschicht, die im Städtchen Ansehen und Einfluß hatte. In der Zeit von 1483 bis 1705 brachte es nicht weniger als 14 Priester hervor. Einer der frühesten, die uns bekannt geworden sind, ist Conrad Wurer, der (wie aus einem im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrten Dokument hervorgeht) als Nachfolger von Conrad Schmid 1483 Frühmesser zu Schömberg wurde.

Am 13. Mai 1540 immatrikulierte sich Balthasar an der Universität Freiburg. Er studierte zunächst an der Artistenfakultät, wo er sich bald durch Charakter und Leistung auszeichnete (wie aus der von Camenzind verfaßten Biographie „Weihbischof Balthasar Wurer von Konstanz“ zu erfahren ist). Nachdem er im Januar 1544 (mit 30 Jahren) die Magisterwürde erlangt hatte, wechselte er an die theologische Fakultät und begann gleichzeitig mit einer ersten Lehrtätigkeit an der artistischen Fakultät, und schon am 1. Dezember 1547 wurde er in den Fakultätsrat aufgenommen. Kaum daß er dafür wahlfähig geworden war, übertrug ihm die Universität das Amt des Dekans der Artistenfakultät. Als solcher gehörte er auch dem Senat an. Die in dieser Zeit von ihm verfaßten Protokolle sind – so Erich Camenzind – „in einem flüssigen und eleganten Latein geschrieben“. Viermal hatte er während seiner Amtszeit Promotionen durchzuführen und als Examinator zu amten.

1548 wurde der Schömberger Bürgersohn ein zweites Mal zum Dekan gewählt. In diesen Jahren erwies er sich als „tatkraftiger Mann mit klarem Gespür für die aufgegebenen Probleme“, und er bewahrte sich „die Freiheit der eigenen Meinung und des eigenen Entscheidens in Dingen, die seiner Jurisdiktion unterstellt waren“. Während seiner theologischen Ausbildung hatte Balthasar Wurer freilich ganz im Banne eines großen Geistes gestanden: dem Theologen Valentin Fabri.

1549 promovierte Wurer zum Baccaraleus Biblicus. Zwischen 1544 und 1546 durfte er die niederen Weihen empfangen haben, 1547 die Priesterweihe.

Nach Abschluß seiner theologischen Studien übersiedelte Balthasar Wurer nach Speyer, wo er von 1549 bis 1551 als Lektor tätig war. Er erwies sich dort auch als eifriger und guter Prediger. Bis einschließlich 1557 war Balthasar Wurer Pfarrer in Scheer, wo er sich, von Truchseß Wilhelm von Waldburg herangeholt, dank seines untadeligen Lebenswandels und seiner Gelehrsamkeit einen guten Ruf erwarb, so daß sich bald auch Städte wie Freiburg und Überlingen um ihn bemühten.

Am Dreikönigstag 1558 wurde er in Überlingen als Pfarrer angenommen. Dem Bericht Reutlingers zufolge „zog er aber erst auf Johanni Bapt. auf“ (das ist der 24. Juni). 18 Jahre lang ist er „allhier“ (in Überlingen) ein lobwürdiger Pfarrherr gewesen. – In der Bodensee-Stadt hatte er manchen Ärger, aber zum anderen auch 32 Jahre nach seinem Weggang noch freundliche Kontakte.

Wie Archivunterlagen des Erzbischöflichen Archivs in Freiburg (Bestand 9) zu entnehmen ist, war in Konstanz vom 1. bis 6. September des Jahres 1567 eine Diözesansynode gehalten worden, bei der, wie es heißt, „Weihbischof Eliner eine mannigfaltige Amtstätigkeit entwickelte. Außer ihm beteiligte sich noch besonders der Pfarrer Balthasar Wurer von Überlingen als Lector des Concepts der zu beratenden Synodalstatuten“. Die vom Tridentinischen Konzil (wohl in der Schlußsitzung am 3. Dezember 1563) angeordneten Diözesansynoden sollten in den „respectiven Bistümern den katholischen Glauben, die guten Sitten bei Clerus und Volk und die kirchliche Ordnung wieder herstellen und festigen“. Hierbei „gingen den alle Jahre zu haltenden Synoden“ die jährlichen bischöflichen Visitationen „zur Seite“.

Anno 1574 wurde Balthasar III. Wurer „unter dem Titel eines Bischofs von Ascalon als Suffraganeus zu Konstanz aufgestellt“. Am Sonntag vor Michaelis (29. September) fand seine Consecration statt, zu der von der Stadt Überlingen fünf Ratsherren abgeordnet wurden. Im darauffolgenden Jahr begann Wurer mit den vom Tridentinum angeordneten und von vielen Pfarrherren gefürchteten Visitationen, denen sie sich häufig zu widersetzen versuchten. Kardinal Marcus Sitticus empfahl seinen neu ange-

nommenen Weihbischof am 4. April 1575 der Stadt Luzern „zu guter Aufnahme“. Dort (und im ganzen Kanton) gab es für ihn viel zu tun.

Außer den Visitationen nahm der Suffragan auch Weihungen vor. Von 1579 bis 1596 soll er allein in der Schweiz 29 Weiheakte vorgenommen haben. Bis 1584 hatte er, wie er selbst seinem Ordinarius (Mark Sittich) berichtete, 10 000 Firmungen gespendet. In Schwaben sind Amtshandlungen von ihm bekannt in Mochen-thal bei Zwiefalten, in Burgberg bei Überlingen, in Rottweil, in Eschach, in Ermatingen und Waldau bei St. Peter. Am 23. Januar 1586 unterzeichnete Weihbischof Wurer zusammen mit dem Abt von Zwiefalten und einem anderen Abt (wahrscheinlich dem von Wiblingen) die Resignation des Weingartener Abts.

In der Stadt Überlingen muß es um diese Zeit nicht sehr kirchenfreundlich zugegangen sein; jedenfalls sah sich der päpstliche Nuntius F. Felicianus 1579 veranlaßt, an den Überlinger Magistrat ein Schreiben zu richten, in dem er ihn im Einvernehmen mit Weihbischof Wurer ermahnte, „unkirchliche Anmaßungen“ abzustellen. Wurer ging auch später recht energisch gegen die Sittenlosigkeit vieler geistlicher Herren vor, die im Konkubinat lebten, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt. Oft genug wollten sie sich davon auch gar nicht abbringen lassen. Nicht zuletzt hier sah der aus Schömberg stammende Weihbischof eine Notwendigkeit zu inneren Reformen der Stadt veranlaßt, energisch gegen den Verkauf von „Schandgemälden“ einzuschreiten.

Am 23. November 1576 erlangte Bischof Balthasar, wie bei Camenzind nachzulesen ist, die „zweite Possession seines Kanonikats“ und damit auch die Aufnahme in das Domkapitel. Als Weihbischof war er „vicarius generalis in pontificalibus“, das heißt, ihm oblagen in erster Linie die eigentlichen bischöflichen Funktionen. Sein Kardinalbischof – sei es nun Mark Sittich von Hohenems oder Andreas von Österreich, sein späterer vorgesetzter Bischof – verbrachten die meiste Zeit außerhalb der Residenz.

Seit Januar 1577 nahm Wurer regelmäßig an den Sitzungen des Domkapitels teil – selbst als er altershalber das Amt des Weihbischofs längst abgegeben hatte. Allerdings war ihm ein Amt im Domkapitel erst am 19. August 1589 übertragen worden. Es war das Amt des Fabrikpflegers. Im Domkapitel dürfte der reformbeflissene Wurer, wie man in der Biographie von Camenzind lesen kann, einen schweren Stand gehabt haben. Innerhalb des Geistlichen Rats fiel ihm jedoch eine führende Rolle zu. Erich Camenzind: „Seine gut fundierten Voten zeigten deutlich, daß dem Weihbischof nachsichtige Güte und sofort eingreifende Strenge im gleichen Maße zur Verfügung standen.“

Seine Aufgaben waren häufig sehr angenehm: In den Klöstern Münsterlingen, Weingarten, Petershausen, Stein am Rhein, Kempten, Kreuzlingen und Reichenau mußte er gegen sittliche Mißstände, Ungehorsam und allerlei Exzesse einschreiten. Mitunter führten seine Visitationen zu dem Ergebnis, daß der Nuntius den jeweiligen Abt beziehungsweise Äbtis-



sin absetzen mußte. Es ist auch vorgekommen, daß ein widerspenstiger Pfarrer eingekerkert wurde.

Vom Papst hatte Weihbischof Wurer die Anweisung erhalten, die Reform der von ihm visitierten Klöster genau zu überwachen. Dieser ihm übertragenen Aufgabe kam der in einer herben Landschaft aufgewachsene Kirchenmann aus innerer Überzeugung uneingeschränkt nach.

Seine schwierigste Mission war (nach Beurteilung von Erich Camenzind) 1592/93 die Abklärung von Jurisdiktionsfragen mit den eidgenössischen „V Orten“, im besonderen dem Rat von Luzern. Es mußte ausgehandelt und in einem Konkordat festgelegt werden, welche Rechte der weltlichen Obrigkeit und welche dem Konstanzer Bischof zustanden. Zu dieser Zeit war Balthasar Wurer schon fast 80 Jahre alt. Ihm zur Seite stand Generalvikar Dr. Pistorius.

Während seiner ganzen Amtszeit ging Weihbischof Wurer mit Strenge gegen das Priesterkonkubinat vor, das wohl das am tiefsten verwurzelte Laster der damaligen Zeit war. Nach Wurers Vorstellungen sollte der Klerus dem Volk mehr und mehr ein gutes Beispiel geben. An sich selbst legte er den strengen Maßstab an.

Pater Gabriel Burcelin vom Benediktiner-Kloster Weingarten (der dort 1681 starb) spen-

det dem Suffragan Balthasar Wurer das folgende Lob: „Suffraganeus Balthasar urbem nostram (Konstanz) sanctae vitae exemplo plurimum illustrat, vir mitissimi ingenii et sanctissimae conversationis, qui a Deipara impertrasse dicitur, ne quid gustus in cibo potuque sentiret, ita ut solo crassioris notae pulmento contentus parcissime viveret, angelica et zelo religiosae disciplinae, quam ubique promotam cupiebat.“ Zu deutsch: Weihbischof Balthasar ist eine Zierde unserer Stadt (Konstanz), ein Mann von überaus friedlicher Gesinnung und frommer Lebensführung. Er soll von der Gottesgebärerin durch sein Gebet erlangt haben, daß er bei Speise und Trank keinerlei Geschmack wahrnahm; solchermassen gab er sich mit einem dicken Brei zufrieden und lebte äußerst sparsam. Er war begabt mit engelgleicher Unschuld, mit der Reinheit eines im höchsten Maße unbefleckten Lebens und mit dem Eifer für religiöse Zucht, deren Förderung er überall verlangte.

1986 meint ein anderer Benediktiner aus Weingarten: Nach alledem zählt dieser Weihbischof zu den Männern, die (im kirchlich-religiösen Sinne wohl) das Zeitalter des strahlenden Barock heraufgeführt haben.

Nach dem zeitgenössischen Bericht des Chronisten Jakob Reutlinger starb Balthasar Wurer am Freitag, den 10. Februar 1606. Sein Nachfolger als Konstanzer Weihbischof wurde 1598 Dr. Jacobus Joannes Mirgel aus Lindau.



Beringtes Braunkehlchen-Männchen

## Das Braunkehlchen – ein bedrohter Wiesenvogel

von Dr. Karl-Eugen Maubetsch und Helmut Rebstock

Der Deutsche Bund für Vogelschutz wählte in diesem Jahr einen Wiesenbrüter, das Braunkehlchen (*Saxicola rubetra*), zum Vogel des Jahres. Der gewählte Wiesenvogel wirbt für Programme zum Schutz von Lebensräumen und weist gleichzeitig auf Mißstände in unserer Kulturlandschaft hin. Die mitteleuropäische Kleinvogelwelt ist vom Niedergang bedroht. Selbst bei häufigen Arten, wie etwa dem Star, sind Bestandsrückgänge zu verzeichnen. Das Braunkehlchen gehört in der BRD zu den besonders stark gefährdeten Arten. In manchen Gebieten um Balingen trifft man diesen Singvogel jedoch noch zahlreich an. Der nachstehende Bericht beruht, abgesehen von einigen allgemeinen Bemerkungen, auf eigenen Beobachtungen, die in den Jahren 1983 bis 1986 in Balingen-Ostdorf gemacht wurden.

Die Braunkehlchen sind Zugvögel. Sie verlassen bereits Ende August unseren Raum. Der Zug geht in südwestlicher Richtung über Frankreich und Spanien nach Afrika. Die Überwinterungsgebiete liegen in den Savannen südlich der Sahara. Der Aufenthalt dauert dort bis zu den Monaten März/April. Danach sammeln sich die Braunkehlchen und machen sich zum Frühjahrzug in die heimischen Brutgebiete auf. In Heidelberg treffen die Männchen Mitte April, im Raum Balingen in der letzten Aprilwoche oder Anfang Mai ein. Die Weibchen folgen einige Tage später nach (s. Tab. 1). Der Eintrefftermin

Brust und dem weißen Überaugenstreif gut zu erkennen. Die Weibchen sind blasser gefärbt. Das Durchschnittsgewicht der Männchen ist rund 16 g. Das Gewicht der Weibchen ist um etwa ein Gramm höher. Bei der Körperlänge, deren mittlerer Wert 12 cm beträgt, sind die Verhältnisse umgekehrt. Hier werden die Männchen etwas länger. Die durchschnittliche Flügelänge mißt 7,5 cm und die Schnabellänge 1 cm.

Nach der Ankunft durchstreifen die Männchen zunächst größere Räume. In Gebieten, die durch Bäume, Sträucher und Weidezäune reich strukturiert sind, bilden sich kleinere Ansammlungen. Nach und nach steigt die Aggressivität untereinander. Durch Ansingen, Drohgebärden oder Flugjagden werden Artgenossen vertrieben und in die umliegenden Wiesen abgedrängt. Auch die Weibchen suchen nach ihrer Ankunft die Versammlungsplätze auf. Es bilden sich die ersten Paare. Beim Umherziehen geraten diese oft in bereits besetzte Areale. Kurzes Ansingen durch den Inhaber genügt aber meist um die Eindringlinge zu vertreiben. In diesem Stadium bilden sich die Reviere mit

ihren Grenzen allmählich aus. Die Revierbesetzung beginnt somit an den ursprünglichen Häufungspunkten und breitet sich von dort in die Umgebung aus. Die Reviergröße schwankt zwischen 150 x 200 m und 200 x 250 m, wobei die kleineren Reviere in dichter besiedelten Grünflächen liegen. Die Revierabgrenzung geschieht durch singende Männchen. Der Gesang klingt im allgemeinen rau und metallisch. Die Strophen enthalten oft Motive anderer Vogelarten z. B. von Goldammer, Grünling oder Dorngrasmücke. Einige Tage nach der Paarbildung beginnen die Braunkehlchen mit dem Nestbau. Die Männchen nehmen dabei eine passive Rolle ein. Sie sichern die Umgebung ab und begleiten die Weibchen bei der Suche nach Nestmaterial. Der eigentliche Nestbau ist dagegen allein Sache der Weibchen. Das Nest wird auf dem Boden angelegt, bevorzugt unter abschirmenden Pflanzen wie Wiesenstorchschnabel, Doldenblütlern, Klappertopf und verschiedenen Gräsern. Das Nestmaterial besteht aus Moosen, trockenen Gräsern, Tierhaaren und vereinzelt aus feinen Wurzeln. Die Nestmulde ist meist kreisförmig gestaltet, die Nesthöhe beträgt 3 bis 4 cm und das Nestgewicht rund 15 g. Die Neststandorte befinden sich in Wiesen

Tab. 1: Ankunftsdaten für Balingen-Ostdorf in den Jahren 1983 bis 1986

| Jahr | Ankunftsdatum |          | Weibchen Haupttrupp |
|------|---------------|----------|---------------------|
|      | Männchen      | Weibchen |                     |
| 1983 | 23. 4.        | –        | ab 6./7. 5.         |
| 1984 | 22. 4.        | 1. 5.    | 6. 5.               |
| 1985 | 6. 5.         | –        | 10. 5.              |
| 1986 | 27. 4.        | 28. 4.   | 3. 5.               |

hängt von Perioden höherer Temperaturen ab. Die verzögerte Ankunft im Jahre 1985 ist auf sehr regnerisches und kühles Wetter Mitte und Ende April sowie Anfang Mai zurückzuführen.

Die Männchen sind an der orangebraunen



Braunkehlchen – Biotope; nährstoffreiche oder gedüngte Wiesen in Balingen-Ostdorf



unterschiedlicher Zusammensetzungen (s. Tab. 2).

Tab. 2: Verteilung der Nester auf Biotope

| Biotope              | Anzahl der Nester |      |      |      |
|----------------------|-------------------|------|------|------|
|                      | 1986              | 1985 | 1984 | 1983 |
| Wiesen               | 10                | 1    | 2    | 2    |
| Wiesen mit vereinz.  |                   |      |      |      |
| Streuobstbaumbestand | -                 | -    | 2    | 1    |
| Viehweiden           | 2                 | -    | -    | 2    |
| Böschungen           | 1                 | -    | -    | -    |
| Gräben               | 1                 | -    | -    | -    |

Die Skala reicht von z. T. stark gedüngten Fettwiesen, die zwei- bis dreimal gemäht werden, bis zu schwächer gedüngten Wiesen mit einem hohen Anteil an Klappertopfsarten. Außerdem dienen vereinzelt mit Mist gedüngte Wiesen sowie Viehweiden und Streuobstwiesen als Brutreviere. Gemieden werden stark gedüngte Wiesen oder Streuobstwiesen, die in unmittelbarer Nähe zum Waldrand liegen.

Ein bis zwei Tage nach Vollendung des Nestes beginnt die Eiablage. Erwähnenswert ist noch, daß der Legebeginn bezogen auf die Ankunft sehr unterschiedlich sein kann.

Fortsetzung folgt

dehnende Verbreitung der Rundstühle mich überzeugen, daß die Anschaffung solcher Rundstühle für mein Gewerbe unvermeidlich ist, wenn ich der fremden Konkurrenz das Feld nicht ganz und gar räumen soll." Benger erhielt den erbetenen Zuschuß von 50 Gulden und bestellte bei dem Ebinger Schlossermeister Ferdinand Binder jr. einen Rundstuhl. Dieser stellte den Stuhl im April 1852 auf und lud die Beamten der Zentralstelle laut Zuschrift vom 2. September ein, seine Arbeit bei Wilhelm Benger in Degerloch zu besichtigen. Carl Beck schreibt dazu, dies sei in Württemberg der erste Rundstuhl gewesen, auf welchem praktisch gearbeitet wurde.

Wenn man also dem Johannes Maute die Ehre lassen will, den ersten Rundstuhl 1836 nach Ebingen und damit nach Deutschland gebracht zu haben, so beginnt bei uns im Land und wohl auch bei Johannes Maute, wie sein Arbeitergesuch andeutet, erst etwa 15 Jahre später die wirksame Verwendung von Rundstühlen.

Wenn Johannes Maute im Jahr 1836 den ersten Rundstuhl nach Ebingen und damit nach Deutschland brachte, so mußte sich sein geschäftlicher Erfolg deutlich in seinen Gewerbesteuerbeträgen niedergeschlagen haben (die damals übrigens an das Land und nicht an die Gemeinde gingen). Die Steuer war damals von Georgii bis wieder Georgii fällig, also jeweils über das Jahr hinweg; ich setze vereinfachend nur 1833 statt 1833/34 oder 1840 statt 1840/41; die Beträge bedeuten Gulden und Kreuzer:

Maute beginnt 1830 sehr bescheiden mit 2/42 (= 2 Gulden 42 Kreuzern), es folgen 1831: 6/30, 1832: 9/48, 1833: 10/30, 1834: 11/18, 1835: 14/15, 1836: 12/45, 1837: 12/46, 1838: 12/46, 1839: 10/52, 1840: 7/55, 1841: 9/56, 1842: 10/57, 1843: 10/45, 1844: 10/45, 1845: 10/36, 1846: 15/27, 1847: 21/35, 1848: 23/28, 1849: 26/15, 1850: 31/22, 1851: 32/38, 1852: 43/24, 1853: 44/56, 1854: 46/06, 1855 fehlt, 1856: 56/47.

Man sieht, nach einem raschen Aufstieg wird 1835/36 ein erster Höhepunkt erreicht, dann gibt es (im Zeichen des ersten Rundstuhls?) einen leichten Rückschlag, der etwa zehn Jahre dauert, und erst ab 1846/47 setzt ein neuer und diesmal viel kräftigerer Aufschwung ein, der auch nicht durch die schweren Krisenjahre 1852/53 gebremst wird. Wenn also der erste Rundstuhl hier eingesetzt wurde, so bedeutete er keinen Fortschritt, sondern eher einen Rückschlag. Was seit 1846 den Fortschritt herbeigeführt hat, etwa der Einsatz besserer Ma-

## Rundstuhl und Dampfmaschine in Ebingen

Ergänzung zu dem Buch „Ebingen – die Geschichte einer württembergischen Stadt“

Von Dr. W. Stettner

Zu S. 309–311 und S. 347 f. (Johannes Maute): Bei manchen Ebinger hat es anscheinend Unbehagen, ja Unwillen hervorgerufen, daß ich dem Ruhm des Strumpffabrikanten Johannes Maute zum Löwen Abbruch getan habe. Man hat mich darauf hingewiesen, daß im Jahr 1878, als Robert Göbel seine Denkschrift zur Feier der Eröffnung der Eisenbahn veröffentlichte, Johannes Maute noch am Leben war. In der Denkschrift heißt es: „Im Jahr 1836 führte ein hiesiger Fabrikant, Hr. J. Maute z. Löwen, die Rundmaschine aus Mons in Belgien hier ein; da die Maschine seinen Anforderungen aber nicht entsprach, schritt er alsbald zum Bau einer anderen nach einem von ihm wesentlich verbesserten System und ließ darnach noch im selben Jahr 11 Stück fertigen. Es wurde somit in Ebingen die erste Rundmaschine in Deutschland gebaut... Im Jahr 1834 stellte Hr. Mauthe sodann die erste, von einem Engländer gebaute Dampfmaschine hier auf, welche er Anfangs 40 durch eine neue, die zweite am Platz, ersetzte“.

Zum Thema Industrialisierung in Ebingen hat sich neuestens auch Archivdirektor Dr. G. Kollmer geäußert (in: 700 Jahre Stadt Ebingen, Vorträge zur Geschichte, leider ohne Seitenzahl). Er akzeptiert die Darstellung Göbels, indem er schreibt: „Ein Impuls für die aufkommende Industrialisierung kam von Johannes Maute, der für die Strumpfwereberei 1836 aus Mons in Belgien den ersten Rundstuhl mitbrachte, den er technisch verbesserte und von dem noch zwölf weitere nachgebaut wurden. Dies war ohne Zweifel der Beginn der Rundstuhlfabrikation in Deutschland, die aber schon bald auf die Firmen Terrot und Fouquet überging. Beiden, Maute und dem Ebinger Schlossermeister Binder, der aus Zeulenroda 1839 einen Rundstuhl von der Zentralstelle erhielt, gelang zwar eine Verbesserung der Rundstühle, aber ihre Brauchbarkeit ließ doch wohl noch zu wünschen übrig, wie der Stuttgarter Textilfabrikant Wilhelm Benger schrieb, der mit Vermittlung der Zentralstelle einen solchen Apparat aus Ebingen kaufte. Die Maschine war so kompliziert, daß der sonst als gutmütig geschilderte Benger nicht selten die Geduld verlor und sie am liebsten zertrümmert hätte.“

Kollmer steht also den Ausführungen Göbels weniger kritisch gegenüber als ich. Zu berichtigen ist aber, daß – wenigstens nach den mir vorliegenden Akten – bei der aus Zeulenroda angelieferten Maschine nicht von einem Rundstuhl die Rede ist, sondern von einem „verbesserten Strumpfwereberstuhl“, den der hiesige Strumpffabrikant Johann Friedrich Binder 1836 zur Erprobung erhielt; er gab ihn im folgenden Jahr zurück, weil der Stuhl nach seinen Erfahrungen keinen durchgreifenden Fortschritt bedeutete.

Rundstühle wurden in Westeuropa nach verschiedenen Konstruktionen schon seit 1815 eingesetzt. Maute mag 1836 einen Rundstuhl aus Mons in Belgien erworben haben, der sich aber als wenig tauglich erwies. Ob der von ihm ver-

besserte Rundstuhl mehr taugte, entzieht sich unserer Kenntnis. Im „Albboten“ vom 21. Juni 1851 veröffentlichte er ein „Arbeitergesuch“ folgenden Inhalts: Ich suche eine Anzahl Strumpfwereber zum Betreiber meiner Rundmaschinen und werden solche berücksichtigt, welche als gute Arbeiter, fleißig und solid, bekannt sind. Den Lohn stelle ich, bis dieselben eingeübt sind, pr. Tag auf 36 Kreuzer. Auch nehme ich noch einige erwachsene Mädchen und einige Schneidermeister oder Näherinnen, welche Lust haben, die daraus gefertigte Arbeit voll ins Reine zu machen, in Arbeit auf. Lusttragende können sich täglich bei mir melden.“ Aus diesem Arbeitergesuch ziehe ich den Schluß, daß auch bei Johannes Maute die Arbeit mit Rundstühlen erst seit 1851 lief. Ob das nun seine eigenen, verbesserten Rundstühle waren oder solche nach dem System von Troyes, vermag ich nicht zu entscheiden.

Der oben genannte Wilhelm Benger schrieb 1852 an die Zentralstelle: „Nachdem ich acht Jahre das Gewerbe der Strumpfwereberei betriebe und mich während dieser Zeit bemüht habe, in meinem Geschäft vorwärts zu kommen und der ausländischen Konkurrenz, welche sich auch in meinem Gewerbe sehr fühlbar, ja drückend erweist, Stand zu halten, mußte ich in neuerer Zeit durch die mehr und mehr sich aus-

### Ebingen. Waaren-Empfehlung.

Hiermit erlaube ich mir, meine Waarenvorräte, bestehend in verschiedenen Quingallerie und Nadelnwaaren, als Abgüsse, Ablen oder Erter, Ablenbeiste, Backrädchen, Bartpinfel, Weinknöpfe, Weinlöffel, Fischbeiste, Blechlöffel, verschiedenen Blechwaaren als: Präsentirteller, Kaffeeteller, Brod- und Obstteller, Federrohre, Schreibzeuge, Sparsbüchsen, Zuckerdosen u.; ferner Bleistifte, Börsen, Bügel und Garnituren, Vorsten, Brieftaschen, Brillen, Froches, Cigarrenetuis, Cigarrenrohre, Colliers, Colliersschließen, Corsettaugen, Dosen in allen Qualitäten von Wappern, Nadeln, Nadeln, Buchs, Horn und Rinde, Drathstifte in allen Größen, Holzbeine, Farbenschachteln, Federhalter, Federmesser und Rohre, Fingerhüte, Fingerringe, Fischanzeln, Fischbein, Gelbbörsen, baumwollene, lederne und seidene, Goldperlen, Granaten, Griffel, Gürtel, elastisch und ledern, Gürtelschnallen, Haarwickler, Haarbürsten, Haarnadeln, Häkelnadeln, Haken in allen Sorten, Harmonika's, Hosenträger und Hosenträgerschnallen, Huthalter, Kämme von Horn und Elfenbein, Kastenfräusen, Kindertaschen, Kniebänder, Knöpfe in allen Sorten und Qualitäten, von Metall, Horn, Perlmutter, Glas, Seide und Luffing, Lineale, Löffel von Neusilber und Britannia, Maasstrübe, Mantelfestklagen, Mundspitzen, Nachtkäfer, Nadeln, Nadelbüchsen und Etwas, Nähnägel, Nadeln, Nadeln, Pfeifenköpfe von Holz und Porzellan, Pfeifenrohre und Pfeifenbeschläge, Pinsel, Planchette, Rasirmesser, Rasierpiegel, Rasirale, Rasierzeuge, Schwalbnadeln, Scheeren, Schiefertafeln, Schlüsselkasten und Ringe, Schnallen, Schneidermaße, Schürschließen, Schürschwecke, Schwielen, feine Seifen, Seiflöffel, Seifenschnitten, Sannennubren, Spazierstöcke, Blech-, Vortens- und Namenspiegel, Spindeln, Springringe, Stahlfedern, Stahl- und Sackmesser, Stechnadeln, Stricknadeln, Tabakbeutel, Taschentücher, Uhrenketten und Schlüssel, Vorhangringe, Würfel, Zahnbürsten, Zahnstöcher, Zinnfiguren in Schachteln, Zirkel u. s. w. nebst meinen Bürstenwaaren, wovon ich stets eine gute Auswahl unterhalte, unter Zusage solider Bedienung und möglichst billiger Preise zu geneigter Abnahme bestens zu empfehlen.

Theodor Groz, Nadelr.

Der Albbote, 4. 12. 1852



schinen oder die größere Erfahrung des Chefs, bleibt unklar.

Der sorgfältig arbeitende Friedrich-Franz Wauschkuhn bestätigt meine Sicht. Er schreibt in seiner Hamburger Dissertation (1974) über „Die Anfänge der württembergischen Textilindustrie im Rahmen der staatlichen Gewerbepolitik 1806–1848“ u. a.: „Nur in Ebingen wurde sie (die Strumpfweberei) durch einige geschickte Meister aufrecht erhalten. Vornehmlich die Familie Binder trug dazu bei, daß sich die 164 Ebinger Strumpfwerber auf die Herstellung von Wolljacken, Westen und Kinderhauben umstellten, die in den folgenden Jahrzehnten lohnende Artikel waren. Der Stuhlschlosser Ferdinand Binder, der schon 1835 Stühle nach sächsischem Muster umstellte, wird wesentlichen Anteil daran gehabt haben. Der Rundstuhl fand erst in den 50er Jahren in der Ebinger Strickwarenherstellung Eingang.“

Schwieriger ist die Sache mit der Dampfmaschine zu entscheiden. In Göbels oben zitierter Äußerung fällt zunächst das Wörtchen „sodann“ auf, läßt es doch erwarten, daß die Einführung der Dampfmaschine später erfolgte als die des Rundstuhls; aber die Jahreszahl 1834 besagt dann das Gegenteil. Die Dampfmaschine war ja schon lange erfunden worden; 1835 fuhr der erste Dampfzug von Nürnberg nach Fürth, was wir 1985 gebührend gefeiert haben. In Württemberg erfolgte, wie es scheint, die Verwendung von Dampf für gewerbliche Zwecke um 1840: in den „Württembergischen Jahrbüchern“ von 1839 heißt es zunächst, es gebe im Land noch keine Dampfmaschine; das wird aber am Schluß korrigiert durch den Zusatz: „eret ganz neuerlich ist zu Heidemheim in der Baumwollspinnerei der Herren Mebold die erste Dampfmaschine aufgestellt worden.“ Von

einer Dampfmaschine in Ebingen wußte man also damals in Stuttgart noch nichts. Nach einer Aufstellung der Zentralstelle für das Innenministerium (HStASt E 146 Bü. 2324) erhielt Maute als erster Ebinger die Konzession zur Aufstellung einer Dampfmaschine am 26. Februar 1853 und konnte sie einige Wochen später einbauen lassen. Sie erzeugte vier Atmosphären Überdruck und diente zum Betrieb seiner Webstühle und einer Walke. Im September 1866 schaffte Maute zusätzlich ein Lokomobil an, das seine Spinnmaschinen in Pfeffingen und Gammertingen treiben sollte. Im Kirchenkonventsprotokoll vom 29. August 1851, das von Mautes Streit mit dem Kirchenkonvent wegen der Beschäftigung von Arbeitern in der Nacht von Samstag auf den Sonntag handelt, ist zu lesen: „Nach Mautes Angaben sind seine Arbeiter 5½ Tage von Montag früh bis Samstag abend im Geschäft, die durch Pferde getriebenen und von drei Arbeitern versehenen Maschinen dagegen sechs volle Tage. Von Montag früh bis Sonntag früh“. Seine Maschinen, über deren Art leider nichts gesagt wird – vermutlich Rundmaschinen –, wurden also 1851 durch Pferde, noch nicht durch eine Dampfmaschine getrieben. In einer Gewerbetabelle von 1852 (StASig Wü. 65,4 Bb. 1067) werden für Ebingen noch keine Dampfmaschinen aufgezählt.

Nach diesen Zeugnissen würde ich dem Herrn Maute zwar die Einführung einer ersten Rundmaschine zugestehen, die mit erheblichen Mängeln behaftet war, so daß der eigentliche Beginn der Rundwirkerei erst nach 1850 einsetzte, aber ich hege nach wie vor große Zweifel an der Richtigkeit der Angabe Göbels, Maute habe auch die erste Dampfmaschine Württembergs oder gar Deutschlands im Jahr 1834 eingesetzt.

ger Fehde 1377 niedergebrannt, fiel es zu Anfang des 15. Jahrh. an Wü.

**Zillhausen**, ev. Pfd., zwischen Böllat und Hirschberg, am 24 m hohen Wasserfall des Büttenbach, 8,8 km ö. v. B., 643 m. mit Wannenthal, 526 E., 17 e. Kf., G. Wald v. 89 ha. Ki. v. 1838, Pfarrhaus v. 1863. 793 und noch ca. 1200 ist St. Gallen begütert, kam mit Schalksburg 1403 an Wü. P. Wannenthal (in der „Wanne“ zwischen Schalksburg und Böllat, H. v. 60 ha. Ende des 14. Jh. ließen sich unterhalb desselben, gleichfalls auf zollerischen Gebiet, Augustinerinnen nieder. Zwischen 1406 und 8 kamen dafür Augustinerschwester. H. Ulrich reformierte, H. Christof übergab W. dem Spital Balingen, der es 1611 verkaufte. Der Hof Oberw., 1403 mitgekauft, wurde als Erbgut vergeben, so 1579 an Kanzler Jak. Andreä, 1717 kaufte ihn Kl. Margrethausen. Nach der Säkularisation des letzteren wurde das Ganze verkauft.

## Weißes Taubnessel

*Lamium Album*



Die Taubnessel kommt vor an Straßen- und Ackerrändern, Gebüschen, Ufern und Gärten. Am meisten verbreitet ist die weiße Taubnessel mit ihren an den Blattachsen ringförmig angeordneten weißen Lippenblüten. Die Oberlippe umschließt Stempel und Staubgefäße, die Unterlippe dient als Landeplatz der bestäubenden Insekten, die als Lohn den Nektar aus der Röhre holen. Die Pflanze, die von Mai bis Oktober blüht, kommt im Gebirge bis 2000 Meter vor und wird bis zu 60 cm hoch. Gradmann unterscheidet noch die gefleckte, die rote und die stengelumfassende Taubnessel, die mit ihren Blattstielen den Stengel umgibt, aber auch rot blüht. Die gelbblühende oder Goldnessel (*Galeobdolon luteum*) hat als Unterlippe drei lanzettliche spitze Lappen. Die Blätter aller Arten sind gestielt, spitz herzförmig und gesägt. Die Blüten der weißen Taubnessel finden in der Volksheilkunde vielfach Verwendung. Kurt Wedler

Vor 100 Jahren erschienen

## Das Königreich Württemberg

Beschreibung von Land, Volk und Staat (Schluß) – Von Eugen Gröner, Balingen

**Ostdorf**, ev. Pfd. m. M. G. auf der Liasebene über dem Thalbach, 3,7 km n. v. B. mit Böllatmühle, Gießmühle, Kaunter Gipsmühle 1006 E., w. 14 K., 1 J. G. Wald v. 156 ha. Steinbrüche. Ki. z. h. Medardus, spätgoth. Langhaus v. 1832 Ortsadel im 13. Jh. O. gehörte als Nachkommen des bertholdischen Geschlechts, den Teck, kam bis 1461 allmählich an Wü. Geb.-ist hier 30. Jan. 1827, als Sohn eines Bauern, Martin Haug, Lehrer in Indien, † als Prof. des Sanskrit in München 1876. Abg. Anhausen und B. Hammerstall.

**Pfeffingen**, ev. Pfd. an den Quellbächen der Eyach, 12,6 km ö. v. B., 764 m, mit Zitterhof 930 E., w. 6 le. K. G. Wald v. 280 ha. Darlehenskassenverein. Wafffabrik, Stickerei und Strickerei. Frühgotische Ki. 793 und später war St. Gallen begütert. Sonst gehörte P. zur zollerischen Herrschaft Schalksburg, wurde 1403 württembergisch. Nach der Reformation kam der Pfarrsitz von Burgfelden hierher.

**Stockenhausen**, D. am Schalksbach, 6,4 km sö. v. B. 197 E. w. 6 e. K. Fil. v. Dürrwangen. G. Wald von 18 ha. 1094 in einer St. Georger Urkunde genannt, zollerisch. 1403 württ.

**Streichen**, D. am Fuß des Hundsrückens, 6,5 km ö. v. B. ca. 699 m, 360 E., w. 1 K. G. Wald v. 64 ha. Spätgoth. Ki., Fil. v. Zillhausen, früher dem Burgfelder Sprengel angehörig. Altzollerisch, 1403 württ.

**Thailfingen**, ev. Pfd. m. M. G. im Schmiedthal, 17,2 km. ö. v. B., 770 m, Postamt, mit Weilerthalmühle und Neuweiler 2433 E., w. 6 K., 18 e. Kf., 1 J. G. Wald v. 280 ha. Korsettfabr., Trikotweberei. Spätgoth. Ki., 1777 umgebaut, 1883 ren. Zollerisch, 1403 württ.

**Thieringen**, ev. Pfd. m. M. G. auf der europäischen Wasserscheide an den Quellen der Schlichem und ob. Beera, 11,9 km s. v. B., 806 m mit Heidenhof (34 ha.) und Vohenthal 893 E., w. 3 K. G. Wald v. 162 ha. Alte K. in spätgoth. und Renaissancestil 1595 nach Entwurf v. G. Beer verändert. Ortsadel, wohl gr. hohenberg. Lehensmannen. Das Dorf verkaufte Gr. Heinrich v.

Hohenberg 1345 an Heinrich von Thierberg. Durch Erbschaft an Hölstein gekommen, ward es 1418 an Württ. veräußert; die Forsthererschaft blieb österreichisch. Abg. Winzeln mit Ortsadel 1050.

**Truchtlfingen**, ev. Pfd. im Schmiedthal, 19,3 km ö. v. B., 753 m, 932 E. w. 3 K., 5 e. Kf. G. Wald v. 253 ha. Alte Ki. 1732 erneuert, gehörte ursprüngl. den auch sonst hier begüterten Kl. St. Gallen. Der Ort 949 erwähnt bei einer Vergabung an Kl. Reichenau, war später Bestandteil der Herrschaft Schalksburg. 1403 württ.

**Unterdigisheim**, k. Pfd. im Thal der ob. Beera, 17 km sö. v. B., 750 m, mit Wolfenhof 410 E. w. 8 Ev. G. Wald v. 212 ha. Ki. ursprüngl. Kap. z. h. Maria von 1725, 1875 von L. Traub ausgemalt, seit 1752 mit Kuratkaplanei, 1843 Pfarrei. Gehörte zur Herrschaft Werenwag, mit welcher es hohenbergisch, 1381 österreichisch und an Laubenberg, dann Fürstenberg, 1722 an die Ulm v. Erbach gegeben wurde.

**Waldstetten**, D. am Beutenbach, 4,6 km v. B. ca. 575 m, mit P. 224 E. Fil. von Frommern, 793 in einer St. Galler Urkunde genannt, später zollerisch, 1403 württ. Gehörte bis 1833 zur Gemeinde Weilheim, wo Ki. für beide Orte. P. Ziegelwesen, 84 E.

**Weilheim** unter Lothen, D. 4,9 km s. v. B., 605 m, 601 E. w. 4 K. Goth. Ki. mit Malereien v. 1703, 1867 verschönert; wahrsch. die 1429 erwähnte Dionysiuskap. Fil. v. Frommern. Kam mit Schalksburg 1403 an Wü. 1463 bis zur Reformation mit Waldstetten eigene Pfarrei.

**Winterlingen**, ev. Pfd. m. MG. auf der Hardt, zwischen Schmied- und Lauchertthal, 27 km. sö. v. B., 787 m, Postamt. Mit Riedmühle 2139 E. w. 8 K., 27 e. Kf. 2 J. Mechan. Seidenzwirnerei. Stickerei. Steinbruch. G. Wald v. 479 ha. Darlehenskassenverein. Goth. Ki. W. kommt 842 bei einer Schenkung an St. Gallen vor, ist hohenbergisch mit Ortsadel 1263, von Graf Heinrich an Eberhard v. Lichtenstein (bei Neufra, Hohenz.) verpfändet; in der Rottweil. Hohenberg-

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 34

30. April 1987

Nr. 4

## Chorschranke – Ambo – Kanzel

Eine Entwicklungsgeschichte im plastischen Schaffen – von Kurt Wedler

Die Kanzeln unsrer alten Kirchen stammen meist noch aus vorreformatorischer Zeit. Gab es sie immer, oder sind sie erst später entstanden? Der Chor der Kirche, das Allerheiligste des Kirchenraumes, war früher durch Chorschranken abgegrenzt, wie sie etwa am Georgenchor des Bamberger Domes noch heute erhalten sind. An diesen Chorschranken oder vor diesen war ein Predigtstuhl angebracht, von dem aus für die Laien die Auslegung der Schrift verkündet wurde. Das Sakrament für die Laien wurde am Kreuzaltar erteilt, der vor den Chorschranken, bzw. in der Vierung stand. Das Predigerpult, auch Ambo genannt, diente zunächst der Schriftlesung, seit dem 4. Jahrhundert auch der Predigt.

Die Chorschranken wurden vom 13. Jahrhundert ab in vielen Kirchen vom Lettner abgelöst, einem architektonisch und plastisch oft vielgestaltigen Gebilde, wie es in vielen Kirchen noch erhalten ist: Tübingen, Breisach, Lautenbach u. a. Der lateinische Name „lectorium“ bedeutet Lesepult. Oft war der Lettner sogar als Sängertribüne ausgebaut, und er enthielt manchmal davor oder auf der Tribüne zwei Ambonen, einen für die Epistel und den andern für das Evangelium.

Es ist uns im Aachener Dom noch der Ambo Heinrichs II. erhalten, ein kostbar geschmücktes Kunstwerk aus den Anfängen des 11. Jahr-



Bild 1: Ambo 1000 – 1024 Heinrichs II im Münster Aachen.



Bild 2: Lesepult aus Alpirsbach um 1150 (in Freudenstadt).

hunderts (siehe Bild 1), das in seinen kupfervergoldeten Schmuckfeldern sogar sechs Elfenbeinreliefs aus Ägypten (5./6. Jh.) enthält (rechts und links außen). Ambonen sieht man heute wieder in manchen alten und vor allem aber in modernen Kirchen. – Hierher gehört auch das imposante Lesepult aus Alpirsbach (Bild 2) mit den vier Evangelisten aus Holz (um 1150), das heute in der Stadtkirche in Freudenstadt zu sehen ist. Es ist farbig gefaßt und zeigt die strenge, aber beeindruckende Gestaltung jener Zeit.



Bild 3: Bitonto Apulien 1229: ein gebannter Unheiliger trägt den Adler.

Im 13. Jahrhundert, also in romanischer Zeit, findet man in Bitonto in Apulien den Übergang vom Ambo zur Kanzel. Kanzelstützen sind Säulen mit Kapitellen. Der Kanzelkorb ist mit Rosetten und Ornamenten geschmückt. Die Symbole der Evangelisten sind zu erkennen, vor allem groß der Adler des Johannes (Bild 3), der das Lesepult stützt und von einem gebannten Unheiligen getragen wird.

Die bedeutendsten Kanzeln aus dem 13. Jahrhundert finden wir in Italien. Da ist Pisa mit seinen vielseitigen Kanzeln wohl an erster Stelle zu nennen. Die Künstler sind Nicolo und Giovanni Pisano (1260 – 1312). Pisa war durch seine Seesiege eine reiche Stadt geworden und konnte mit seinem Geld prächtige Bauten errichten, so u. a. den Dom, das Baptisterium und den Campanile.

Die Kanzel (Bild 4) steht im Baptisterium, sie ist 1266 von Nicolo Pisano vollendet worden. Sie ruht auf Löwen und Heiden. Über den Säulenkapitellen stehen Propheten und Sybilen, und am Kanzelkorb sind Reliefs aus dem Leben Christi angebracht. Das Lesepult wird vom Adler (Joh. Ev.) gestützt.

In der Spätgotik (1400 bis etwa 1520) treten – heute noch vielfach erhaltene – Kanzeln auf, deren Korb auf einer Stütze ruht, die oft von einer Gestalt getragen wird (Moses, Jonas, Paulus, Simon, Engel). Der Kanzelkorb ist manchmal bereichert mit den vier Evangelisten oder den vier Kirchenvätern und zusätzlich mit Maria, Christus oder einem bedeutenden Heiligen. Besonders reich geschmückt ist auch der Schalldeckel der Kanzel. Engelsgestalten, Heilige, Blumen und Tiere in bunter Vielfalt bereichern



den Aufbau, und in der Spitze erscheint ein segnender Engel, der gute Hirte, Salvator mundi, ein Heiliger oder der Patron der Kirche. Beispiele finden wir in Balingen, Rottweil (Heiliggeist), Ulm, Stuttgart (Stiftskirche) und in anderen Orten.

Noch freier und schwungvoller sind die Kanzeln der Barock- und Rokokozeit gestaltet. Da singt es und schwingt es, da sind Freude und Trauer dicht beisammen und bilden doch ein einheitliches beeindruckendes Werk beachtlichen Könnens. Man denke an Weingarten, Otobeuren, Rottenbuch, Die Wies und viele andere Kirchen. In Witzighausen (südöstl. von Ulm) vereinigt die Kanzel symbolisch sogar die vier Evangelisten, die vier Kirchenväter, die vier Weltteile und die vier Weltrassen.

Im Küstengebiet der Nord- und Ostsee ist die Kanzel als Bug eines Schiffes dargestellt. Geblähte Segel sind der Schaldeckel. Engel bereichern die Takelage. Die Kirche als Schiff in den Wogen des Weltalls und der Priester als Menschenfischer mögen zu dieser Gestaltung den Anlaß gegeben haben. Sogar im schwäbisch-bayerischen Irsee findet man eine solche Kanzel.

An Wallfahrtskirchen oder -kapellen findet man manchmal sog. Außenkanzeln, z. B. an der Galluskirche in Mühlheim an der Donau oder an der Annakapelle in Fridingen (Donau). Diese Außenkanzeln sind für die Predigten an Wallfahrtstagen gedacht, wenn der Kirchenraum die Volksmenge nicht mehr zu fassen vermag.

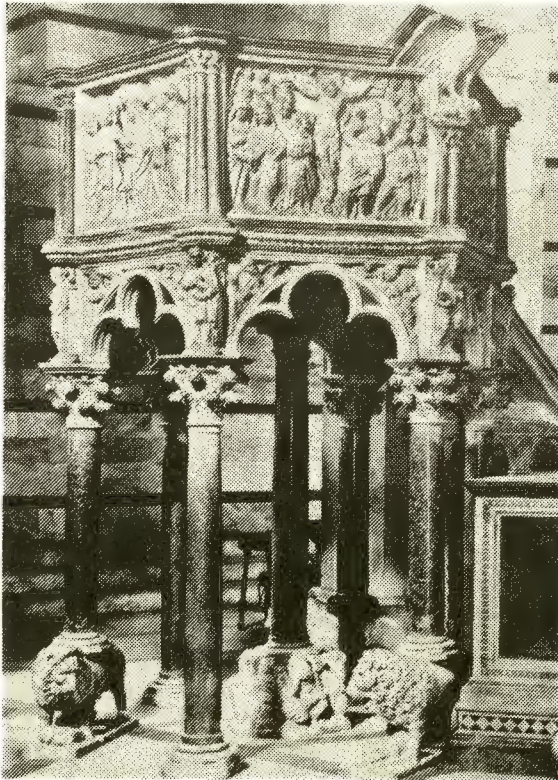


Bild 4: Sechsseitige Kanzel im Baptisterium Pisa, 1266 von Nicolo Pisano vollendet, auf Löwen und Heiden, Sybillen und Propheten. Relief: Lebensgeschichte Christi.

## Das Braunkehlchen – ein bedrohter Wiesenvogel

von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch und Helmut Rebstock (Schluß)

Die Verhaltensweisen zur Fortpflanzung (Nestbau, Eiablage) folgen bei später Ankunft und bei günstigen Witterungsverhältnissen im Brutrevier schneller aufeinander. Bei schlechten Bedingungen kann die Zeitspanne zwischen Ankunft und Eiablage dagegen große Werte annehmen. So erfolgte die Eiablage im Jahre 1983 erst Anfang Juni, also 40 Tage nach dem Eintreffen der Braunkehlchen. Im Jahre 1986 wurden die ersten Eier bereits 13 Tage nach der Ankunft gelegt. Die Braunkehlchenlegegelege haben eine durchschnittliche Größe von 5 bis 6 mattglänzenden grünlichblauen Eiern. Diese werden allein vom Weibchen bebrütet. Das Männchen bewacht die Nestumgebung. Die Bebrütungszeit dauert etwa 11 bis 13 Tage. Danach schlüpfen die Jungvögel. In den ersten

Lebensstunden bilden die blinden Nestlinge ein Knäuel, um den Wärmeverlust gering zu halten. Außerdem werden sie vom Weibchen intensiv gehudert. Ab dem zweiten Lebenstag nehmen sie eine Sitzordnung ein, die auch bei anderen Singvögeln als Wärmepyramide bekannt ist. Dabei liegen die Köpfe und Hälse dem jeweils gegenüberstehenden Jungvogel auf. Ohne große Energieverluste können so die Köpfe gehoben und die Schnäbel gesperrt werden. Diese Anordnung dauert etwa acht Tage. Danach sitzen sie dachziegelartig in Richtung Nesteingang. Die Entwicklung der Nestlinge geschieht folgendermaßen: Im Alter von ein bis drei Tagen sind nur auf Kopf, Nacken und Rücken Dunenpartien sichtbar. Danach bilden sich die Anlagen für ein bräunlich-graues Gefieder

heraus. Zwischen dem 5. und 7. Tag öffnen die Jungvögel die Augen. Ihr Gewicht mißt im Alter von sieben Tagen etwa 15 g und die Körperlänge beträgt ungefähr 6 cm. Zu dieser Zeit sind die Jungen auch in der Lage Laute zu unterscheiden und auf Warnrufe der Altvögel zu reagieren. Die Nestlingszeit dauert 11 bis 14 Tage. Danach verlassen die Jungen ihr Nest, halten sich aber noch in Nestnähe auf und werden von den Altvögeln betreut und gefüttert. Allmählich nehmen die Distanzen im Brutrevier zu. Nach 17 bis 19 Tagen sind die Jungen voll flugfähig und im Alter von drei bis vier Wochen lösen sich die Familienverbände auf.

Auf der Speisekarte der Braunkehlchen stehen Insekten der verschiedensten Stadien. Die Art des Nahrungserwerbs ist verschieden. Bei niederem Pflanzenwuchs geschieht die Jagd durch Abhüpfen des Bodens. In den meisten Fällen erfolgt der Beutefang jedoch von Sitzwarten aus. In der mit Hecken, Baumgruppen, Feldrainen und Feuchtwiesen durchsetzten Landschaft unserer Großeltern war das Braunkehlchen ein häufiger Singvogel. Alle neueren überregionalen Untersuchungen zeigen jedoch für diese Vogelart starke Abnahmetendenzen. Verantwortlich für den Rückgang sind insbesondere Biotopverluste und Nutzungsänderungen in der Landwirtschaft: Bevorzugte Lebensräume sind nämlich reich gegliederte Grünlandflächen. Dazu zählen ebenso nasse mit Baumgruppen durchsetzte Wiesen bis hin zu moorigen Bereichen wie extensiv genutzte Mähwiesen und Weiden mit einem hohen Anteil an Hochstauden. Infolge Mechanisierung und Intensivierung werden Wiesen entwässert, Hecken und Baumgruppen beseitigt. Die Milchquotenregelung führt zum Umbruch der Wiesen – zugunsten der Ackerflächen. Dies geht alles einher mit einem Rückgang an Lebensräumen. Durch den frühen Mähbeginn werden Eier und Jungvögel vernichtet. Die angegebenen Gründe bedrohen das Braunkehlchen auch in unserem Raum. Die folgende Zusammenstellung enthält die Mähtermine für die Heumahd: 1983 – Heumahd ab 28. 5.; 1984 –



Jungvogel etwa 6 Tage alt



Hochstauden dienen dem Braunkehlchen als Sitz- und Singwarten



Heumahd ab 16. 6.; 1985 – Heumahd ab 22. 6.; 1986 – Heumahd ab 23. 6.

In den Jahren 1983 und 1984 wurde mit der Heuernte begonnen als viele Braunkehlchen bereits brüteten. Durch Markierungen der Nester und ihrer Umgebung sowie durch Einzelabsprachen mit Landwirten konnten sehr viele Bruten vor der Vernichtung bewahrt werden.

Die anhaltend schlechten Witterungsverhältnisse in den Jahren 1985 und 1986 verzögerten die Heuernte. Zahlreiche Jungvögel waren bereits flügge als die Mahd begann. Mit Nestmarkierungen und Absprachen läßt sich jedoch der Bestand auf Dauer nicht stabilisieren. Nur ein Schutzprogramm im Rahmen einer Extensivförderung der Landbewirtschaftung könnte den Wiesenvogel in unserem Raum erhalten.

## Ergänzungen zum Buch „Ebingen – Geschichte einer württembergischen Stadt“

von Dr. W. Stettner

Zu S. 362 nach dem ersten Absatz: Verwundung hat es bei manchen Ebingern, vor allem bei den Nadlern, ausgelöst, daß ich den Beginn der Nadlerei des Theodor Groz auf das Jahr 1851 und nicht erst 1852 angesetzt habe, zumal da sowohl die erste Festschrift der Firma vom Jahr 1902 wie auch die umfangreichere von 1952 ihren Anfang für 1852 vorgesehen haben. Aber Theodor Groz ist nicht, wie in der Festschrift von 1952 zu lesen ist, erst 1852, sondern spätestens im Frühjahr 1851 heimgekehrt. Dafür zitiere ich zwei Protokolle:

1) Im Ebingener Unterpfandsbuch von 1850-53 Blatt 37 vom 30. Mai 1851 heißt es: „In Folge vorgekommener Kaufverträge wurden heute folgende Pfandrechte vorbehaltlich gesetzmäßig im Unterpfandsbuch eingetragen: 1) bei Theodor Groz, Nadler, ledig, minderjährig, 1 Pfandrechtsvorbehalt der Johannes Binder, Kaufmanns, Witwe auf einem halben Wohnhaus im Markt wegen der baar zahlbaren Kaufschillinge à 2900 – zweitausend neunhundert Gulden –. Der Pfleger Daniel Groz, Kaufmann hier, hat zu dieser Verpfändung seines Bruders, die für denselben nützlich und notwendig ist, seine Zustimmung gegeben, auch hat der Gemeinderat als Vormundschaftsbehörde, da diese Verpfändung für den Schuldner wirklich als nützlich und notwendig erscheint, hiezu seine Einwilligung erteilt.“ Der erwähnte Kaufvertrag muß dem Eintrag im Unterpfandsbuch vorausgegangen sein, allerdings wohl nur wenige Tage, höchstens Wochen. Bis die Wohnung gefunden war, mag vorher schon einige Zeit vergangen sein.

2) Im Bauschauprotokoll vom 30. August 1851 sind die von Theodor Groz beabsichtigten An-

derungen an seiner neu gekauften Wohnung aufgeführt: „Theodor Groz, Nadler, will in seinem dreistöckigen Wohnhaus N. 62 unten in der Marktstraße in seiner Küche im III. Stock, durch die auch das besondere Kamin von der Küche im II. Stock gieng, den Kunstherd und den Ofen abbrechen, denselben auf die andere Seite versetzen und zu diesem Zwecke die Wand zwischen Wohnstube und Küche zur Feuerwand verwenden“. Das wird dann im einzelnen erläutert.

Man kann sich fragen, wieso die Firma schon in ihrer Festschrift von 1902 und wieder in der von 1952 das Jahr 1852 zum Gründungsjahr gemacht hat. Aufzeichnungen des Theodor Groz über seinen Anfang hier waren offenbar nicht vorhanden, Nachforschungen in den Urkundsbüchern hat man nicht angestellt, man hatte nur den „Albboten“ zur Verfügung. In dem ist aber, soweit ich sehe, Theodor Groz für das Jahr 1851 nicht erwähnt; erst für 1852 ist die Einladung des Theodor Groz und seiner Braut Rösle Rieber für die Hochzeitsfeier am Donnerstag, 29. April 1852 und dann wieder das erste Inserat, worin er eine große Zahl von Waren anpreist, in der Ausgabe vom 4. Dezember '52 enthalten. Wahrscheinlich hat Groz mit der Eröffnung seines Ladens gewartet, bis eine Frau im Haus war, so daß der Mann nicht immer wieder von seinem Nadelgeschäft abgelenkt wurde.

Es paßt zur schwäbischen Bescheidenheit, daß man den Beginn einer Firma lieber zu spät als zu früh ansetzt; Aufgabe des Historikers ist es, an Hand der Dokumente den Zeitpunkt von Ereignissen möglichst genau zu ermitteln und zu veröffentlichen.

Zu S. 566 vor dem letzten Absatz: Professor Dr. Ernst Biekert hat sich kürzlich der Presse gegenüber (ZAK vom 13. September 1986) kritisch zur wirtschaftlichen Entwicklung seiner Vaterstadt geäußert. Daß die Wirtschaftsstruktur Ebingens und Albstadts einseitig ist, daß man neue Ideen wünschte, „neue Probleme, Abkehr von der Produktion austauschbarer Objekte, die auch in Taiwan oder Hongkong oder China hergestellt werden können“, – wer wollte dem widersprechen? Man wird auch zu erwägen haben, ob bei uns „vielleicht eine Entwicklung verschlafen wurde, weil man zu wenig aus dem eigenen Topfand hinauskuckte, weil die Ebingener Fabrikanten als Wirtschaftsfaktoren mit sich selber zufrieden waren und Strömungen von außen gar nicht erst an sich heran, geschweige denn in ihre Firmen hinein ließen“. Daß aber der Übergang von Personal- zu Kapitalgesellschaften eine Wende zum Besseren gebracht hätte, mag man bezweifeln. Sinnvoll hätte sich das wohl nur zusammen mit der Einführung neuer Branchen, etwa der Chemie, in großen Betrieben herbeiführen lassen. Vor dem ersten Weltkrieg florierte die Textilindustrie Ebingens und Tailfingens großartig; seitdem hat sich die Welt gewandelt, und der Wandel ging mit auf Kosten Ebingens. Nicht bedacht hat der Professor, der schließlich nur ein paar Anregungen geben wollte, die Verkehrsferne unseres Raumes etwa im Gegensatz zu Mannheim-Ludwigshafen, wo Professor Biekert tätig ist. Wie mühsam und wie teuer ist es, auf der Straße oder der Schiene Rohstoffe auf die Alb zu schaffen und Fertigprodukte auf den Weg zu den Kunden zu bringen! Besucher aus Europa und erst recht aus Übersee müssen von den Flughäfen in Stuttgart, Zürich oder Frankfurt weite Strecken auf teilweise unzulänglichen Straßen zurücklegen, um nach Albstadt zu gelangen. Wenn unsere Stadt heutzutage hinter anderen Wirtschaftsräumen zurückbleibt, haben daran die mißlichen geographischen Gegebenheiten wohl mehr Schuld als menschliches Versagen. Die Einstellung der Bürger zur Arbeit und zum Nächsten dürfte in Ebingen nicht schlechter sein als im Rhein-Neckar-Gebiet.

### Wechselhafte Geschichte des Balinger Schlosses

Von Hans Schimpf – (4. Folge)

Vom 15. bis ins 18. Jahrhundert war das Balinger Schloß Sitz des württembergischen Obervogts. Zur Stadt hin durch eine hohe Mauer und einen mehrere Meter tiefen Graben gesichert, bot es mit seinen heute ebenfalls nicht mehr vorhandenen Laubengängen einst ein völlig anderes Bild. Des Obervogts Haushalt umfaßte etwa 30 Personen, die alle in den zwei Gebäuden, Schloß und Reiterhaus, untergebracht waren. Im Erdgeschoß des Schlosses standen zehn Pferde, und in den aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kellergewölben lagerte der Wein. Durch den im Hof plätschenden „Schloßbrunnen“ waren die Gebäude auch mit Wasser versorgt. Der letzte Obervogt, Heinrich Reinhard Baron von Röder, zog 1735 bei der Aufhebung der Obervogteien aus. Nach zähen Verhandlungen kauften 1753 schließlich zwei Balinger Bürger die Gebäude. Sie beabsichtigten darin eine Wirtschaft mit Brauerei einzurichten.

### Als Stall und Scheuer mißbraucht

Für das Schloßgebäude begann so das traurigste Kapitel seiner Geschichte. Zum Zeitpunkt des Kaufs wurde der Zustand wie folgt beschrieben. „... seit vielen Jahren (es) sich in einem solchen baulosen Stand befindet, daß, da vornehmlich die Grund- und Strebemauern auseinandergewichen, und das Gebälk zu dem Dachstuhl mehrentheils verfault, keine Reparatur mehr anschlägt, sondern wann sothanes Gebäu über kurz oder lang wieder in wohnbah-

### Ebingen. Waaren-Empfehlung.

Hiermit erlaube ich mir, meine Waarenvorräthe, bestehend in verschiedenen Quincallerie und Nadlerwaaren, als Abgüsse, Ablen oder Erter, Ablenbeste, Backrädchen, Bartpinsel, Weinlöcher, Weinlöcher, Tischbesteck, Blechbüchsen, verschiedenen Blechwaaren als: Präsentirteller, Kaffeebretter, Brod- und Obstkörbe, Federrohre, Schreibzeuge, Sparbüchsen, Zuckerboxen u.; ferner Bleistifte, Börsen, Bügel und Garnituren, Vorsten, Brieftaschen, Brillen, Proches, Cigarrenetuis, Cigarrenrohre, Colliers, Collierschlösser, Corsettaugen, Dosen in allen Qualitäten von Papier-, Maché, Buchs, Horn und Rinde, Drathstifte in allen Größen, Halzbeine, Farbenspachteln, Federhalter, Federmesser und Rohre, Fingerhüte, Fingerringe, Fischangeln, Fischbein, Gelbbörsen, baumwollene, leberne und seidene, Goldperlen, Granaten, Griffel, Gürtel, elastisch und ledern, Gürtelschnallen, Haarwickler, Haarbürsten, Haarnadeln, Häkelnadeln, Haken in allen Sorten, Harmonika's, Hosenträger und Hosenträgerschnallen, Huthalter, Kämme von Horn und Elfenbein, Kastenrauben, Kindertaschen, Kniebänder, Knöpfe in allen Sorten und Qualitäten, von Metall, Horn, Perlmutter, Glas, Seide und Leasing, Lineale, Löffel von Neusilber und Britannia, Maassstäbe, Mantelschlösser, Mundspitzen, Nachtlichter, Nadeln, Nadelbüchsen und Etuis, Nähmaschinen, Oblaten, Pfeifenköpfe von Holz und Porzellan, Pfeifenrohre und Pfeifenbeschläge, Pinsel, Planchette, Rasirmesser, Rasirspiegel, Rasirale, Rasirzeuge, Schwabnadeln, Scheeren, Schiefertafeln, Schlüsselhaken und Ringe, Schnallen, Schneidermaasse, Schürzenbündel, Schwielen, feine Seifen, Senfblätter, Sohlenstifte, Sonnenubren, Spazierstöcke, Wäse, Warten und Namenspiegel, Epicknadeln, Springringe, Stahlfedern, Stahl- und Sackmesser, Stechnadeln, Stricknadeln, Tabaksbeutel, Taschentücher, Uhrenketten und Schlüssel, Vorhangringe, Würfel, Zahnbürsten, Zahnbohrer, Zinnfiguren in Schachteln, Zirkel u. s. w. nebst meinen Bürstenwaaren, wovon ich stets eine gute Auswahl unterhalte, unter Zusicherung solider Bedienung und möglichst billiger Preise zu geneigter Abnahme bestens zu empfehlen.

Theodor Groz, Nadler.

Der Albbote, 4. 12. 1852





Restaurant Schloß, etwa 1910.

Foto: Stadtarchiv Balingen

ren Stand gesetzt werden sollte, solches von Grund auf neu aufgeführt werden müßte“.

Den Käufern war der Zustand aber gut genug. 160 Jahre lang wurde das Schloß nun nur noch als Stall und Scheuer genutzt. Im Gebäuderegister von 1860 lautet daher auch der Eintrag: „Gebäude Nr. 119 – Eine Scheuer mit Ställen und gewölbtem Keller, das vormalige Alte Schloß“. 1900 wird es schlicht als „3stöckiges Ökonomiegebäude“ bezeichnet. Freilich machte eine solche Art der Nutzung dem alten Gemäuer vollends den Garaus. Das unbedachte Herausreißen tragender Stützen und Mauern im Innern versetzte ihm schließlich den Todesstoß.

Im Reiterhaus waren eine Brauerei, die Wirtschaft, Gästezimmer und eine Wohnung eingerichtet. 1858 wurde die rechts neben dem Schloß stehende Metzger abgebrochen und dort ein zweistöckiges Bräuhaus errichtet, es stand jedoch nur bis 1911.

#### Die Stadt ist gefordert

Im selben Jahr, nach dem Tode des damaligen Eigentümers, Ochsenwirt Ruoff, wollte die Witwe das Anwesen zur Versteigerung bringen. Sofort ergriffen das Denkmalamt und der Bund

für Heimatschutz – denen der Zustand dieses Wahrzeichens der Stadt schon lange ein Dorn im Auge war – die Initiative und forderten die Stadt auf, Schloß und Reiterhaus zu kaufen. Deren Reaktion darauf: „Die Stadtgemeinde ist zur Zeit mit anderen dringenden Aufgaben finanziell so in Anspruch genommen, daß sie alle nicht absolut notwendigen Ausgaben zurückstellen muß“.

Sicher steht es uns heute nicht zu, über diese Entscheidung des Balinger Gemeinderats zu urteilen, zumal da keine zehn Jahre später, im April 1920, die Stadt die Gebäude dann schließlich doch kaufte. Im Gemeinderatsprotokoll wurde dazu festgehalten. „Das Wirtschafts-anwesen ‚zu Schloß‘ stand zum Verkauf. Es lag die Befürchtung nahe, daß beim Übergang in andere Hände, die zum Anwesen gehörende alte Scheuer, ein ehemaliges Hohenzollernschloß, später Obervogtei, zum Abbruch kommen und die Stadt hiedurch um ein historisch interessantes Gebäude und um eine Sehenswürdigkeit ärmer werden könnte. Um dies zu verhindern, hat die Stadtgemeinde das ganze Anwesen für den Preis von 65 000 Mark erworben“.

Natürlich hatten die Stadtväter damit auch bereits Pläne: Im Schloß sollte die Gewerbeschule und eine Wohnung untergebracht werden. Nach Sachverständigenmeinung war es zu Schulzwecken jedoch nicht geeignet. So verlegte man sich eben darauf, drei bis vier Wohnungen für kinderreiche Familien einzurichten.

Die Jahre vergingen, doch es geschah nichts. Es ist ja auch begreiflich warum: Aus Angst vor zu hohen Kosten getraute man sich nicht, an das alte Gemäuer Hand anzulegen. Beim Reiterhaus hingegen wurden bereits 1921/22 zwei Wohnungen eingebaut und der alte Wirtschaftssaal zur Jugendherberge umfunktioniert. Was sollte nun aber aus dem Schloß werden?

#### Einsturzgefahr!

Genauere Untersuchungen führten bald zu der Überzeugung, daß es nicht mehr zu renovieren und auszubauen sei. Fast alles, so meinte einer der Gemeinderäte, was in der Bevölkerung über starke und feste Mauern, schönes und gesundes Holz, hohe gewölbte Keller usw. erzählt werde, sei leider ein Märchen. Das Schloß war der Stadt inzwischen zu allem anderen als zu einem Märchenschloß geworden, denn es drohte einzustürzen.

Im April 1925 war es soweit: die Baupolizei konnte nicht weiter zusehen und stellte das Ul-

timatum, daß innerhalb von zwei Monaten das Schloß entweder abgesichert oder abgerissen sein müsse. Nach der Meinung einiger Gemeinderäte wäre es zwar auch in hundert Jahren noch nicht eingestürzt, aber was nützte es, man mußte handeln.

Als erstes mußte ein guter Bausachverständiger her, der nicht für Abriß plädieren würde. Dieser war im Leiter des Städtischen Hochbauamtes Esslingen auch bald gefunden. Erwartungsgemäß kam er zu dem Schluß, daß kein Grund bestehe, das Gebäude sofort abzureißen; eine Absicherung gegen den weiteren Verfall sei wesentlich billiger und man habe damit Zeit gewonnen, um herauszufinden, was weiter damit geschehen solle. Die hiesigen zwei Herren Oberamtsbaumeister – sie hatten dringend zum Abriß geraten – waren freilich vor den Kopf gestoßen. Ihren Humor verloren sie darüber aber nicht; ihr Kommentar dazu: „Wenn ich zu vielen Ärzten gehe, werde ich schließlich auch einen finden, der mir den Alkohol erlaubt“.

Eine Stadt hielt sich an die Empfehlung des Esslinger Stadtbaumeisters, investierte zweieinhalbtausend Mark und hoffte, daß das Schloß nun ein paar Jahrzehnte so stehen bleiben könne.

(Fortsetzung folgt)

## Wildes Stiefmütterchen

Viola Tricolor



Auf Äckern, mageren Wiesen, im Ödland und an Waldrändern kommt das wilde Stiefmütterchen vor und blüht von April bis Oktober. Sein lateinischer Name „tricolor“ kommt von der Dreifarbigkeit der Blüte: meist violett über gelb bis weiß, aber auch schwarz bis rot, rosa oder orange. Es ist ein ein- oder zweijähriges Pflänzchen, das bis zu 30 cm hoch werden kann. Die etwas sperrigen Stängel tragen bis zu 10 cm lange, herzförmige, oben leicht gekerbte Blätter. An ihren Blattwurzeln, wo auch die Blütenstängel herauswachsen, sprießen immer aus den Knoten, die dem krautigen Stängel Halt geben, Büschel schmaler Blättchen hervor. Für Sträuße ist die Blüte nicht geeignet, aber sie erfreut den Blumenfreund durch ihre lebendige Farbzusammenstellung. Die oberen vier Kronblätter sind aufwärts gerichtet, die zwei lebhafter gezeichneten stehen nach unten. Die Kelchblätter sind zugespitzt. Kurt Wedler



Das Schloß von der Oberen Torbrücke aus, etwa 1910.

Foto: Stadtarchiv Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 34

31. Mai 1987

Nr. 5

### Figürlicher Schmuck in der Balinger Stadtkirche

von Eugen Gröner, Balingen

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist in der Architektur unserer Kirchen ein großer Umschwung zu verzeichnen. War bisher das Dämonische vorherrschend, Wasserspender oder Gewölbeträger in fantastischen Formen, so kamen nun andere Formen auf. Apostel, Propheten, Kirchenlehrer, Könige traten an die Stelle der mittelalterlichen Fratzen. Um 1460 setzte diese Entwicklung ein, sie dauerte bis etwa 1530. Wegbereiter dieser neuen Auffassung waren die als „Uracher Schule“ bekannt gewordene Gruppe von Meistern um Peter von Koblenz. Zu ihnen gehörte wahrscheinlich auch Meister Franz aus Tübingen, der ab 1510 die Balinger Stadtkirche neu gestaltet hat. Eine große Zahl von Kirchen, hauptsächlich zwischen der Schwäbischen Alb und dem Neckartal, wurde mit diesen Zierformen ausgestaltet.

Die Balinger Stadtkirche ist ein Musterbeispiel dieses Umschwungs. Während im Chor (1443 bis ca. 1470) noch Dämonen in menschlicher Gestalt als Gewölbeträger eingesetzt sind, sind im Langhaus als Konsolfiguren Brustbilder der zwölf Apostel (Außenpfeiler) und zwölf alttestamentlicher Könige (Innenpfeiler) dargestellt. Über den Aposteln sind verschieden geformte Baldachine angebracht, über den Königen Tartschen. An den vier Ecken hat Meister Franz, der ab 1510 das Langhaus der Kirche umbaute, die Bilder der vier Evangelisten angebracht. Die Apostelreihe beginnt am Südostpfeiler mit

**Petrus**, dem nach Matth. 16/19 des Himmelreiches Schlüssel übergeben wurden. Er hat deshalb den Schlüssel als Attribut.

**Andreas** ist dargestellt mit dem „Gabelkreuz“, da er nach der Legende vom Statthalter Egea von Patras an ein solches Kreuz gebunden und zu qualvollem Tod verurteilt wurde.

**Johannes**. Nach der Legende wird ihm ein Giftbecher gereicht, den er austrinken soll. Das Gift entweicht in Gestalt einer Schlange. Der Meister hat diesen Vorgang dargestellt.

**Jakobus der Ältere**. Er predigte nach der Legende in Spanien, wo seine Gebeine gefunden werden. Über seinem Grab wird die berühmte

Wallfahrtskirche Santiago de Compostela erbaut, die im Mittelalter Ziel unzähliger Pilger wurde. Er ist dargestellt im Mantel, Pilgerhut und Pilgerstab, in der linken Hand trägt er eine Muschel.

**Thomas**. Er ist der Zweifler, den der Auferstandene acht Tage später auffordert: „reiche deine Hand und lege sie in meine Seite“. Nach der Legende wird er von Lanzen durchbohrt. Er ist deshalb dargestellt mit zweifelndem Gesicht, in der rechten Hand trägt er eine Lanze.

**Philippus**. Der von Christus zur Nachfolge Aufgeforderte (Joh. 1, 43 – 46) hat auf dem Weg nach Gaza den Kämmerer aus dem Mohrenland bekehrt (Verstehest du auch, was du liest). Er gilt als Begründer des äthiopischen Christentums. Nach der Legende wird er in Hierapolis von Heiden ergriffen und gekreuzigt. Als Attribut ist ihm deshalb das Kreuz beigegeben.

**Jakobus der Jüngere** ist nach dem Tode Jakobus des Älteren Haupt der Gemeinde in Jerusalem. Er soll von der Zinne des Tempels seinen Glauben widerrufen und wird, als er dies ablehnt auf Anstiften des Hohepriesters Hannas mit einer Walkerstange erschlagen. Die Walkerstange ist deshalb sein Attribut.

**Bartholomäus**. Er wird aus dem Kreise der Johannes-Jünger am Jordan von Philippus mit seinem israelitischen Namen Nathanael zu Christus gerufen (Was kann von Nazareth Gutes kommen). Christus erkennt ihn als den, der unter dem Feigenbaum saß. Er hat später in Armenien, Mesopotamien und Indien gepredigt. Er wird erschlagen und mit einem Rebmesser wird ihm die Haut abgezogen, deshalb erhält er als Attribut das Rebmesser, das ihn zugleich als Patron der Weingärtner ausweist.

**Simon** mit dem Beinamen Zelotes (Eiferer). Die Legende führt ihn zusammen mit Judas Thaddäus nach Persien, wo beide das Martyrium durch Enthauptung erleiden. Später wurde ihm als Attribut die Säge beigegeben, so ist er auch in Balingen mit der Säge dargestellt.

**Matthäus**. Nach Matth. 9,9 wird er von Jesus vom Zolttisch weg als Jünger berufen. Später zieht er nach Äthiopien, um das Evangelium zu verkünden und wird dort vom Bruder des Königs von rückwärts mit dem Schwert durchbohrt. Er hat deshalb als Attribut das Schwert.

**Judas Thaddäus**. Als Simon und Juda am gleichen Tag verehrt (28. Oktober) und als Letzter der Apostelreihe genannt, wurde er nach der Legende in Babylon von erzürnten Götzepriestern mit einer Keule erschlagen. Die Keule ist deshalb sein Attribut.

**Matthias**. Nach Apg 1/26 wurde er von den Aposteln an Stelle des Judas Ischarioth zum Apostel gewählt. Er wirkt in Judäa und wird



Thomas und Judas Thaddäus, zwei Figuren der Apostelreihe an den Außenpfeilern des Langhauses der Kirche.

wegen seines Predigens vom Höhen Rat zum Tod verurteilt und mit einem Beil erschlagen. Er hat deshalb als Attribut das Beil erhalten. Die Reihe der Könige an der inneren Pfeilerreihe beginnt mit

**Saul**, dem ersten König von Israel. Von Samuel gesalbt, regierte er von 1032 bis 1012 v. Chr. sein eigenmächtiges Vergehen gegen die Gebote des Herrn führte zu seiner Verwerfung. Er stürzt sich in sein eigenes Schwert und macht Platz für

**David**, der von 1012 bis 972 also 40 Jahre regierte. Sein Attribut ist die Harfe, die Krönungskrone trägt er als Zeichen seiner Herrschaft. Von seinem bewegten Leben, seinen Kämpfen mit den Philistern und mit Goliath ist in der Darstellung nichts zu spüren.

**Salomon**, der Sohn Davids, ist am nächsten Pfeiler dargestellt. Er regierte von 972–932 v.



Matthäus als Evangelist, dargestellt mit dem Engel als Attribut, der ein aufgeschlagenes Buch in den Händen hält. Die vier Evangelisten sind an den vier Ecken des Langhauses der Kirche dargestellt.



Chr. Seine Weisheit ist sprichwörtlich. Unter ihm wurde der erste Tempel in Jerusalem gebaut, in der Hand trägt er ein Papier, wahrscheinlich den Plan des Tempels, auf den er mit dem Zeigefinger zeigt. Auch er trägt als Zeichen seiner Herrschaft die Königskrone.

Nach Salomons Tod wurde das Reich aufgeteilt in die Königreiche Juda und Israel. Erster König von Juda wurde Rehabeam oder **Roboam**, der Sohn Salomons, der am nächsten Pfeiler dargestellt ist. Er regierte von 932-916. Sisak, der König von Ägypten, besiegte ihn und raubte den Tempel zu Jerusalem aus.

**Aboam** oder **Abiam** wurde König in Juda. Er war der Sohn Rehabeams, regierte aber nur von 916-914. Er führte Krieg gegen Jerobeam und besiegte ihn.

**Jasovat** oder **Josaphat**, der Enkel Aboams, war König in Juda von 874-850. Er war ein streitbarer Mann und führte Krieg gegen Syrien, die Moabiter und Ammoniter. Aber er wandelte in den Wegen seines Vaters David.

Soweit ist (auf der Südseite) die Reihe der Nachkommen des Königs David dargestellt. Auf der Nordseite wird die Sache schwieriger. Hier ist die Königsreihe etwas durcheinandergekommen, auch werden nicht nur Könige Judas dargestellt, sondern auch Könige Israels, die teilweise einen üblen Ruf haben.

Die Reihe beginnt auf der Nordseite mit **Achas** oder **Ahas**. Er war König in Juda von 734 bis 719 v. Chr. zur Zeit der Propheten Jesaja



**Josias**, einer der zwölf alttestamentlichen Könige, die an den Innenpfeilern des Langhauses der Kirche dargestellt sind.

und Micha. Von ihm wird berichtet, daß er nicht getan habe, was dem Herrn seinem Gott wohl gefiel. Er führte Krieg gegen die Syrer und rief Thiglat-Pileser, den König von Assyrien zu Hilfe und führte den Götzendienst wieder ein.

**Achab** oder **Ahab** war König von Israel von 875 bis 850, er war der große Gegenspieler des Propheten Elia. Das Gottesurteil auf dem Berg Karmel fällt in seine Regierungszeit.

**Josias** war König in Juda von 639 bis 609 vor Chr., zur Zeit des Propheten Jeremia. Er tat, was dem Herrn wohl gefiel und rettete den Götzendienst aus. „Er tat weg alle Greuel aus allen Landen.“ Solange Josias lebte, wichen sie nicht von dem Herrn, ihrer Väter Gott!

**Ezechias** oder **Hiskia** war König in Juda von 719 bis 691 v. Chr. Auch er tat, was dem Herrn wohl gefiel und stellte den rechten Gottesdienst wieder her. Er führte das Passahfest wieder ein.

**Zacharias** oder **Sacharja** war nur ein halbes Jahr, 743 v. Chr. König in Israel. Er wurde wegen seines üblen Lebenswandels von seinem Nachfolger Sallum erschlagen.

**Zedechias** oder **Zedekia** war König in Juda von 597 bis 587 zur Zeit des Propheten Hesekiel. Er tat, was dem Herrn übel gefiel. Nebukadnezar belagerte Jerusalem und zerstörte es. Zedekia wurde geblendet und in die babylonische Gefangenschaft abgeführt. Mit ihm ist die Reihe der alttestamentlichen Könige abgeschlossen.

Auffallend ist, daß die alttestamentlichen Figuren alle mit Kopfbedeckung dargestellt sind, während die Apostel (mit Ausnahme Jakobus des Älteren, bei dem der Pilgerhut Attribut ist) barhäuptig dargestellt sind. Den Juden ist ja bis heute das Betreten der Synagoge nur mit Kopfbedeckung erlaubt.

An der Ost- und Westwand des Langhauses der Kirche sind die Bilder der vier Evangelisten angebracht, an der Ostwand Matthäus mit dem Engel und Johannes mit dem Adler, an der Westwand Markus mit dem Löwen und Lukas mit dem Stier. Die Figur des Johannes trägt die Jahreszahl 1457 in arabischen Ziffern. Sie ist als rund 55 Jahre älter als die Bilder der Apostel und der Könige. Für Matthäus dürfte dies auch zutreffen. Diese beiden Figuren sind also Jahrzehnte vor dem Bau des Langhauses entstanden und noch von dem Meister des Chores. Die ist m. E. ein eindeutiger Beweis dafür, daß Meister Franz ab 1510 das Langhaus nicht neu baute, sondern die alte Kirche umbaute. Die Ostwand des Langhauses ist mit dem Chor und Turmbau hochgeführt worden, was auch technisch bedingt war. Dagegen sind die Figuren des Markus und Lukas, erst beim Umbau des Langhauses eingesetzt worden.



Noch ganz dem Mittelalter verpflichtet sind die Konsolfiguren im Chor der Balingen Stadtkirche, furchterregende Gestalten, die als Gewölbeträger dienen. Unsere Bilder zeigen zwei der insgesamt sechs Fratzen.

auch gleich die weiteren Auftragnehmer genannt werden. Als im Mai 1910 die Hochbauten vergeben wurden, erhielten die Fa. Böhler (Oberboihingen) den Bahnhof Edingen und die Fa. Waldmann (Geislingen) die übrigen drei Bahnhöfe zugeteilt. Die Verlegung des Oberbaues übertrug man im Juli bzw. November 1910 den Firmen Bolz (Erzingen) und Lutz (Plochingen).

Im Oktober 1909 begannen in Balingen die eigentlichen Bauarbeiten. Zunächst galt es, westlich parallel zum Gleis der Zollernbahn an der „Sichel“ den Einschnitt auszuweiten, um Platz für das Nebenbahngleis zu schaffen. Neben dem Abbruch mehrerer Häuser und der Aufgabe einer größeren Anzahl von Gärten waren umfangreiche Ausschachtungsarbeiten vorzunehmen. Der bisherige Feldweg-Bahnübergang in Verlängerung der Schmidstraße wurde aufgehoben. Immer wieder waren Felsprengungen erforderlich, für die die Fa. Witze-mann aus Engstlatt verantwortlich zeichnete. Auf der Trasse waren Feldbahngleise verlegt, auf welchen ein Lokomotiven mit Loren verkehrte. Dank günstiger Witterung konnte bis in den Winter hinein gearbeitet werden. Dann machte man Pause bis zum März 1910.

Für den Bahnbau wurden nun immer wieder einheimische Arbeiter gesucht, aber auch Schlafstellen für die von auswärts gekommenen. Das Rathaus Balingen übernahm zeitweise die Wohnungsvermittlung. Am 22. 4. 1910 kam es in Dotternhausen zu Lohnstreitigkeiten zwischen italienischen Arbeitern und ihrem Unternehmer, die letztlich zur Abreise einiger Italiener führten.

## Der Bau der Bahnlinie Balingen – Schömburg

von Guido Motika

In der Ausgabe Oktober 1986 der „Heimatkundlichen Blätter“ wurde die langwierige Vorgeschichte dieser Nebenbahn ausführlich dargestellt. Heute folgt ein Bericht über die Baujahre von 1908 bis zur Inbetriebnahme der jetzt 75 Jahre alten Strecke im Herbst 1911.

Für den Bau dieses ersten Abschnittes der später bis Rottweil fortgeführten Bahn wurde am 1. 4. 1908 die „Königliche Eisenbahn-Bau-section Balingen“ eingerichtet, die bis zum 30. 6. 1913 bestand und dann nach Rottweil verlegt wurde. Ihr Leiter war Abteilungsingenieur Hahn. Die Dienststelle war mietweise untergebracht im Neubau der Fa. Gebr. Schweizer bei der Katholischen Kirche. Die 12,9 km lange Strecke war als normalspurige Nebenbahn nach den Grundsätzen der Eisenbahn-Bau- und Betriebsordnung von 1904 zu erbauen. Erste Aufgaben waren die genaue Vermessung der Trasse und das Anfertigen der Baupläne. Diese Arbeiten zogen sich von April 1908 bis zum Juli 1909 hin, als die Pläne auf den Rathäusern von Balingen bis Schömburg zur Einsichtnahme ausgelegt wurden. Die Planfeststellung war im August 1909 abgeschlossen. Gegenüber dem ersten Trassenentwurf vom April 1908 hatte sich oberhalb von Erzingen noch eine Änderung er-

geben. Ursprünglich sollte das Gleis einen Halbbogen über dem Bontalbach zum Gewinnen von Höhe beschreiben. Diese Lösung wäre aber zu teuer gewesen. Jetzt konnte die erste Ausschreibung erfolgen. Die Strecke war in folgende drei Bauabschnitte für den Unterbau eingeteilt:

- Los 1  
Bahnhof Balingen bis Bahnhof Erzingen 4,8 km
- Los 2  
von dort bis Bahnhof Dotternhausen-Dormet-tingen 3,9 km
- Los 3  
von dort bis Bahnhof Schömburg 4,6 km

Für das Los 1 erhielt im September die Unternehmung Caretta & Bulfoni (Bietigheim) den Zuschlag. Sie hatte in Balingen eine örtliche Niederlassung eingerichtet und beschäftigte neben einheimischen Arbeitskräften auch Ausländer. Die Ausschreibungen für die Lose 2 und 3 folgten im November 1909 bzw. März 1910. Sie gingen an die Fa. Masiero in Truchelfingen (Los 2) und die Stuttgarter Firma Mehl & Schell (Los 3). Der Bau des Schlichemviaduktes, der nach dem neuesten Entwurf eine Länge von 76 m und eine Höhe von 19 m erhalten sollte, wurde der Fa. Wayss & Freytag, ebenfalls aus Stuttgart, übertragen. Hier sollen



Vom Frühjahr bis Spätherbst 1910 liefen die Arbeiten an vielen Stellen auf Hochtouren. Hier einige Einzeldaten über den Baufortschritt. Außerhalb des Sicheleinschnittes war der Unterbau im Juni bis Emdingen fertiggestellt. Im August versetzt man den eisernen Fußgängersteg zur heutigen Behrstraße auf neuen, ausgeweiteten Fundamenten um 3 m nach Süden. Während z. B. im gleichen Monat das Bahnhofsgebäude Schömberg im Rohbau vollendet war, konnten im September bei Erzingen bereits Gleise verlegt werden. Der Schlichemviadukt war im Herbst mitten im Bau. Gegen die Jahreswende lagen auch im Bahnhof Schömberg schon Gleise. Dort war übrigens am 21. 9. 1910 in 50 cm Tiefe ein Sarg mit einem gut erhaltenen Skelett zu Tage gefördert worden. Die polizeilichen Ermittlungen deuteten auf ein im Jahre 1852 verübtes Verbrechen hin.

Eine besondere Situation ergab sich unmittelbar hinter dem Bahnhof Emdingen. Hier kreuzte eine Materialseilbahn zwischen dem Zementwerk Balingen und dem Steinbruch auf dem Plettenberg schräg die Trasse. Die Bahnverwaltung bestand zum Schutz des Zugverkehrs auf der Errichtung einer eisernen Fangbrücke von 22 m Länge und 3,5 m Breite. Weil das Zementwerk die Bezahlung, rechtlich fundiert, ablehnte, mußten die Gemeinden die Kosten in Höhe von 5768 Mark im Rahmen des Grunderwerbsvertrages übernehmen. Der Bau der Brücke erfolgte im Juni 1911 durch die Kölner Fa. Pohl, die auch drei Jahre zuvor die Seilbahn geliefert hatte.

Von Ende April 1911 liegt wieder ein Bericht über den Baufortschritt vor. Der gesamte Unterbau und der Viadukt waren so gut wie fertig, ebenso alle Hochbauten im Rohbau. Um diese Zeit wurde die 3. und letzte Rate in Höhe von 645 000 Mark im Landtag beantragt und am 20. 7. 1911 genehmigt. Eine Kostenüberschreitung war nicht zu befürchten und trat auch nicht ein.

Bei den Tiefbauarbeiten waren übrigens zahlreiche Fossilienfunde gemacht worden. Ein Bauführer sandte im August eine ganze Kiste Versteinerungen, darunter Saurierwirbel, an die Königliche Naturaliensammlung in Stuttgart.

Inzwischen war längst die Entscheidung für den zusätzlichen Haltepunkt „Balingen Süd“ gefallen. Bei einer Besprechung interessierter Kreise mit Staatsbahndirektor v. Leo im Balingen Rathaus am 26. 7. 1911, als der künftige Fahrplan bekanntgegeben und gutgeheißen wurde, fand auch dies noch einmal Bestätigung.

Nun rückte der Eröffnungstermin immer näher. Er war auf Dienstag, den 24. 10. 1911, festgesetzt. Den Abschluß der Bauarbeiten kennzeichnete die Fahrt eines Übernahme-Dienstzuges am 23. Oktober, durch den die Büroeinrichtungen, Geräte, Betriebsstoffe und das Umzugsgut der Bediensteten auf die neuen Bahnhöfe verteilt wurden. Am folgenden Tag wurde die Inbetriebnahme der Bahn unter reger Beteiligung der Öffentlichkeit in allen Orten an der Strecke gebührend gefeiert. Hier seien noch einige technische und finanzielle Einzelheiten zum Streckenbau angefügt. Zunächst Auszüge aus einem zeitgenössischen Pressebericht:

„Die Länge der Nebenbahn beträgt von Mitte Verwaltungsgebäude Balingen bis Mitte Verwaltungsgebäude Schömberg 12,9 km, ihre Richtung ist südwestlich. Abgesehen von einer kleinen Senkung der Bahn beim Übergang über die Schlichem steigt die Bahn fortwährend bis zur Station Schömberg, die 164,58 m höher als der Bahnhof Balingen liegt. Ihre größte Steigung beträgt 1:37 auf 3,5 km Länge, der kleinste Bogenhalbmesser 250 m. Der Bahnhof Balingen wurde vollständig umgebaut und wesentlich erweitert.“

„Die Einschnitte der Strecke gehören teils dem schwarzen, teils dem unteren braunen Jura an. Für Ausscheidung der leichten Erdmassen und für Entwässerung des Untergrunds wurde in umfassender Weise gesorgt. Bei dem Bahnbau ist eine Erdmasse von rund 200 000 cbm bewegt worden. Der höchste Damm im sogenannten Rasentale bei Schömberg hat eine Höhe von 15 m, der größte Einschnitt am Palm-

bühl eine Tiefe von 8 m. Der Oberbau der Bahn besteht aus 12 m langen Schienen mit einem Gewicht von 33,8 kg/Meter auf 16 imprägnierten forchenen Schwellen auf den Schienenstoß. In den scharfen Krümmungen ist der Oberbau durch Vermehrung der Schwellenzahl und durch Verwendung von buchenen Schwellen verstärkt worden. Zur Bahnbettung wurde Kies aus Waldsee und Mengen in Arbeitszügen herangeführt. Die Hochbauten der Nebenbahn sind einfach gehalten. Die Verwaltungsgebäude sind massiv gebaut, die Farbe des Verputzes über den aus Hausteinen der Gegend hergestellten Sockelgemäuer ist der Farbe der Steine angepaßt. Die sonstigen Gebäude sind aus Fachwerk ausgeführt und teils ausgeriegelt und verputzt, teils mit Holztäferung versehen...“ „Die Kosten der Nebenbahn ausschließlich der Bahnhöferweiterung Balingen, ohne die Betriebsmittel und ohne die von der Gemeinde übernommene Grunderwerbung, betragen 1 950 000 Mark, auf das Kilometer also 152 000 Mark. – Die Bahn wurde unter der Oberleitung des Oberbauraths von Schmoller durch die Eisenbahnabsektion Balingen (Vorstand Eisenbahnbauinspektor Hahn) erbaut.“

Zum Abschluß dieses Berichts über den Bau des 1. Abschnittes der Nebenbahn sollen noch die von den einzelnen Gemeinden geleisteten Beiträge für den Grunderwerb aufgeführt wer-

den. Die Staatsbahn hatte zunächst die Ausgaben für die Befriedigung der Grundeigentümer vorgeschossen. Die Stadtpflege Balingen war vertraglich verpflichtet, als Sammelkasse aufzutreten, die Einzelposten einzuziehen und diese an die Staatsbahn abzuliefern. Die Zahlungen erfolgten erst nach ständigen Mahnungen der Bahnverwaltung in mehreren Raten bis 1916. 1919 bestätigte man die Gesamtabrechnung in allgemeinem Einvernehmen. Hiernach waren bezahlt worden von:

|                  |                 |
|------------------|-----------------|
| Balingen         | 123 366,99 Mark |
| Emdingen         | 19 801,14 Mark  |
| Erzingen         | 16 423,33 Mark  |
| Dotternhausen    | 24 059,01 Mark  |
| Dormettingen     | 12 055,43 Mark  |
| Schömberg        | 124 373,41 Mark |
| Täbingen         | 4 000,00 Mark   |
| Ratshausen       | 4 000,00 Mark   |
| Dautmergen       | 2 000,00 Mark   |
| Oberamt Balingen | 25 000,00 Mark  |

zusammen 355 079,31 Mark

Anzufügen ist noch, daß Hausen a. T., entgegen seiner ursprünglichen Zusage, die Zahlung von 2000 Mark verweigerte, weil der Schömberger Bahnhof nicht unmittelbar an der Abzweigung der Straße nach Ratshausen – Hausen angelegt worden war. Es ist offensichtlich, daß diese Begründung vorgeschoben wurde, um der armen Gemeinde den Beitrag zu ersparen.

## Liegenschaftskataster

von Rudolf George

Unter Kataster versteht man ein Verzeichnis, unter Liegenschaft den Grundbesitz. Liegenschaftskataster ist demzufolge soviel wie ein Grundstücksverzeichnis. Es ist ein Eigentums- und Steuerkataster, in dem vor allem die Flurstücke und Gebäude; daneben auch das Wohnungs-, Teil- und Stockwerkeigentum sowie das Erbbaurecht nachgewiesen und beschrieben wird, wie es die Bedürfnisse des Rechtsverkehrs, der Verwaltung, der Planung, der Bodenordnung (Flurbereinigung, Baulandumlegung), der Wirtschaft, der Statistik und für den landwirtschaftlichen nutzbaren Boden die Bedürfnisse der steuerlichen Bewertung erfordern. Die Katasterkarten bilden die Grundlage für die Bearbeitung der topographischen Kartenwerke.

Das Liegenschaftskataster zählt zu den öffentlichen Einrichtungen, die den Bürger über die Lage der Flurstücke, deren Flächengröße und auch andere tatsächliche Angaben informiert; wenn auch deren Einsicht nur beschränkt gestattet ist. Es dient der Ordnung und dem Schutz des Grundeigentums.

Die ersten bekannten Güterverzeichnisse stammen aus dem 8. Jahrhundert. Im ersten

württembergischen Landrecht vom Jahre 1555 wird bereits das Untergangsgericht als ein bestehendes Organ erwähnt, dem das Setzen und Überwachen der Grenzmarken sowie deren Verzeugung übertragen war. Schon auf dem Landtag von 1624 betrieb der Herzog von Württemberg die Einrichtung eines Katasters zur Verbesserung des Steuersystems. Schon damals sind die Ziele erkennbar, die noch heute typisch für das Liegenschaftskataster sind; nämlich die Abmarkung der Grenzen zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten und die Führung von Grundstücksregistern zur Erfüllung öffentlicher Aufgaben.

Bereits im 17. und 18. Jahrhundert wurden im früheren Baden und Württemberg große Anstrengungen zur Anlage und Erhebung von Katastern unternommen. Der dauerhafte Erfolg blieb diesen Unternehmungen aber versagt, weil keine zusammenhängende, systematisch aufgebaute Katastervermessung zugrunde gelegt wurde.

Die Katastervermessungen und Katasterkarten sind auf die Dreiecksnetze der Landesvermessung gegründet. Die württembergische Landesvermessung dauerte von 1818 bis 1840 und wurde anschließend in den Hohenzollerischen Landen fortgesetzt und dort 1863 beendet. An die Dreiecksnetze wurde die Vermessung der Parzellen angeschlossen. Die Ergebnisse wurden in Flurkarten im Maßstab 1:2500 dargestellt. Es handelt sich um eine lückenlose Darstellung des gesamten Landes. Jedes Gebäude, jede Parzelle, jeder Weg und die Gewässer wurden in den gemarkungsweise angelegten Primärkatastern beschrieben. Als Folge konnten neue Güterbücher angelegt werden. Die Anlage und Fortführung des Liegenschaftskatasters verlangte die Beherrschung der Vermessungstechnik unter Berücksichtigung der einschlägigen Rechtsvorschriften von BGB (Bürgerliches Gesetzbuch) und der GBO (Grundbuchordnung).

Wie das Grundbuch, dient auch das Liegenschaftskataster öffentl. und privaten Zwecken. Seine Funktionen sind aber nur gewährleistet, wenn es fortgeführt d. h. ständig auf dem laufenden gehalten wird. Während in den Ländern Baden und Württemberg die ersten Vermessungen der Flurstücke und die Anlage des Liegenschaftskatasters auf Staatskosten durchgeführt wurde, leisteten in den Hohenzollerischen Landen die Grundstückseigentümer hierzu einen bescheidenen Beitrag. Die Abmarkungskosten der Flurstücke hatten jedoch im-



Westerstetter Flurkarte 1:4000 der Ichonographia des Klosters Emdingen, 1840



mer die Grundstückseigentümer zu tragen. Für Änderungsvermessungen sowie für die Fortführung des Liegenschaftskatasters werden von den Eigentümern bzw. Antragstellern Gebühren erhoben.

Ein **Flurstück**, das früher in Württemberg und Hohenzollern Parzelle genannt wurde, ist ein bestimmter Teil der Erdoberfläche, der durch einen geschlossenen Linienzug begrenzt, abgemarkt und vermessen ist und im Liegenschaftskataster mit einer besonderen Flurstücksnummer bezeichnet ist. Das Flurstück wird mit Flächeninhalt, Nutzungsarten, Lage und Kartenummer nachgewiesen und mit dem Namen der Gemarkung und der Flurstücksnummer bezeichnet. Die Flurstücke werden gemarkungsweise, nicht kartenweise, nummeriert. Die Lagebezeichnung wird außerhalb der Ortslage nach dem Gewinn (Flur) und in Ortslagen nach dem Straßennamen vorgenommen. Gemarkungen sind Teilbezirke von Gemeinden; sie erfüllen eine rein katastertechnische Ordnungsfunktion.

Unter **Abmarkung** versteht man die örtliche Kennzeichnung der Flurstücksgrenze mit dauerhaften Merkmalen. Diese Grenzzeichen werden in den Bruchpunkten der Grenze sowie in Anfangs- und Endpunkten von Grenzkurven und wenn erforderlich in Zwischenpunkten gesetzt. Die Abmarkung ist in der Abmarkungsverordnung geregelt, sie dient der Ordnung der grenznachbarlichen Beziehung. Die so markierte und erkennbare Grenze zeigt dem Grenznachbar, wo die Herrschaft des Anderen beginnt. Das Setzen von Grenzzeichen und deren Erhaltung sind keine Privatangelegenheiten der Grundstückseigentümer, sondern obrigkeitlichen Maßnahmen.

Das **Liegenschaftskataster** besteht aus den **Katasterbüchern** und den **vermessungstechnischen Unterlagen**.

|                                  |                  |                         |                               |                     |                  |
|----------------------------------|------------------|-------------------------|-------------------------------|---------------------|------------------|
| Gemarkung <u>Seefeld</u>         |                  | Flurkarte <u>65.102</u> | Vorgemerkte Flur              |                     | Flur <u>1402</u> |
| Lage <u>Schaffacher Str. 12</u>  |                  | Dauer-Nr. <u>16</u>     | Flurstück-Nr.                 |                     |                  |
|                                  |                  | (Hektare)               | Mort                          |                     | inag. Bäder      |
| Veränd. Nachw.<br>bzw. Fortf. 24 | <u>1992/10 R</u> | <u>1992/7</u>           |                               |                     |                  |
| Grundbuchblatt                   | <u>21.02</u>     | <u>1.12</u>             |                               |                     |                  |
| Bestandsblatt                    | <u>2102</u>      | <u>112</u>              |                               |                     |                  |
| Gebäude, Bodenschätzung          |                  |                         | Bestand des Flurstücks        |                     |                  |
| Nutzungsart                      | Klass            | Wertschätzung           | Fläche<br>in a m <sup>2</sup> | Ertrags-<br>maßzahl | Nutzungsart      |
|                                  |                  |                         |                               |                     |                  |
| Hf                               | Wohnhaus         | 15.18                   | 16.18                         |                     | Hf               |
|                                  |                  | +18                     |                               |                     | A                |
| A                                | L4V 61 60 a      | 4.50                    | 4.80                          | 288                 | A (Hock)         |
|                                  |                  | +18                     |                               |                     |                  |
|                                  |                  | +50                     |                               |                     | Agr              |
|                                  | b                | 4.80                    | 4.90                          | 294                 |                  |
| A (Hock)                         | L6 Vg 38 38      | 18.50                   | 18.00                         | 684                 | W                |
|                                  |                  | +60                     |                               |                     |                  |
| Agr                              | L5V 50 50        | 21.10                   | 21.70                         | 1085                |                  |
|                                  |                  | +18                     |                               |                     |                  |
| W                                | L6 63 40 39      | 24.60                   | 25.31                         | 990                 |                  |
|                                  |                  | +2.28                   |                               |                     |                  |
|                                  |                  | 27.88                   | 89.96                         |                     |                  |
| Hektare vergl. Z. 14 Nr.         |                  |                         |                               |                     |                  |

Flurbuch (Verkleinerung)

Unter den **Katasterbüchern** versteht man das **Flurbuch** und das **Liegenschaftsbuch**. Im **Flurbuch**, dem wichtigsten Katasterbuch, sind alle Flurstücke in aufsteigender Nummernfolge im Loseblatt-System beschrieben. Hierzu gehören die Gemarkungsangabe, die Kartennummer, die Dauerungsangabe, die Flächengröße, die Lagebezeichnung, die Nutzungsarten und bei bebauten Flurstücken die Beschreibung der Gebäude, sowie bei landwirtschaftlichen Flurstücken die Bodenschätzungsergebnisse. Diese wurden nach dem Gesetz über die Schätzung des Kulturbodens vom 16. Oktober 1934 festgestellt und sind in das Liegenschaftskataster zu übernehmen.

Im **Liegenschaftsbuch**, das gemeindeweise in Karteiform (DIN A 4 quer) geführt wird, sind daneben alle Flurstücke eines Eigentümers zu

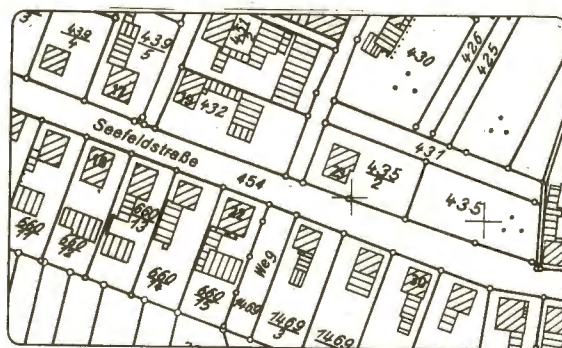
einem Bestand zusammengefaßt. Die Gesamtheit der Bestandsblätter bilden das **Liegenschaftsbuch**, das entsprechend dem Grundbuch und der Grundbuchheftnummern angelegt ist.

Jede **Eigentumsart** (Alleineigentum, Miteigentum, Gesamthandseigentum, Wohnungs-, Teil- und Sondereigentum) erhält ein besonderes Bestandsblatt. Vom Liegenschaftsbuch erhalten das Finanzamt und das Grundbuchamt je eine Durchschrift; es dient in Baden-Württemberg hauptsächlich den Zwecken der Finanzverwaltung.

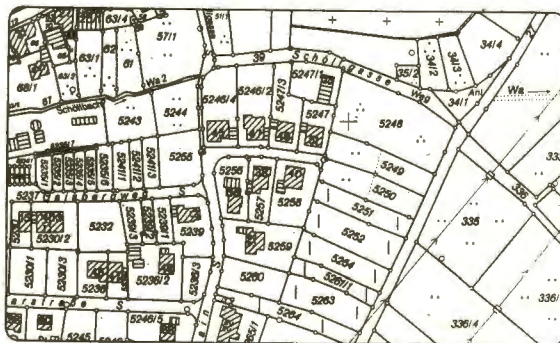
Das **Gebäudebuch** wird in Baden-Württemberg nicht mehr geführt; weil der Gebäudenachweis und -beschreibung im Feuerversicherungsbuch geführt wird.

Das alphabetische Namensverzeichnis, **Namenskartei** genannt, wird in Karteiform (DIN A6 quer) geführt. In ihm sind die Eigentümer gemeindeweise mit allen Eigentumsarten alphabetisch geordnet eingetragen. Die Bestandsnummer ermöglicht das Auffinden der Eigentümer. (In jüngster Zeit wird die Namenskartei nicht mehr aufgestellt.)

Die **Katasterkarten** bestehen aus der **Flurkarte** und der **Schätzungskarte**.



Flurkarte 1:1500



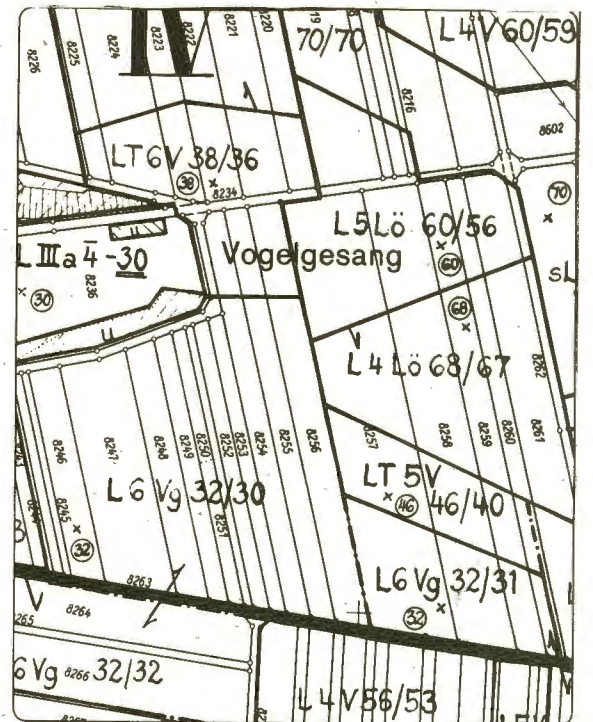
Flurkarte 1:2500

In der **Flurkarte** werden die Flurstücke und Gebäude bildhaft nachgewiesen. Jedes Flurstück wird mit den Grenzzeichen und Grenzlinien unter Beisetzung der Flurstücksnummer maßstäblich dargestellt. Zusätzlich enthält die Flurkarte die Vermessungspunkte der Lage (trig. Punkte und Polygonpunkte), die Gebäudeumrißlinien, die Grenzen der Nutzungsarten mit deren Kartenzeichen, wichtige top. Gegenstände (z.B. Straßen, Wege, Wasserläufe, Brücken), sowie die Ortsnamen, Straßennamen, Flurnamen und Schriftzusätze für besondere Bauten und Gegenstände. Die Flurkarten sind Rahmenkarten mit quadratischem Blattschnitt im badischen Landesteil im Maßstab 1:1500, im württemb. Landesteil und in den Hohenzollerischen Ländern im Maßstab 1:2500. Der Grund für die verschiedenen Maßstäbe liegt in der historischen Entwicklung der früheren Landes-teile.

Sie überdecken lückenlos das ganze Land und können je nach Verwendungszweck zu Kartenausschnitten von beliebiger Größe und Begrenzung zusammengestellt werden.

Die **Schätzungskarte** enthält neben den Angaben der Flurstücke noch die Ergebnisse der Bodenschätzung.

Literatur: Schäfenacker: Die Katasterfortführung in Württemberg, Reist, Hugo: Vermessungsrecht für Baden-Württemberg, Innenministerium Baden-Württemberg: Vermessungs- und Kartenwesen.



Schätzungskarte (Verkleinerung): Flurkarte mit den von der Finanzverwaltung festgestellten Ergebnissen der Bodenschätzung

Fortsetzung folgt

## Schafgarbe

*Achillea Millefolium*



Die Schafgarbe ist eine ausdauernde, 30–70 cm hohe Staude mit kriechendem Wurzelstock. Aus einer Blattrosette wächst der Stengel mit seinen doppelt fiederteiligen Blättern. Aus den Blattachsels wachsen die ebensträußigen weißen Blüten. Sie gehört zu den Korbblütler. Man findet sie überall an Weggerändern, Rainen, Geröllhalden, auf Wiesen und Weiden. In Gärten ist sie wegen ihres zähen Wurzelstockes nicht gern gesehen. Der Römer Plinius berichtet, daß schon der Arzt Achilles (siehe Namen) die Heilkraft der Pflanze entdeckte. Das ätherische Öl enthält Bitterstoffe, die in der Volksheilkunde immer noch Verwendung finden gegen Magenstörungen, Durchfall, Blähungen, Blutstauungen u. a. Von Juli bis Oktober blüht die Schafgarbe. Die manchmal auch gelblichen Scheibenblüten sind von 4–5 weißen oder rosaroten Randblüten umgeben.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 34

30. Juni 1987

Nr. 6

## Kloster Kirchberg vor 750 Jahren gegründet

„Paradies“ für Frauen – Hauskloster der Grafen v. Hohenberg — Von Adolf Klek

### Eine „Gottesstadt“ – fast vergessen

In einer heute noch idyllisch anmutenden Landschaft mit Waldkuppen, Feldern, verstreuten Dörfern liegt vor der Silhouette der Schwäbischen Alb die Klosteranlage Kirchberg wie eine kleine Stadt auf einem niedrigen Bergausläufer. Ein Dutzend Gebäude bestehen noch, auch ein Mauerring mit kunstvollem Eingangstor. Der Platz gehört zur Markung Renfrizhausen und somit heute zum Gebiet der Stadt Sulz am Neckar. Im topographischen Dreieck zwischen Schwäbischer Alb, Schwarzwald und Schönbuch stellt Kirchberg etwa den Mittelpunkt dar, und es hat tatsächlich für die Bevölkerung in diesem Raum jahrhundertlang große Bedeutung als Zentrum des weit verstreuten, ausgedehnten Klosterbesitzes besessen.

„Gotteshaus“ haben die Nonnen ihr Kloster gern benannt – „Gotteshaus“ wäre für die Gesamtanlage im Vergleich zu manchem mittelalterlichen Städtlein keine Übertreibung. Ob das „fromb und gottseelig“ Leben darin ähnlich auswirkungreich für die Umgebung wie der Besitz gewesen ist, kann nicht so leicht beurteilt werden. Es fällt aber auf, daß unter der heutigen Bevölkerung im Umkreis nur wenige etwas vom früheren Kloster Kirchberg wissen oder es schon besucht haben. Viel bekannter sind die am Rande des genannten Dreiecks liegenden Klosterorte Bebenhausen oder Alpirsbach. Sie sind in Verkehrsströme einbezogen und wegen großartiger architektonisch-künstlerischer Bauwerke auch für den neuzeitlichen Tourismus interessant. Kirchberg ist dagegen heute nur Endpunkt eines Sträßleins oder eine Zwischenstation auf Wanderwegen. Es besitzt kein Münster, immerhin aber eine Klosterkirche, die gegenwärtig renoviert wird. Klausurgebäude aus dem Mittelalter sind abgetragen; nur ein Gebäudeflügel, der in der Barockzeit imposant gestaltet wurde, ist erhalten geblieben. Schlichte Baukunst ist da und dort zu sehen. Bewegliche Kunst- und Kulturschätze sind teils an viele Orte verstreut, teils werden sie restauriert.

Das Kloster, zuletzt mit 31 Nonnen belebt, hat im Jahre 1805 im Zuge der Säkularisation zu bestehen aufgehört. Ein landwirtschaftlicher Domänebetrieb nutzte darnach die Klosteranlage teilweise aus. Eine Ackerbauschule war zeitweise damit verbunden. Seit im Jahre 1958 das „Berneuchener Haus“ als Stätte der Einkehr und Begegnung im Barockflügel gegründet und inzwischen auch auf die übrigen Gebäude ausgedehnt wurde, ist Kirchberg vermehrt Reiseziel und kurzfristiger Aufenthaltsort von Menschen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum. Die Glocke läutet wieder wie für die Klosterschwester mehrmals am Tage zum gemeinsamen Gebet, das eine feste ansässige Hausgemeinde mit den Gästen vereint.

Wenn jetzt im Jahre 1987 auf die Zeit der Klostergründung vor 750 Jahren zurückgeblückt wird, können Gründe für manche Eigenart dieser Gottesstadt auf dem Kirchberg – auch gerade für ihre Abgeschiedenheit und Bescheidenheit – in den Verhältnissen und Entscheidungen jener Zeit erkannt werden.



Eingangsportal von 1749

### Die Gründungs-Frauen

In einer lateinisch abgefaßten Urkunde wird im Jahre 1237 festgehalten, daß Burkard, Graf von Hohenberg, seine Besitzungen Kirchberg den Frauen („sanctis et devotis feminis“) verschenkt und verkauft, die sich hier in einer schon sichtbaren jungen Pflanzstätte der Frömmigkeit befinden. Fünfzig Mark Silber werden als Kaufentgelt festgelegt.

Die Frauen leben also schon auf dem Kirchberg, und zwar sehr wahrscheinlich in der Burg, die ehemals Sitz eines Dienstmannengeschlechts der Grafen von Hohenberg war. Das Schwesternbuch von 1691, in dem der Beichtvater und Prediger des Klosters Kirchberg, Pater Keßler, ältere Niederschriften verarbeitet hat, macht Angaben darüber, wer sich zu dieser Frauengemeinschaft zusammengefunden hatte.

Nach diesem Schwesternbuch waren die Stifterinnen zu dritt: Elisabeth, aus dem „hochgräflichen Geschlecht Büren“, dazu die beiden Schwestern Willeburg und Kunigund aus der „hochgräflichen Familie Hohenberg“.

Die Betonung der hochgräflichen Abstammung könnte mit dem späteren Wunsch zusammenhängen, für das Kloster möglichst vornehme Stifterinnen zu besitzen. Wenn die Schwestern Willeburg und Kunigund tatsächlich nahe Verwandte oder gar Geschwister des Grafen Burkard von Hohenberg waren, erscheint es sonderbar, daß sie in der Gründungsurkunde nicht auch mit Namen genannt sind. Bei Elisabeth von Büren handelt es sich wahrscheinlich

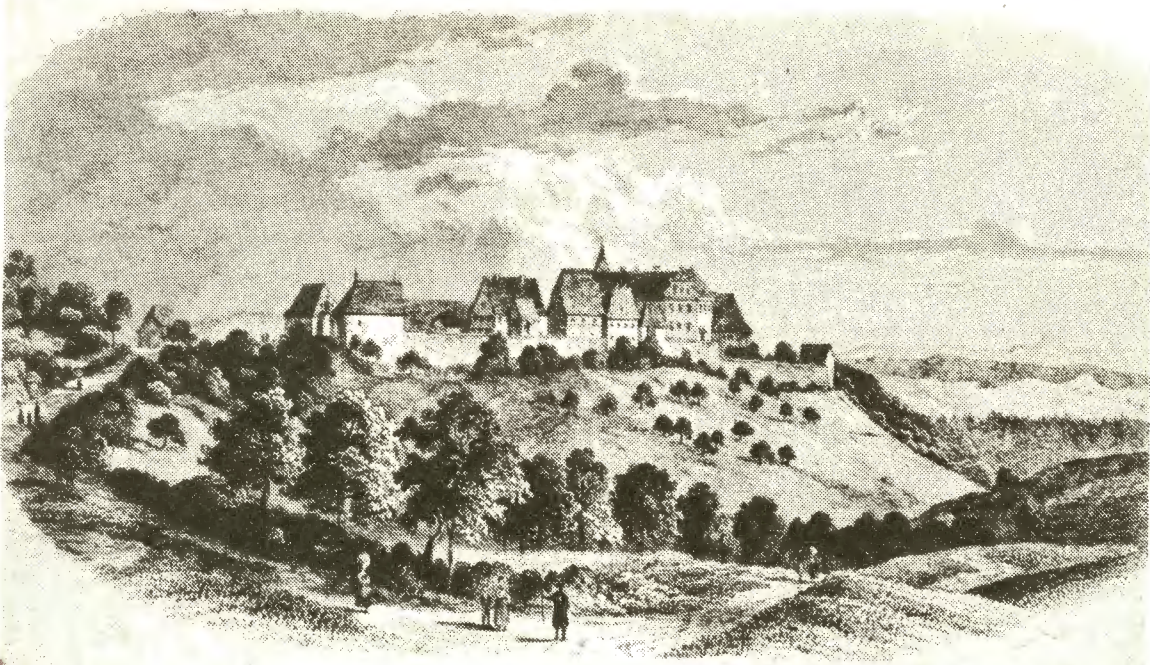
um eine Angehörige des niederadligen Geschlechts, das sich nach der nahegelegenen Burg Büren oder Beuren nannte. Herren von Beuren erscheinen in dieser Zeit im Gefolge der Grafen von Hohenberg als Zeugen. Elisabeth von Beuren hatte vermutlich gleich ihre Tochter Werntrud bei sich; es wird berichtet, daß diese als neunjähriges Kind ins Kloster kam. Elisabeth wird also wohl entweder Witwe gewesen sein oder ihren Ehemann verlassen haben – falls sie überhaupt vorher verheiratet war. Angeblich hat sie es aus Demut abgelehnt, erste Vorsteherin des Klosters zu werden. Dieses Amt übernahm als Priorin Willeburg von Hohenberg. Unter den Zeugen in der Übergabeurkunde sind zwei Brüder des Dominikanerordens aus Esslingen aufgeführt. Sicher war von Anfang an beabsichtigt, was dann im Jahre 1245 erreicht wurde: Die Stiftung wurde durch den Papst als Frauenkloster anerkannt und dem Dominikanerorden unterstellt, dessen Regel im Kern des Augustinerordens entspricht.

### Klosterbau auf dem Kirch-Berg

Die Zahl der Klosterfrauen stieg rasch. Bis zum Jahr 1305 sind annähernd 50 Schwestern urkundlich nachweisbar. Einige kamen schon im Alter von 8 – 13 Jahren, eine davon als vierjähriges Kind ins Kloster. Schon des Zustroms wegen mußte alsbald nach der Besitzübernahme der Bau eines Klosters in Angriff genommen werden.

Dies geschah unter Einbeziehung von Mauern der Burg (Reste sind heute noch beim Klausurgarten sichtbar) und anscheinend auch





*Kloster Kirchberg O. A. Sulz*

Litographie um 1845

unter Weiterverwendung von Stücken einer Kirche aus romanischer Zeit. Die Lynette mit dem Gotteslamm, die später in die jetzige Kirche als Wandschmuck übernommen wurde, könnte daher stammen.

Es ist anzunehmen, daß die Burg Kirchberg ihren Namen von einer hier bereits bestehenden Kirche hatte. Der Kirchberger Kirchenpatron Johannes der Täufer spricht dafür, daß es die Taufkirche innerhalb der Mutterpfarrei Weildorf war. Die Kirche Sankt Peter zu Weildorf ist zu den Urkirchen aus der Christianisierungszeit im 7./8. Jahrhundert zu rechnen. Zu ihrem Sprengel gehörten acht Siedlungsplätze der Umgebung, darunter auch Kirchberg. Das Vorhandensein einer Taufkirche innerhalb des Sprengels ist typisch für jene Zeit. Quellwasser zur Taufe gibt es auf dem Kirchberg. Die Bildsprache der Lynette – Gotteslamm mit Kreuz und Siegesfahne, umgeben von Schwein, Bock und Löwe – läßt sich auch in bezug zur Taufe als Absage an wüste, geile und wilde Triebe deuten. Als Gotteslamm wurde Jesus bei seiner Taufe durch Johannes bezeichnet.

Was im Jahre 1237 als Kirche auf dem Kirchberg erbaut wurde, ist im wesentlichen die bis heute bestehende Klosterkirche. Sie war ursprünglich allerdings im gotischen Stil gestaltet, auch wohl kleiner. Im Jahre 1688 wurde sie im Stil der Barockzeit verändert. Sicher war es von Anfang an ein schlichtes Bauwerk. Das entsprach den Grundsätzen der Dominikaner. Kennzeichen ihrer Kirchen ist – wie in Kirchberg –, daß sie keinen Turm, sondern nur einen Dachreiter für kleine Glocken besitzen. Auch die Klausurgebäude der Gründungszeit werden in bescheidener Zweckmäßigkeit errichtet worden sein. Nur zwei Fensterreihen des Kreuzganges mit gotischem Maßwerk sind davon bis heute erhalten geblieben.

#### Paradies auf dem Berge

Obwohl die Weiterverwendung vorhandener Gebäudeteile von Burg und Kirche für den Klosterbau zweckmäßig und vernünftig war, scheint es doch damals oder später auch den Wunsch gegeben zu haben, in einem Kloster zu leben, das auf dem nahen höchsten Punkt der Bergkuppe, dem Wandbühl, steht.

Im Schwesternbuch wird berichtet, man habe schon die Baumaterialien dort hinaufgeführt und den Fundamentstein gesetzt, aber dreimal sei das Wunder geschehen, daß der Fundamentstein in der Nacht an den Platz gekommen sei, wo jetzt das Kloster steht. Man kennt solche Sagen auch von anderen Orten

zur Rechtfertigung von Standortentscheidungen.

Wenn die oberste Berghöhe als Klosterplatz erstrebenswert schien, so mag dabei nicht nur an das Gesehen-werden und die prächtige Aussicht gedacht worden sein. Man stellte sich im Mittelalter das Paradies als einen beschlossenen Garten auf dem Gipfel eines Berges vor. Wenn der Kirchenvater Augustin sein Hauskloster als das himmlische Jerusalem verstand und außerdem auch jede Kirche als Abbild des himmlischen Jerusalem oder das Paradies gesehen wurde, so verband sich mit dem Gipfelstandort die Erwartung, hier die paradiesische Gottesnähe noch besser erfahren zu können.

Solche Leitbilder bekamen Leuchtkraft in der wirren Zeit des 12./13. Jahrhunderts. Es eignete sich damals eine enorme Zunahme der Bevölkerung im Stauferreich, das Entstehen eines starken Frauenüberschusses infolge der Kreuzzüge und Fehden, ein Aufschwung in Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, ein Aufblühen des Städtewesens, ein beschleunigter Wandel im ganzen Gesellschafts- und Wirtschaftsgefüge.

Die erschütternden Auseinandersetzungen zwischen den Päpsten und den Kaisern ließen überkommene Maßstäbe und Orientierungen ins Wanken geraten. Besonders vom führenden Adel verlangten sie oft ein rasches Umstellen auf neue Machtverhältnisse.

Ein immer dichter gewordenes Netz von Pfarrkirchen und Kapellen erfaßte auch die unteren Bevölkerungsschichten und brachte in die Dynamik der Zeit eine Verstärkung der religiösen Dimension.

#### Frauenbewegung läßt Klöster entstehen

Unter den Frauen des Adels hatte der Minnesang zur Entwicklung des Selbstbewußtseins geführt. Aber im Minne-Ritual waren doch auch Störungen in der Sozialstruktur und im Verhältnis der Geschlechter zueinander zum Ausdruck gekommen.

Jetzt gingen gerade Frauen der oberen Schichten in Opposition. Sie suchten etwas anderes, das Abenteuer der Armut, der Arbeit und der Gleichheit mit Frauen aus niedrigerem Stande, das Freisein von Zwängen der Ehe. Wenn die Priesterehe etwas so Sündhaftes war, mußte es doch besser sein, auf Ehe überhaupt zu verzichten. Ein Bedürfnis nach tiefergehender Frömmigkeit für Herz und Verstand stellte sich in allen Bevölkerungsschichten ein.

Für die Anliegen der Frauen boten die im 13. Jahrhundert entstandenen Bettelorden der

Franziskaner und Dominikaner in ihren Frauenklöstern Möglichkeiten der Verwirklichung. Viele Klöster wurden neu gegründet, bezeichnenderweise in Städten und Dörfern. Oft ergab sich das Kloster als Weiterentwicklung einer freieren Sammlung von Frauen, die sich als Klausnerinnen oder Beginen dem Gebet und Werken der Nächstenliebe widmeten.

Allein in dem Gebiet zwischen Schwarzwald, Schönbuch und Schwäbischer Alb entstanden im 13. oder 14. Jahrhundert folgende Dominikanerinnenklöster: Rottweil, Oberndorf, Sulz, Horb, Dornstetten, Reutin bei Wildberg, Bergfelden, Kirchberg, Weildorf, Haigerloch, Stetten bei Haigerloch, Gruol, Binsdorf, Rangendingen, Stetten bei Hechingen. Allerdings hörte manches Klosterlein bald wieder zu bestehen auf. Räuberische Angriffe und andere Bedrängnisse waren nicht selten. Sicher entsprachen die Klöster auch einfach dem Bedürfnis, unversorgte Töchter unterzubringen.

#### Mystische Frömmigkeit

Ohne Zweifel hat die Entwicklung des Klosters Kirchberg die der anderen Klöster übertroffen. In materieller Hinsicht wirkte sich die besondere Begünstigung durch das führende Geschlecht der Grafen von Hohenberg aus. Stiftungen vieler ihrer ritterlichen Dienstmannen kamen dem Kloster zugute. Sie erfolgten nicht nur dann, wenn eine Tochter ins Kloster eintrat. Ein Besitzverzeichnis vom Jahr 1560 nennt Güter des Klosters in 27 Ortschaften.

Hinsichtlich der geistlichen Prägung des Klosters Kirchberg tritt eine mystische Frömmigkeit hervor (Mystik = Schließen der Augen zur Versenkung ins Innere). Der Tageslauf der Klosterfrauen war davon bestimmt, sich in die Betrachtung des Lebens Jesu und in das gesprochene oder gesungene Gebet mit allen Kräften zu versenken.

Der geistliche Betreuer der Nonnen, ein Dominikanermönch, gab dazu Vorbild und Anweisung. Gemäß dem Auftrag ihres spanischen Ordensgründers Dominikus hatten die Predigermönche nicht trockene Lehrsätze weiterzugeben, sondern sehr praktische Anleitungen zu einem selbständigen, freudvollen Erkennen und Erleben der Gegenwart Gottes. In mystischer Glaubenspraxis möchte der einzelne Mensch zur Wohnung Gottes werden.

Für die Frauen, die mit ihrer Rolle als Objekt im Sozialgefüge nicht mehr zufrieden sein konnten, bot solches Klosterleben die befreiende Alternative, sich als Subjekt der Gotteserfahrung zu erleben. Das konnte sich in der paradiesischen Abgeschiedenheit bis zur frommen Verzückung hochsteigern.

Sicher kann der mystische, nach innen gewandte Frömmigkeitsstil der adeligen, später auch bürgerlichen Klosterfrauen als Erklärung dafür dienen, weshalb Kirchberg nicht in dem Maße eine Ausstrahlungskraft nach außen erreichte, wie sie bei Klöstern der männlichen Benediktiner oder Zisterzienser durch deren Pioniertätigkeit in Landbau, Handwerk und künstlerischen Fertigkeiten zustande kam.

Es eignete sich aber auch für das Kloster bald eine Abschwächung seines anfangs recht verheißungsvollen Gewichtes als gesellschaftspolitischer Faktor in der Grafschaft Hohenberg.

#### Klostergründung zur Herrschaftssicherung

Als Burkhard III. von Hohenberg seine Unterstützung zur Klostergründung auf dem Kirchberg gab, wagte er einiges Neue. Durch familiäre Bindungen war ihm das Kloster Benzenhausen als Männerkloster nach der Zisterzienserregel bekannt. Kirchberg aber sollte nun eine ganz neue geistliche Ausrichtung bekommen und als reines Frauenkloster geführt werden. Entspringt die ungewöhnliche Bedingung, für die Besitzübergabe einen Geldbetrag zu verlangen, einer vorsichtigen Zurückhaltung und der Absicht, den unerfahrenen Frauen einen Ansporn zu vernünftigem Wirtschaften zu geben? Laut Schwesternbuch wurde das Geld erst bezahlt, als bereits 30 Schwestern im Kloster waren.

Der Schenkungsanteil entsprach in der damals üblichen Auffassung seiner urkundlich belegten Überzeugung, daß die Unterstützung



derer, welche sich dem Dienste Christi ganz hingeben, von dem König aller Könige zeitlich und ewig belohnt wird.

Graf Burkhard setzte mit dieser Gründung aber auch einen neuen machtpolitischen Akzent. Der Stammsitz seines Geschlechts war seit der Abspaltung vom Geschlecht der Zollern um 1170 durch seinen Großvater die Burg Oberhohenberg auf dem höchsten Teil der Schwäbischen Alb bei Schömburg. Glieder seiner Familie waren als treue Mitstreiter der Stauferkaiser in deren Gefolge mitgezogen. Aber immer mehr erhielt nun neben dem Militärischen auch das Gesellschaftliche und Kulturelle ein Gewicht für Ansehen und Einfluß.

Aufstieg, Stagnation oder Niedergang in der Entwicklung einer Adelsherrschaft hingen davon ab, wie es gelang, den weltlichen Familienbesitz mit einem klösterlichen geistigen Zentrum zu verbinden und dabei die Gunst der geographisch-wirtschaftlichen Lage zu erfassen und zu nützen.

Graf Burkhard III. besaß um die Zeit der Kirchberger Klostergründung neben der Stamburg Oberhohenberg auch mindestens eine der beiden Burgen Haigerloch und die auch im Jahre 1237 erstmals als Stadt Haigerloch bezeichnete Ansiedlung am Fuße der Burgen. Außerdem gehörte zum Familienbesitz die Burg Rotenburg (heute Weilerburg genannt)

bei der später von seinem Sohn gegründeten Stadt Rottenburg. Auf Rotenburg ist die Tochter Gertrud geboren, die Gattin des Grafen und späteren Königs Rudolf von Habsburg.

Die Klostergründung Kirchberg konnte für Graf Burkhard die Chance eröffnen, Haigerloch zu einem Herrschaftsmittelpunkt mit Burg, Stadt und Hauskloster auszubauen. Die Dynamik der Aufbruchbewegung, besonders unter den Frauen, ließ sich dafür auffangen und ausnützen.

#### Hohenberger Hauskloster – nur vorübergehend

Die Absicht, das Kloster Kirchberg zum Hauskloster der Hohenberger mit Familiengrablege zu bestimmen, muß auch von den Nachkommen des Stiftergrafen mitgetragen worden sein. Als Graf Burkhard im Jahre 1253 auf einem Ritt bei Deckenpfronn in der Nähe von Wildberg vom Blitz erschlagen wurde, brachte man seinen Leichnam nach Kirchberg. Hier wurde er in einem Familiengrab in der Kirche bestattet. Der Grabstein für ihn, seinen Sohn Albert und dessen Gemahlin Margaretha ist noch heute vorhanden.

Zu einem Herrschaftsmittelpunkt Haigerloch paßt es auch, daß Graf Burkhard's leiblicher Bruder Diepold von Hohenberg Inhaber der Pfarrei Weildorf wurde, zu der wie Kirchberg auch die Oberstadt Haigerloch gehörte.

Daß ähnliche politisch-geistige Schwerpunkte geschaffen, dann aber auch wieder zugunsten neuer Konstellationen aufgegeben werden, ist im süddeutschen Raum früher schon bei den Hochadelsgeschlechtern der Zähringer und der Staufer zu beobachten.

Bei den Hohenbergern versuchte schon die nächste Generation um 1280 eine neue Schwerpunktbildung um Rottenburg. Enkel des Grafen Burkhard sind schon in einer neuen Familiengrabanlage im Stift Sankt Moritz in Rottenburg bestattet. Das Stift ist eine Hohenbergergründung.

Eine Enkelin ist allerdings als Nonne von Kirchberg 1291 urkundlich belegt. In der Klosterkirche auf dem Kirchberg brannte bei der Grabstädte der Hohenberger ein ewiges Licht, unterhalten aus eingegangenen Stiftungen, überwacht – wohl jahrhundertlang – durch die

## Romanische Kleinodien

### Der Löwe an sakralen Bauten von Kurt Wedler

Man ist immer wieder erstaunt über die Vielfalt der Ausschmückung von Bauteilen in der frühen Zeit der Romanik, also im 11. und 12. Jahrhundert, seien es nun Bogenfelder (Tympanos), Kapitelle, Lettner, Kanzeln, Kreuzgänge o.a.

In Alpirsbach findet man an der Kirchentür des Klosters zwei ausdrucksvolle Löwenköpfe als Türklopfer, dazu ein kunstvolles eisernes Beschlag (12. Jh.). Der Löwe, der in vielen Variationen an den Kirchenbauten erscheint, ist Symbol der Stärke und der Macht. Schon in der Antike tritt er als Machtsymbol auf, so wurde z. B. nach der Schlacht bei den Thermopylen für Leonidas ein steinerner Löwe errichtet. Der Braunschweiger Löwe sollte den stolzen Fürsten Heinrich symbolisieren, die Niederländer wurden in ihrem Freiheitskampf gegen die Spanier mit dem Leo Belgicus identifiziert. Der geflügelte Löwe vertritt mit Nebukadnezar das babylonische Reich und der zehnfach gehörnte mit Augustus das römische Reich.

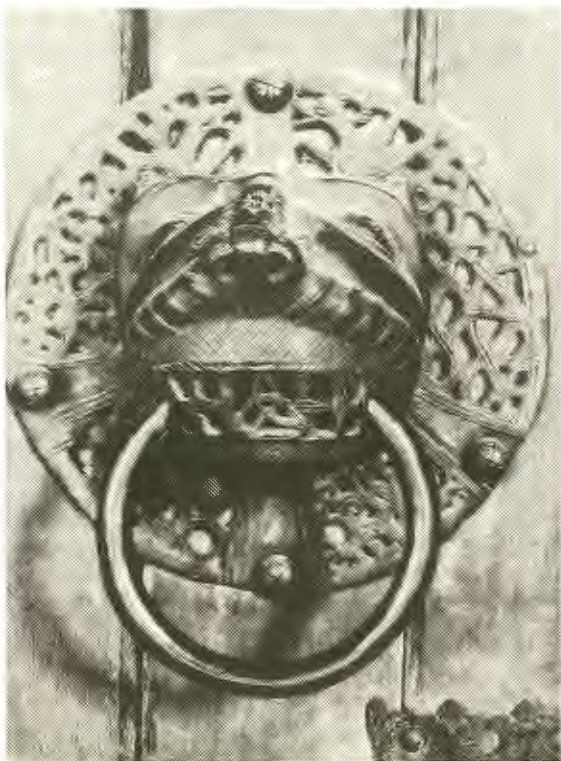
Dem Evangelisten Markus wird der Löwe als Symbol beigegeben. Auch Christus wird mit ihm verglichen: „Gesiegt hat der Löwe vom Stamme Juda“, heißt es in der Offenbarung 5,5. Und wenn Maria auf dem Löwen steht, ist auch Christus gemeint. – Auf vielen Grabplatten erscheint der Löwe als Fußstütze. Hier ist er Symbol des Schutzes und der Macht. Auf seinen Beistand stützen sich die Verstorbenen und dokumentieren zugleich ihre Verbundenheit mit dem christlichen Glauben.

Bei den Türklopfern – der zweite ist vom Mainzer Dom – handelt es sich um Wächter des

Gotteshauses. Sie sollen das Heiligtum vor bösen Wesen, Dämonen und Geistern bewachen und dem Eintretenden Schutz gewähren. Der Mainzer Türklopfer, der von Berengar im Auftrag des Mainzer Erzbischofs Willigis geschaffen wurde, ist noch ausdrucksvoller als der Alpirsbacher Löwenkopf. Er verwirklicht deutlich seine bewachende und abschreckende Funktion. Das aufgesperrte Maul und die flammenden Haare unterstreichen sein wichtiges Dasein an diesem Platz.

Aber hier klingt auch die andre Seite dieses Tierzeichens an. Der Löwe kann auch Symbol des Bösen, des Teufels sein (Psalm 22,22 und 1. Petrus 5,8). In Bogenfeldern, Kapitellen und Säulenplastiken tritt er manchmal im Kampf mit dem Hirsch oder dem Menschen auf und ist hier deutlich ein Dämon oder Monstre. Die Drachengestalten im Flechtwerk über dem Alpirsbacher Löwen deuten dies auch an.

Eine interessante Reliefplastik finden wir in der Annenkapelle im Wormser Dom: Daniel in der Löwengrube (Daniel Kap. 6). Das Geschehen könnte kaum eindringlicher dargestellt werden, als es hier geschieht. Die Löwen, die ihn eigentlich zerfleischen sollten, nähern sich zaghaft und belecken ihm Hand und Knie. Die Grausamkeit dieser Tiere ist gebrochen durch die Macht und Größe eines Stärkeren. Sie sind zahm und geduldig wie Lämmer. Dem Handwerksmeister ist es in dieser Frühzeit schon großartig gelungen, dieses dramatische Geschehen ausdrucksvoll und hervorragend zu bewältigen. Hier ist der Löwe ein verwandeltes Wesen einer paradiesischen Landschaft.



Löwenkopf als Türklopfer in Alpirsbach (12. Jahrhundert).



Türklopfer vom Dom in Mainz um 1609.



„Daniel in der Löwengrube“ im Wormser Dom Ende des 12. Jahrhunderts.



Nonnen. Die Schirmherrschaft über Kloster Kirchberg ging 1381 an das Haus Habsburg über.

#### Literatur

Frank, Robert, 1200 Jahre Weildorf. 1986  
Krauß, Dr. R., Geschichte des Dominikaner-Frauenklosters Kirchberg. Württemb. Vierteljahresschäfte für Landesgeschichte, III. Jahrg., 1894, S. 292 ff.

Müller, Hans Peter, Das Schwesternbuch von Kloster Kirchberg (1237-1305). Der Süchgau, Jahresgabe d. Süchgauer Altertumsvereins 1977/78, S. 42 ff.

Nigg, Walter, Vom Geheimnis der Mönche, Zürich 1953.

Planck, Oskar, Ein Gang durch Kloster Kirchberg und seine Geschichte, Stuttgart o. J.  
Scheerer, Fritz, Kloster Kirchberg. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, November und Dezember 1970, S. 815 ff.

Schmid, Dr. L., Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft. Stuttgart 1862.

Schwarzmaier, Hansmartin, Der schwäbische Adel im hohen Mittelalter. Zeitschrift f. Hohenz. Geschichte 1966, S. 23 ff.

Thum, Bernd, Aufbruch und Verweigerung, Band II. Waldkirch i. Br. 1980.

## Balinger Sprüche

En dr Jued mueß ma en Steck haube, daß ma em Alter dra' laufa ka'!  
Schmiere ond Salbe hilft ällethalbe; hilft s it bei de Herre, no hilft s bei de Kärre  
Aokraut verdirbt it; s schlät siebemol aus  
Mit stärrche Bese ist it guet furbe  
Nuie Bese furbet guet; aber de alte wisset d Wenkel  
S ka' koa Hex mai als hexe  
Ma ka' it älleweil no' a' oam Knoche nage  
Eme alte Hond ist it guet a Bengel a'lege  
A guete Ausred ist drei Batze weart  
Ledig gstorbe ist ao it verdorbe  
A reachts Weib macht au en reachta Ma'  
Bei de reiche Leut mueß ma spare learne  
Aus ander Leut Häut ist guet Reame schneide  
Mit ander Leut Füdle ist guet übers Fuier rutsche  
Dr gscheitste Katz goht ällbot a Maus naus  
Zletschte zählt ma zsämme

## Liegenschaftskataster

von Rudolf George (Schluß)

Das Liegenschaftskataster garantiert den lückenlosen Schutz des Grundeigentums gegen willkürliche Veränderung der Grenzen.

Um seinen Zweck erfüllen zu können, muß das Liegenschaftskataster durch die Übernahme aller Veränderungen auf dem Laufenden gehalten werden. Deshalb müssen durch Katasterfortführungsvermessungen neue Flurstücksgrenzen, veränderte Nutzungsgrenzen und neuerrichtete Gebäude aufgenommen werden.

Die Fortführungsvermessungen werden im Veränderungsnachweis (VN), früher Meßkunde (MU) genannt, aufgeführt. Darin erhält das veränderte Flurstück einen neuen Beschrieb.

Flurbereinigungspläne sowie Umlegungskarten und Umlegungsverzeichnisse ferner Grenzregelungsbeschlüsse gehören zu den Unterlagen des Liegenschaftskatasters; diese Unterlagen dienen bis zur Berichtigung des Liegenschaftskatasters als amtliche Verzeichnisse der Grundstücke.

„Das Liegenschaftskataster ist der einzige vollständige Nachweis von derzeit rund 10,5 Mio Flurstücken in Baden-Württemberg, da es auch die im Grundbuch nicht eingetragenen Flurstücke enthält. Es ist amtliches Verzeichnis im Sinne des § 2 Abs. 2 der Grundbuchordnung. In den Katasterbüchern sind deshalb die Grundbuchstellen und die Eigentümer in Übereinstimmung mit dem Grundbuch aufgeführt. Ähnlich wie im Grundbuch wird jedem, der ein berechtigtes Interesse darlegt, auf Antrag Einsicht in das Liegenschaftskataster gewährt. Auf Antrag werden Auskünfte, Auszüge, Abschriften und Abzeichnungen aus den Karten und Büchern des Liegenschaftskatasters erteilt, soweit Einsicht zu gewähren ist.“

Literatur: Schäfenacker: Die Katasterfortführung in Württemberg, Reist, Hugo: Vermessungsrecht für Baden-Württemberg, Innenministerium Baden-Württemberg: Vermessungs- und Kartenwesen.

## Eisenkraut

*Verbena officinalis*



Das unauffällige Eisenkraut mit seinen kleinen lilafarbenen Blüten wird oft in unserer Flora übersehen. Bekannt ist es als Verbena im Garten, wo es auch gelbe und blaue Blüten trägt. Dies ist eine Kreuzung mehrerer amerikanischer Arten. Der astige, vierkantige Stengel strebt senkrecht nach oben und wird bis 70 cm hoch. Die Blätter sind gegenständig, ungleich eingeschnitten und rauhaarig. Die Blüten stehen ährenförmig an den Stengelenden und zeigen sich von Juli bis September. Das „offizianlis“ in seinem lateinischen Namen besagt, daß das Eisenkraut in der Heilkunde Verwendung findet bei Stein- und Griesleiden, Erschöpfungszuständen, Schlaflosigkeit und zu Umschlägen bei Wunden und Geschwulsten.

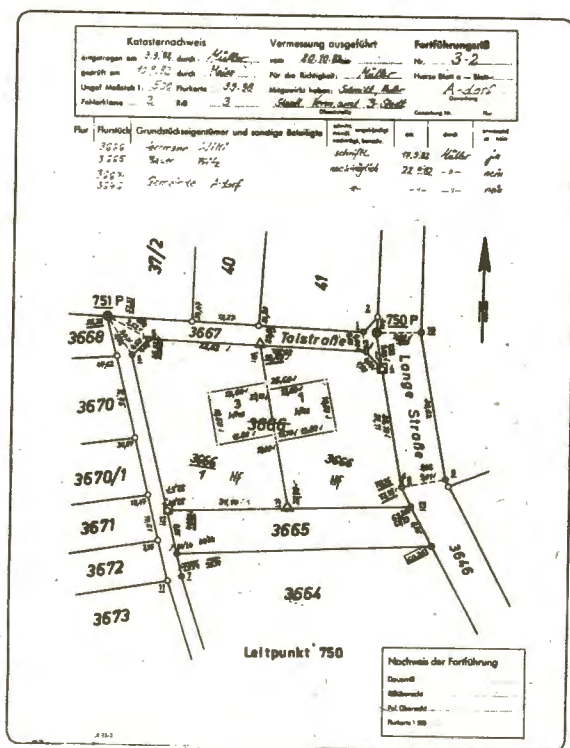
Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Fortführungsriß (Verkleinerung): In der Örtlichkeit geführte Urkunde über die Ergebnisse der Vermessung

In den vermessungstechnischen Unterlagen sind die Maßzahlen und Koordinaten festgehalten. Hierzu zählt der Fortführungsriß (FR), in den die im Felde geführten Maße und zu den Grenzpunkten Punktnummern eingetragen sind, für die ihrerseits Landeskoordinaten (Großkoordinaten nach Gauß-Krüger) berechnet werden. Die Landeskoordinaten dieser Punkte werden in ihrer Nummernfolge nach Leitpunkten geordnet im Loseblatt-System geführten Koordinatenverzeichnis abgelegt. Hiermit können die Flurstücksgrenzen festgestellt und abgemerkt werden, unabhängig davon, ob die Grenzzeichen vorhanden, verlorengegangen oder verändert worden sind.

| Koordinatenverzeichnis |          |             |        | Gemarkung A-dorf                                   |             |          |             | Punkt Nr. |               |  |  |
|------------------------|----------|-------------|--------|----------------------------------------------------|-------------|----------|-------------|-----------|---------------|--|--|
|                        |          |             |        | Punktnummerierungsbezirk                           |             |          |             | 846       |               |  |  |
|                        |          |             |        | (nur bei nicht gemarkungsweiser Punktnummerierung) |             |          |             |           |               |  |  |
| Bemerkungen            | Rechts y | Koordinaten | Hoch x | Unter- nummer                                      | Bemerkungen | Rechts y | Koordinaten | Hoch x    | Unter- nummer |  |  |
| 1                      | 2        | 3           | 4      | 5                                                  | 1           | 2        | 3           | 4         | 5             |  |  |

1978 3499 892.36 5341 997.41 0

1978 3499 901.73 5342 001.79 1 1978 3500 104.08 5342 103.91 2

1979 3500 093.14 5341 982.56 3 1979 3500 097.25 5341 994.63 4

1980 3499 899.46 5342 115.85 5



# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 34

31. Juli 1987

Nr. 7

## Ruchlos verbrecherisches Leben endete am Galgen

Hannikels Hinrichtung in Sulz a. N. – von Helmut Hauser

Was geschah in Sulz am 17. Juli 1787? Im Totenregister der Sulzer evangelischen Kirchgemeinde unter dem 17. Juli 1787 ist folgender Eintrag zu lesen: „Den 17. wurden folgende 4 Mörder und Diebe, allesamt katholischer Religion, durch den Strang hingerichtet: 1. Jakob Reinhard, vulgo (= genannt) Hannikel, 40 Jahre. 2. Franz Reinhard, vulgo Wenzel, 36 Jahre. 3. Johannes Reinhard, vulgo Duly, 30 Jahre. 4. Andreas Heinrich Leinberger, vulgo Nottle, 24 Jahre.“

Am frühen Morgen dieses Tages empfingen die vier Delinquenten von vier Geistlichen die Sterbesakramente. Nach einem letzten Verhör wurden die Verurteilten in die Gerichtsstube gebracht, wo Oberamtmann Schäffer als fiskalischer Ankläger vor dem Malefizgerichte in seiner Ansprache u. a. sagte: „Noch schreiet das Blut des von ihnen bei Reutlingen erschlagenen Grenadiers à cheval Christof Pfisters um Rache zum Allmächtigen im Himmel, welches diese Wüteriche, gefühlloser als die Barbaren, in einem Lande vergossen haben, wo die drohendsten Gesetze Gottes und des edlen Fürsten die Sicherheit des Bürgers verheißen... Aber schwarz wie die Hölle, ihr hier vorgeführten Mörder und Räuber! werden eure unmenschlichen Handlungen ewig auf dem Lande bleiben, das ihr geschändet habt...“

Die Untersuchungsakten gegen sämtliche Verurteilte erstreckten sich auf 45 Foliobände. Das Malefizgericht hatte zu Recht erkannt, daß die „peinlich Beklagten“ dem Richter an seine Hand und Bande geliefert, von demselben zur Richtstatt geführt und daselbst mit dem Strang vom Leben zum Tod gebracht werden sollen. Ein Programm für den Verlauf der Hinrichtung wurde bereits am 10. Juli 1787 von Oberamtmann Schäffer und dem Magistrat der Stadt Sulz entworfen. Daraufhin visitierte Bürgermeister Nestlen alle Stadttore, diese wurden stark bewacht. Der Schloßwächter mußte am Exekutionstag „genaue Obsicht tragen“. Rund 400 Bewaffnete waren zur Bedeckung des Zuges zur Richtstätte und auf dieser selbst aufgeboden. Offiziere, Unteroffiziere, Metzger, Dorfvögte, der Oberamtmann und der Stadtschreiber sowie der „Herr Stabhalter mit entblößtem Degen“ begleiteten die verschiedenen Wagen mit den Malefikanten (= Verbrecher) und allen damals in Sulz verhafteten Jaunern, die der Hinrichtung zusehen mußten. Um Unglück zu verhüten, traf Schäffer vielseitige Vorkehrungen, denn allein 12 000 Menschen strömten an jenem 17. Juli in Sulz zusammen, um Zeugen des letzten blutigen Aktes in dem so aufregenden und aufsehenerregenden Hannikelprozeß zu sein. Das Aufhängen geschah in der vom Urteil bestimmten Reihenfolge. Hannikel, in einen hölzernen Lehnstuhl gesetzt, sah tapfer zu und sprach den anderen Mut und Standhaftigkeit zu. Er selbst bestieg gefaßt die Leiter, sprach mit laut vernehmlicher Stimme u. a.: „... Ich danke dem gnädigsten Landesvater, Ihro Durchlaucht dem Herzog für die gnädigste und gerechte Strafe. Sobald ich vor Gott komme, will ich für ihn beten... Ich bitte alle Menschen, die ich beleidigt habe, um Gottes Willen um Verzeihung. Ich danke meiner Mutter für jeden Tropfen Milch, den sie mir gereicht hat; sie ist an meinem Elend gar nicht schuldig... O Jesus, sei mir gnädig, o Jesus sei mir barmherzig“. Der Strick um den Hals wurde angezogen, und Hannikel war von allem Übel erlöst. Helfer Grundler von Sulz beschloß die

ganze Handlung mit einer ermahnenenden Predigt an das versammelte Volk. In seiner Ansprache feierte er den „wohlgeborenen Herrn Oberamtmann als ein in der Hand Gottes und vor den Augen aller Zuschauer ein Werkzeug der bestrafenden Gerechtigkeit Gottes.“ Durch die aufopfernden und außerordentlich schwierigen Fahndungsbemühungen hatte Schäffer seine Gesundheit gänzlich aufgeopfert, er wünschte deshalb vom Herzog „eine kleine Luftveränderung vorzunehmen, um zu Freunden nach Tuttlingen reisen zu dürfen.“ Außerdem ließen böse, aber nicht unbegründete Gerüchte den Oberamtmann nicht zur Ruhe kommen, denn verschiedene Zigeuner beabsichtigten, verkleidet und in verschiedenen Gruppierungen – rund 200 Mann stark – im Württembergischen sengend und brennend umherzuziehen und stets darauf bedacht, den „Bluthund von Sulz vom Brote zu schaffen, ihn in Stücke zu zerhauen oder ihn tot zu schießen“. „Wenn dieser Blutigel von der Erde sei“ so sei hinreichend Rache für Hannikel und andere geübt. Zum Glück wurden Bewachung und andere Vorkehrungen für den Oberamtmann so sorgfältig getroffen, daß die geplante Ermordung nie gelang.

### Welche Hauptverbrechen Hannikels lagen zugrunde?

Im Schwarzwald, am oberen Neckar, in der Umgebung von Schwäbisch Gmünd, aber auch in Oberschwaben, Vorarlberg und in der Schweiz trieb Hannikel mit seiner Bande sein Unwesen. Im „Hannikellied“ von 1787 heißt es u. a.:

„Flink, listig, stark, mit heißem Blute,  
trat er bei seinem Schwarm hervor  
und stund mit unerschrocknem Mute  
vierhundert als Hauptmann vor.“

Unzählige Gewalttaten mit Mord und Brand wurden verübt und das genannte Gebiet wurde von ihm und seiner Räuberbande buchstäblich terrorisiert. So hatte Hannikel mit einigen seiner Spießgesellen zu Dettweiler im Elsaß einem 70jährigen Juden Läden, Türen und Fenster mit Beil und Äxten eingehauen, Kisten und Kästen aufgebrochen, den alten Greis aus dem Bett gerissen und nackt auf die Glassplitter gesetzt und dabei Beine und Hände zusammengebunden. Die Fußsohlen wurden immer wieder gebrannt um so durch diese grausame Mißhandlung Aussagen über das kostbare Hausgut zu erhalten. Kurze Zeit später verstarb dieser Greis. Ihm zu Hilfe eilende Mitbürger wurden beschossen und verletzt, die Kirchentüren hatten die Gauner vernagelt, damit nicht Sturm geläutet werden konnte. Schlimmeres geschah am 4. auf 5. April 1786 in der Nähe des Gaisbühlhofes bei Reutlingen. Als Racheakt wurde der herzogliche Grenadier à cheval Christof Pfister schauerlich zugerichtet. Blutüberströmt wurde er aufgefunden, ein Arm und ein Bein wurden ihm abgeschlagen, Nase und Unterlip-



pe aus dem Gesicht herausgeschnitten und die klaffenden Wunden mit Jauche übergossen. Unter gräßlichen Schmerzen starb er auf dem Wege nach Reutlingen. Da der Grenadier, auch ehemaliger Mitgauner, Hannikels Bruder Franz Reinhard, vulgo Wenzel, die Frau entführte und heiratete, schwörten die beiden Brüder schaurige Rache. Sie gelang, aber der sterbende Pfister gab noch die Hannikelbande als Täter an. Schäffers Verfolgung erfolgte nun sehr gezielt. Trotz mehrmaliger Ausbrüche wurde Hannikel mit seinen Komplizen dingfest gemacht. Auf herzogliche Anweisung marschierte Schäffer mit einem stattlichen und wohlbewaffneten Aufgebot zuverlässiger Bürger aus Sulz und Umgebung nach Chur in Graubünden, um den Verbrecher samt seinen Genossen zur Aburteilung nach Sulz zu bringen.

### Schäffers Verdienste und Erfolge

Der im Jahre 1745 in Ottenhausen bei Neuenbürg geborene Pfarrerssohn Georg Jakob Schäffer kam 1780 nach Sulz und übernahm das Amt seines Schwiegervaters Johann Friedrich Müller. Die Hauptarbeit des Oberamtmanns (damals die Bezeichnung für die heutigen Landräte) Schäffer galt der öffentlichen Sicherheit und damit der Verbrechensbekämpfung. Er legte Verbrecherlisten an, ließ Fahndungsblätter drucken, die er an alle amtlichen Stellen verschickte, zeichnete die Portraits von 347 Zigeunern und seine Gaunerakten umfaßten über 30 000 Blatt. Allein die Diebesliste enthielt 1130 Namen. Seine Personalkennntnis war außergewöhnlich und seine Kenntnis über das Schandleben der einzelnen Verbrecher befähigte ihn zu einer nach damaligen Gesichtspunkten gerechten Aburteilung. Schäffer war zu der Auffassung gelangt, daß man zu einer humaneren Art der Verbrechensbekämpfung übergehen müsse. Dabei lehnte er sich an das Gedankengut des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi an und vertrat auch die Ansicht, daß Straftäter und entlegte Menschen der Resozialisierung bedürften. So uner-



bittlich er in der Verfolgung der Verbrecher war, so sehr behielt er in seiner Tätigkeit einen menschlichen Grundzug bei. Von der damals noch allgemein angewendeten Folter machte er bei seinen Untersuchungen keinen Gebrauch. Mehr als einen der Mörder und Räuber hat er vor dem Vollzug der Todesstrafe bewahrt, wenn sich bei den Untersuchungen herausstellte, daß der Betreffende eher ein Opfer der Verhältnisse, als eine unheilbare verdorbene Natur war. Unter den vielen großen Kriminalfällen, die Schäffer in die Hand nahm und zu Ende führte, erregte das Verfahren gegen den Mordbrenner Hannikel das größte Aufsehen und blieb auch noch lange in der volkstümlichen Überlieferung lebendig. Das von Vikar Chr. Fr. Wittich aus Wittershausen verfaßte 80strophiges Hannikellied, das Leben und Ende Hannikels schilderte, wurde 1912 in „Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs“ aufgenommen (Kohlhammer-Verlag Stuttgart S. 715) und wiederholt in Aufsätzen auszugsweise veröffentlicht. Oberamtmann Schäffer schickte die begnadigte Angehörige Hannikels, Martha Reinhardin, mit diesem Lied landauf landab in alle Dörfer und Flecken, um damit einen heilsamen Einfluß auf die Gemüter auszuüben. Bis in sein 70. Lebensjahr hielt Schäffer (er starb 1814) mit Umsicht und Unerschrockenheit die Hochwacht über die Sicherheit weiter Landesteile. Von dem großen Brande, der die Stadt am 15. Juli 1794 heimsuchte, wurde auch Schäffer betroffen. Unter anderem verbrannte ihm das seiner Frau zum Witwensitze kurz vorher erkaufte Haus. Seine Registratur und bewegliche

Habe retteten sein treuer Amtsdienner und fünf Zigeuner.

#### Rückblicke auf das 18. Jahrhundert

Neben Aufklärung und Humanismus, neben der Errichtung prunkvoller Schloß-, Kirchen- und Klosterbauten und neben dem meisterlichen Schaffen bedeutender Komponisten (Mozarts „Zauberflöte“ entstand 1794 in Leipzig – dem Schicksalsjahr des Sulzer Stadtbrandes) stand das Verprechertum von der primitivsten Art bis zum Mordbrennertum in höchster Blüte. Der Dreißigjährige Krieg und die ihm fast unaufhörlich folgenden weiteren Kriege hatten eine riesige Schicht verzweifelter Existenzen hervorgebracht, die mangels jeder sozialen Fürsorge ihr nacktes Leben nur mit Betrug, Diebstahl, Raub und Mordbrennerei fristen konnten. Infolge der Schwäche von Polizei und Justiz wurde das Räuberunwesen zu einer fürchterlichen Geißel von Land und Menschen. Zu Schäffers Zeiten gab es unendlich viele Herrschaftsbereiche und Hoheitsgebiete, die sich die Gerichtsbarkeit teilten. Oft waren sie zur Zusammenarbeit nicht willens oder befähigten sich untereinander. Außerdem boten die Wälder des Schwarzwaldes, der Alb, des Welzheimer Waldes und der Schweizer Berge wie die Vogesen günstige Verstecke und Unterschlupfe, so daß die Fahndungen ohnedies erschwert wurden.

Neben wütender Rachsucht, blutiger Grausamkeit und ruchloser Liederlichkeit fand man bei den Räuberbanden fast durchweg den tierisch wilden Hang zur Wollust, zur Völlerei

und zu übermäßigem Brantweingenuß. Fast ohne Ausnahme trugen alle gefangenen Räuber arge Spuren der Syphilis an sich. Unter ihnen lebten eine Menge Konkubinen, die sich wahllos hingaben und in allen Genüssen, so auch im geschlechtlichen Umgang bis zum Ekel und zur selbsteigenen Vernichtung, es maßlos trieben. In sinnloser Betrunktheit wurden zahlreiche Bandenmitglieder überrascht, gefangen genommen und eingesperrt. Jener Hang zur Wollust und Schwelgerei gab den Räubern den Mut, furchtlos in das gedrängte Leben der Städte zu dringen und inmitten des städtischen Treibens in den Freudenhäusern ihr Asyl zu suchen. Oft waren die Bordellwirte vertraute Genossen der Räuber, von denen sie durch Verkauf der gestohlenen Sachen und durch ihre maßlose Völlerei unglaublichen Gewinn zogen. Das Treiben in diesen Höhlen des Lasters war aber derart, daß man zweifelte, ob die Rohheit der Räuber ärger war bei ihren Räubereien oder beim Vertun des Geraubten.

Die Verdienste Schäffers, des Grafen Schenck von Castell und anderer tatkräftiger Kriminalisten waren groß. Nach und nach wurden die Banden zerschlagen, so die Krefelder, Brabanter und Mersener Bande. 1803 wurde auch der berühmte Schinderhannes mit 19 Mitgliedern seiner Bande zu Mainz hingerichtet. Von Justizirrtümern war auch die damalige Zeit nicht gefeit und das großartige Erbe der Barockzeit mag jene Schreckentaten des Räuberunwesens nicht vergessen machen, denn die „gute, alte Zeit“ oder eine „heile Welt“ sind leider mehr Wünsche als Realitäten.

## Zum 50. Jahrestag eines Wahrzeichens der Stadt Balingen

Vogtsitz, Scheuer, Denkmal – Die wechselhafte Geschichte des Balinger Schlosses – von Hans Schimpf (5. Folge)

Das Zollernschloß, wie es sich uns heute präsentiert, ist ein in den Jahren 1935-1937 nach altem Vorbild entstandener Neubau. Gegenstand der vierten Folge dieser Reihe waren die dem Abriß vorangegangenen Bemühungen um Erhaltung und Sanierung des alten Gebäudes.

#### Abbruch oder Sanierung?

1934 ließ der Staat den Wasserturm renovieren, so daß er, fein herausgeputzt, nun natürlich mit dem dahinterstehenden verwahrlosten Schloßgebäude kontrastierte. Unversehens war die Stadt so in Sachen Schloß wieder einmal in Zugzwang gekommen. Immer noch aber waren sich die Sachverständigen nicht darüber einig, ob das Gebäude zu erhalten wäre. Es war in sich zusammengesackt und aus dem Winkel geraten. Die aus Bruchstein bestehenden Umfassungsmauern waren durch Auswitterung und Versalpeterung – von den Ställen herrührend – brüchig geworden. Neun Zehntel der Materialien konnten bei einem eventuellen Wiederaufbau nicht mehr verwendet werden.

Im Januar 1935 sprachen sich die Stadtväter wieder einmal für die Erhaltung und Sanierung aus; dabei sollten Räume für die Hitlerjugend und das Heimatmuseum geschaffen werden. Die Kosten wurden auf 140 000 Reichsmark berechnet. In mehreren Zeitungen des Landes erschienen Notizen über das Vorhaben. Dadurch aufmerksam geworden meldete sich auch gleich wieder besorgt der Bund für Heimatschutz. Er wies darauf hin, daß es sich hierbei um eines der wenigen noch erhaltenen Beispiele von Schloßbauten des Spätmittelalters und zugleich den einzigen alten Profanbau Balingens handle, der soweit wie möglich erhalten bleiben müsse.

Als im August 1935 mit den Bauarbeiten begonnen wurde, stellte sich jedoch bald heraus, daß der Abbruch und eine neue Unterkellerung nicht zu vermeiden waren. Das Denkmalamt bestand zunächst noch auf der Erhaltung des Ostgiebels, machte dann aber, als es um das Problem der Statik und der damit verbundenen Verantwortung ging, doch einen Rückzieher. Damit stand der vollständigen Abtragung eines

der Wahrzeichen der Stadt nichts mehr im Wege.

Sicher gingen manche Balinger, bevor mit dem Abriß begonnen wurde, hin, um das vertraute alte Gemäuer noch einmal zu sehen und von ihm gleichsam Abschied zu nehmen. Es zu betreten war wohl niemandem mehr erlaubt, denn das Gebäude war ja baufällig. Obwohl das alte Schloß heute ja nicht mehr steht, können wir es immer noch auf alten Fotografien betrachten oder sogar mit geistigem Auge gleichsam einen Rundgang durch die alten Räume machen. Es führt uns der Balinger Architekt Egelhaaf. Er und sein Bruder waren mit der

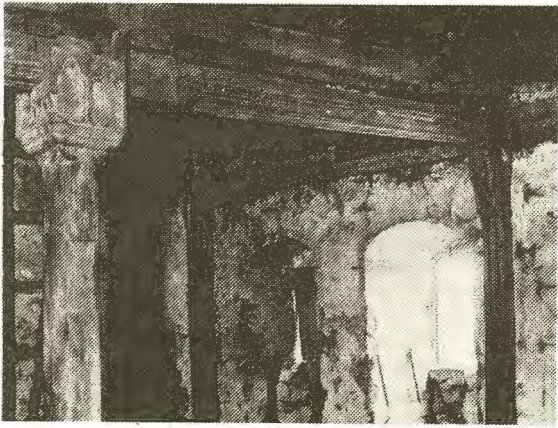
Planung und Leitung des Baus beauftragt. Ausgangspunkt seiner 1935 in einigen Zeitungen des Landes veröffentlichten Beschreibung der gesamten alten Schloßanlage war die Südostansicht. Doch lassen wir nun Herrn Egelhaaf zu Wort kommen:

„Bei der Beurteilung des Gesamtbildes dieser Ecke muß man sich vorstellen, daß der Wasserturm, verbunden mit dem Schloß, Reiterhaus, Zehntscheuer sowie die Partie der südlichen Stadtmauer mit dem ehemaligen Torturm und der Torbrücke einen zusammenhängenden Komplex bildeten, der von der Tiefe des Eyachbettes aus gesehen, einst einen ungeheuer



Südansicht, etwa 1905





Im Rittersaal

wuchtigen Eindruck gemacht haben muß. Schloß und Reiterhaus haben im Laufe der Jahrhunderte ihr Gesicht sehr stark verändert. Die Gründung der Umfassungsmauern des Schloßes war von Anfang an sehr mangelhaft. Die Fundamente reichten durchschnittlich kaum 60 Zentimeter unter die Terrainlinie. Wohl standen sie auf gewachsenem Grund. An der Ostseite aber war dieser bei Errichtung der unteren Zwingmauer abgegraben worden, so daß die Fundamentsohle der östlichen Mauer dem Druck nicht standhielt und denselben auf diese untere Zwingmauer übertrug.

Die Jahreszahl 1682 ist an einem der Fensterstürze des ehemaligen Rittersaals eingemeißelt. Das war das Jahr, in welchem die Ostseite ihr bisher gewohntes Gesicht mit dem spitzen Fachwerkgiebel erhielt. Infolge der mangelhaften Fundation muß schon damals der Bau nach dieser Seite hin gewichen sein. Bei jenem Umbau wurde die Süd-Ost-Ecke bis zum Fundament erneuert und zwar zweifellos deshalb, weil sie nach Osten hin nachgegeben hatte.

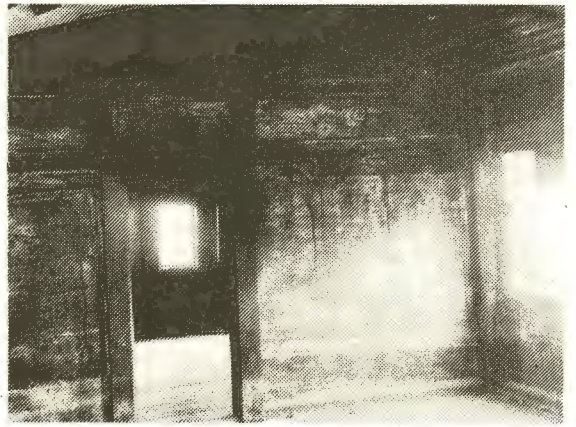
Heute nun, zu Beginn unserer Baumaßnahmen, war die 1 m – 1,30 m starke obere Umfassungsmauer bereits wieder derartig zerrissen, daß beim Versuch des Unterfangens ihrer Fundamente größte Einsturzgefahr bestanden hätte. Die südliche Umfassungsmauer war nurmehr zu einem Drittel aus alter Zeit erhalten. Nach der Planung sollte dieser Teil entlastet und in den neuen Mauerverband eingefügt werden. Infolge seiner Schadhaftheit stürzte er jedoch nach der Entlastung in sich zusammen. Die nördliche Mauer wies keine alten Bestandteile mehr auf.

Sie wurde seinerzeit durch den Ausbruch eines Scheunentors und anderer Öffnungen zerstört, als das Gebäude zu brauereigewerbl. und landwirtschaftlichen Zwecken verwendet wurde. Das Gemäuer wird wieder hergestellt als Bruchsteingemäuer aus sogen. Malbsteinen, dem Kalkstein, wie er heute noch oft hier Verwendung findet. Die Eckquader, sowie die Fenster- und Türumrahmungen sind aus Sandstein, sie werden so weit möglich wieder verwendet oder ergänzt. Von Interesse ist, daß die alten Mauern beim Umbau im Jahre 1682 verputzt wurden und eine Renaissancebemalung erhielten, deren Spuren vom Bagerüst aus deutlich erkennbar waren. Die ursprüngliche innere Einteilung war folgende:

Das Untergeschoß enthielt einen Kellerraum, der durch einen Gang mit einem 2. außerhalb des Grundrisses liegenden tieferen Keller verbunden war. Das Erdgeschoß kann ehemals nur Nebengelasse und Wirtschafts- oder Gesinderäume enthalten haben, da es lediglich durch hochgelegene, kleine Fensteröffnungen beleuchtet war. Sein Inneres ließ keinerlei Schlüsse mehr zu auf eine frühere Raumeinteilung.

Der 1. Stock hingegen wies einen vollständig klaren Grundriß auf. Quer durch das Gebäude lief die Vorhalle, die vermutlich über einen äußeren Aufgang betreten wurde. Die Trennwände gegen die angrenzenden Gemächer bestanden aus senkrechten Pfosten mit dazwischengenuteten breiten Dielen. Die Nuten am oberen Gebälk waren noch erkennbar. Diese Wände waren bemalt, entsprechend der Balkendecke mit dem eingeschobenen Streifboden. Die reizenden Motive der Deckenbemalung sind im Lichtbild festgehalten. Die Decke wird soweit

möglich wieder eingebaut werden. Zur Rechten der Vorhalle lagen zwei heizbare Räume mit einem durch die Mauer direkt ins Freie führenden Rauchabzug. Von einem dieser Räume gelangt man über einige Stufen zum südl. Wehrgang, der zum Torturm führte. Zur Linken der Vorhalle lag der Rittersaal. Er bildete den repräsentativsten Raum des Hauses. Eine mit gotischem Schnitzwerk gezierte eichene Säule inmitten des Raumes trug den profilierten Unterzug, in den die ebenfalls profilierten und mit Schnitzerei verzierten Balken der Zwischendecke eingenuet waren. Die Felder zwischen den Balken bestanden jeweils aus einem breiten, eingenueteten Brett. Reich profilierte eichene Eckpfosten trugen ebensolche Mauerlatten, die gleichzeitig das Wandauflager für die Deckenbalken und den Anschluß der Decke an die getünchten Mauern bildeten. Die südliche Mauer enthielt 3 Fenster, während sich gegen Osten, gegen die Eyach 3 Fenster und 1 Türe öffneten. Diese Türe führte hinaus auf einen Laubengang, der wahrscheinlich dem Umbau im Jahre 1682 zum Opfer fiel. Die Stichbalken sowohl des Fußbodens als auch der Überdachung dieses Laubenganges wurden damals außen abgesägt, während ihre Enden durch die Mauer in den Raum über der Zwischendecke hereinragten. An der Süd-Ost-Ecke wiesen die oberen Stiche, bis zu denen anno 1682 das Mauerwerk erneuert wurde hinüber zum Wasserturm auf die entsprechenden Balkenenden. Zwischen diesen befindet sich am Turm die zugemauerte Türe, so daß hier einwandfrei die Verbindung des Turmes mit der Laube des Gebäudes angenommen werden darf. Es war dies die Verbindung mit der im Turm eingebauten Schloßkapelle, von der Nordwand des Rittersaales, die leider nicht mehr im alten Zustand erhalten war, mag eine Verbindung über den Wehrgang zum Reiterhaus bestanden haben, vorausgesetzt, daß nicht außen an der Nordseite ein Verbindungsgang entlangführte, der den Wehrgang von der Haupttreppe aus zugänglich machte. Die getünchten Wände des Saales zeigten noch Reste der einstigen Bemalung. Der Fries über den Fenstern war bedeckt mit lateinischen Sinnssprüchen, deren einer folgenden Wortlaut hatte: „In Portu navigat, Qui Divinae voluntati Suam conformat“ (Im Hafen segelt, wer seinen Willen dem Willen Gottes angleicht). auch das Holzwerk des Saales dürfte einst in passenden Tönen und Mustern bemalt gewesen sein. Die südliche Wand der Vorhalle enthielt ein Spitzbogenfenster, einstens aber eine Türe, die vermutlich den Abgang zum Zwinger über eine Außenstiege vermittelte.



2. Stock, Raum mit Resten einer Renaissancebemalung

Der wertvollste Teil des Baues, der in seiner äußeren Struktur teilweise, in seiner inneren fast vollständig erhalten werden kann, ist der 2. Stock. In kräftigen Ueberkragungen ist er in alemannischer Bundbauweise auf dem massiven Gemäuer aufgesetzt. Die tragende Konstruktion besteht außen und innen aus Eichenholz. Dazwischen waren durchweg Bohlenwände waagrecht eingenuet. Später wurden dieselben an den Außenwänden teilweise herausgenommen und die Felder als Fachwerk ausgemauert. Andere Teile der Außenwand, deren Innenkonstruktion der Bohlen nicht entbehren konnten, wurden mit einer vorgesetzten Backsteinschicht verkleidet. Die südliche Wand war zum größten Teil um zirka 20 Zentimeter zurückgenommen worden, während die Ostwand beim Umbau im Jahre 1682 auf die Flucht der massiven Umfassungsmauer zurückgesetzt und der ehemalige Walm zum Giebel umgewandelt wurde. Das Fachwerk dieser Ostfassade wurde als tanneses Ringelfachwerk, der damaligen Zeit entsprechend, ausgeführt und ist heute vollständig ausgewittert. Die Holzverbindungen der ursprünglich vorgekragten Giebelkonstruktion waren am mittleren Unterzug und an den Pfetten und Schwellen der Seitenwände sämtliche noch erkennbar. Diese verschiedenen Abänderungen hatten den Bau allmählich so entstellt, daß er unserer heutigen Generation ein vollkommen verzerrtes Bild der einstigen Form und Struktur des Gebäudes übermittelte. Mit der Zustimmung des Landesamtes für Denkmalpflege wird nunmehr diese umstrittene Ostfront wieder das Gesicht erhalten, das vor dem Umbau im Jahre 1682 dem Bau sein charakteristisches Aussehen gab, und das



2. Stock



in seiner Wirkung als das Wahrzeichen der Stadt dem bisherigen Bild in keiner Weise nachstehen dürfte.

Soweit die Beschreibung Architekt Egelhaafs aus dem Jahre 1935. Abriß und Wiederaufbau gingen zügig voran, bereits im Juni 1936 konnte das Richtfest gefeiert werden. Eine zu diesem Anlaß geplante Gemäldeausstellung „alter und neuer Balinger Meister“ kam leider nicht zustande, da die um Entleihung von Gemälden angeschriebenen Museen und Galerien ihre Kunstschatze dazu nicht zur Verfügung stellen wollten. Zur Finanzierung des Baues war den Stadtvätern etwas besonders schlaues

eingefallen, sie ließen landesweit die sog. Zolernschloßlotterie veranstalten. Diese erbrachte immerhin 13 374 Mark.

Im Sommer 1937 war der Innenausbau des Gebäudes soweit gediehen, daß nun schließlich auch über seine künftige Nutzung entschieden werden mußte. Die Hitlerjugend wollte den ganzen Bau für sich. In einer regen Aussprache des Gemeinderats kam jedoch eindeutig zum Ausdruck, daß auch das Heimatmuseum darin seinen Platz haben sollte, damit dessen Schätze endlich eine ihnen angemessene Präsentation erfahren.

(Schluß)

## Liegenschaftskataster und Grundbuch

von Rudolf George

„Das Liegenschaftskataster ist eine notwendig funktionelle Voraussetzung für die Grundbuchführung.“ Nur ein Flurstück, das in der Landesvermessung festgelegt und im Liegenschaftskataster ausgewiesen ist, ist mit hinreichender Deutlichkeit lokalisiert und deshalb verkehrsfähig.

In Württemberg fußte der Vorläufer des Grundbuchs, das Güterbuch und das Servitutbuch, auf dem Primärkataster. In Baden war das Lagerbuch die Grundlage für die Grundbuchführung. Es wurde auch Gewärsbuch genannt und war vollständiger als das alte Grundbuch.

„Das Eigentumsrecht und die anderen dinglichen Rechte an einem Grundstück sind nur in Beziehung auf einen bestimmten Teil der Erdoberfläche denkbar und zu konkretisieren. Aus dem Grundbuch muß deshalb ersichtlich sein, auf welchen abgegrenzten Teil der Erdoberfläche sich die Rechte beziehen.“

Unter einem Flurstück versteht man einen bestimmten, abgemerkten und vermessenen Teil der Erdoberfläche. Es ist ein vermessungstechnischer Begriff. Das Grundstück ist ein buchungstechnischer Begriff. Bei dem sogenannten Personalfolium, das in den ehemaligen Ländern Baden und Württemberg verwendet wird, ist das Grundstück unter besonderen laufenden Nummern gebucht. Bei Realfolium, das in den ehemaligen Fürstentum Hechingen und Sigmaringen verwendet wird, hat jedes Grundstück im Regelfall ein besonderes Grundbuchblatt.

„Das BGB (Bürgerliche Gesetzbuch) und die GBO (Grundbuchordnung) gehen davon aus, daß die Begriffe Grundstück und Flurstück identisch sind; daß also ein durch Abgrenzung und Vermessung tatsächlich geschaffenes Flurstück auch ein Grundstück im Rechtsinne sein soll.“

Abweichungen davon regelt § 890 des BGB, wonach ein Grundstück aus mehreren Flurstücken bestehen kann. Dieser Paragraph hat im früheren württembergischen Landesteil besondere Bedeutung für die Numerierung. In den Primärkatastern sind aus steuerlichen Gründen für die Grundflächen der Gebäude, für die Flurstücke, die Wege, die Eisenbahnen und die Gewässer besondere Flurstücke gebildet und diese in Gruppen zusammengefaßt worden; jede Gruppe wurde mit 1 beginnend numeriert (Numerierungsabteilung). So entstand ein Gebäude-, Feldgüter- und Wegekataster usw..

Flurstücke verschiedener Numerierungsabteilungen konnten katastermäßig aber nicht unter einer Nummer zusammengefaßt (verschmolzen) werden.

Im Grundbuch konnte zwar eine Gebäude- und Feldgüterparzelle (z. B. Wohnhaus und Garten) zu einer rechtlichen Einheit (Grundstück) verbunden werden; eine katastermäßige Einheit durch Verschmelzung zu einem Flurstück war nicht möglich. Erst nach später erlassenen Verfügungen und Verordnungen vom Justizministerium, des württembergischen Steuerkollegiums und des Innenministeriums war es möglich, bzw. wurde angeordnet, Grundstücke zu verschmelzen oder zuzuschreiben. Es wurde sogar erreicht, daß Flurstücke verschie-

dener Nummerngruppen verschmolzen werden konnten.

Um die Flurstückszahl zu vermindern, waren die Vermessungsbehörden durch das Gesetz über die Beurkundungs- und Beglaubigungsbefugnis befugt, Anträge des Eigentümers auf Vereinigung und Teilung von Grundstücken öffentlich zu beglaubigen bzw. zu beurkunden.

Um das zu erstrebende Ziel der Vollständigkeit und Richtigkeit des Grundbuchs zu erreichen, muß man ständig darum besorgt sein, das Grundbuch und Liegenschaftskataster in Übereinstimmung zu bringen, und wegen der anfallenden Änderungen in Übereinstimmung zu halten. Durch Vorschriften wird bestimmt, daß die Grundbuchangaben zur Bezeichnung der Grundstücke mit Flächengröße, Nutzungsarten, Lagebezeichnung aus dem Liegenschaftskataster zu entnehmen sind. „Im Grundbuchamt und Vermessungsamt sind dabei auf ständige und vertrauensvolle Zusammenarbeit angewiesen.“

**Veränderungen tatsächlicher Art** an einem Grundstück werden im Liegenschaftskataster eingetragen und eine Ausfertigung des Veränderungsnachweises mit Karte wird dem Grundbuchamt zur Berichtigung zugestellt.

**Veränderungen rechtlicher Art** von Grundstücken, die dann vorliegen, wenn die geometrische Form des Grundstücks durch Zerlegung oder Verschmelzung oder bei Berichtigung geändert wird, können im Liegenschaftskataster nur vorläufig bearbeitet werden; erst nach dem Grundbucheintrag kann das Liegenschaftskataster endgültig bearbeitet d. h. fortgeführt werden. Kann die vorgesehene Änderung ins Grundbuch nicht übernommen werden, wird die Ausfertigung des Veränderungsnachweises an das Vermessungsamt zum Zwecke der entsprechenden Aufhebung zurückgegeben, dabei müssen unter Umständen Grenzsteine wieder entfernt werden. Eine **vorläufige Kennzeichnung** der Grenzpunkte durch Pflöcke und dergleichen (wenn das entsprechende Rechtsgeschäft erst auf die Vermessung folgt) hätte eine erneute Prüfung der Grenzpunkte d. h. eine wiederholte Vermessung zur Folge. Um diese **Doppelarbeit zu vermeiden, erfolgt die Abmarkung vor dem Rechtsgeschäft, wenn sie auch ihre Rechtsgültigkeit erst im Nachhinein erhält.**

Aber auch die dem Grundbuch entnommenen Angaben des Liegenschaftskatasters (Eigentümerangabe, Erbauberechtigte, Grundbuchstellen) müssen mit dem Grundbuch in Übereinstimmung gebracht werden. Hierzu teilt das Grundbuchamt die Grundbuchveränderungen dem Vermessungsamt durch die **Veränderungsliste** zur Fortführung des Liegenschaftskatasters mit.

Seit Beginn der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts ist man bestrebt, die in den Büchern, Registern und Karten des Liegenschaftskatasters und die im Grundbuch gespeicherten Daten künftig mit Hilfe der Datenverarbeitung zu verknüpfen. Dieses Vorhaben wird **Grundstücksdatenbank** genannt. Mit ihr ist beabsichtigt, den Aufwand für die herkömmliche Führung durch die elektronische Datenverarbeitung zu verringern und zugleich das Informationsbedürfnis eines jeden Bürgers und der Verwaltung optimal zu erfüllen. Im Zu-

ge der Entwicklung des automatisierten Liegenschaftskatasters setzte man die Arbeiten des automatisierten Liegenschaftsbuches an die erste Stelle wegen der gleichzeitig beginnenden Arbeiten beim Grundbuch.

„Diese Programme wurden im engen Kontakt mit der Grundbuchverwaltung und über die Bundesländer hinweg erstellt und befinden sich in einem Probetrieb.“

„Sie ermöglichen sowohl die selbständige Führung des automatisierten Liegenschaftsbuches als auch die Integration mit dem Grundbuch.“

**Literatur:** Reist, Hugo: Vermessungsrecht für Baden-Württemberg  
Innenministerium Baden-Württemberg:  
Vermessungs- und Kartenwesen

## Humor

Weißt Du, warum noch vor des Frührots Schein  
Der Hahn Dich schreckt durch sein eindringlich Schrein?

Weil wieder eine Nacht vom Leben schwand,  
und Du schläfst sorglos in den Tag hinein.

Omar der Zeltmacher

## Der Pensionär

Ihn stört in seinem Lustrevier  
kein Mensch, kein Tier  
und kein Klavier.

Und niemand gibt ihm weise Lehren,  
die gut gemeint und böse zu hören.

Wilhelm Busch

## Ysop Hyssopus officinalis



Der sehr selten gewordene Ysop gehört auch zu den Lippenblütlern wie die Taubnesselarten. Man fand ihn früher im Balinger Raum, bei Veringen und am Hohenneuffen. Bekannt ist der Standort am Hang der Ruine Hundersingen im Großen Lautertal. Das dunkelblau blühende Pflänzchen wird bis zu 50 cm hoch und zeigt seine Blüten im Juli und August. Seine Blätter sind lanzettlich und gegenständig. Die Blüten sitzen in Büscheln in den Blattachseln und sind selten rötlich und weiß. Der Ysop wird auch im Garten als Gewürz- und Heilpflanze angebaut. Er enthält Bitterstoffe, Gerbstoffe und wenig ätherisches Öl und wirkt magenstärkend und verdauungsfördernd. Weit verbreitet ist der Ysop im Mittelmeerraum auf sonnigen kalkhaltigen Felsen und Schutthal-den.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 34

31. August 1987

Nr. 8

## Onstmettingen als Keimzelle des Waagenbaus im Zollernalbkreis

von Alfred Munz

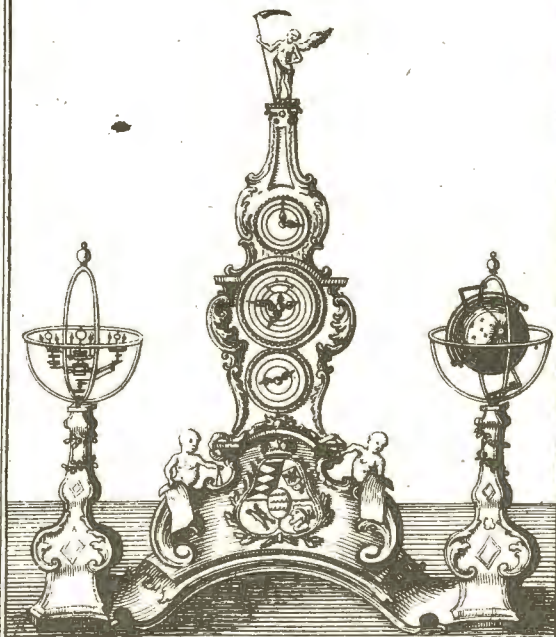
Ist der Titel nicht zu lokalpatriotisch? Ist Onstmettingen, dieses hochgelegene und im 18. Jahrhundert durch Landes- und Konfessionsgrenzen eingeschnürte, damals verkehrsmäßig überaus ungünstig gelegene Dorf tatsächlich der Ausgangspunkt für einen im 19. Jahrhundert und bis heute so bedeutenden Industriezweig? In der Oberamtsbeschreibung von 1880 heißt es:

Was das Gewerbe betrifft, so gebührt unstreitig ein Ehrenplatz in der Geschichte der gewerblichen Entwicklung Württembergs dieser Gemeinde, deren Ruf Dank dem dort heimischen Feinmechaniker-Gewerbe weit über die Grenzen unseres engeren und weiteren Vaterlandes hinausgeht. Es ist in der That einzig, wie in dieser Landgemeinde eine Kunst, welche man sonst nur in größeren Städten, an Sitzen von Universitäten und anderen wissenschaftlichen Anstalten für lebensfähig hält, sich ausgebildet und seit einem vollen Jahrhundert in blühendem Zustande erhalten.

Wenn also in Onstmettingen eine Sonderentwicklung im Bereich von Gewerbe und Industrie stattfand, wie kam es dazu? Hat der Staat, damals verkörpert durch Herzog Karl Eugen, mit Fördermitteln eingegriffen? War ein Mäzen, eine Institution am Werk, die Geld bereitgestellt haben? Nichts dergleichen.

Bittere Armut und beengende Verhältnisse waren Grundlage und Triebkraft für eine einzigartige Entwicklung. Im absolutistisch regierten Herzogtum Württemberg war beson-

*Astronomische Maschine  
in der Herzogl. Bibliothek  
zu Ludwigsburg. 1769.*

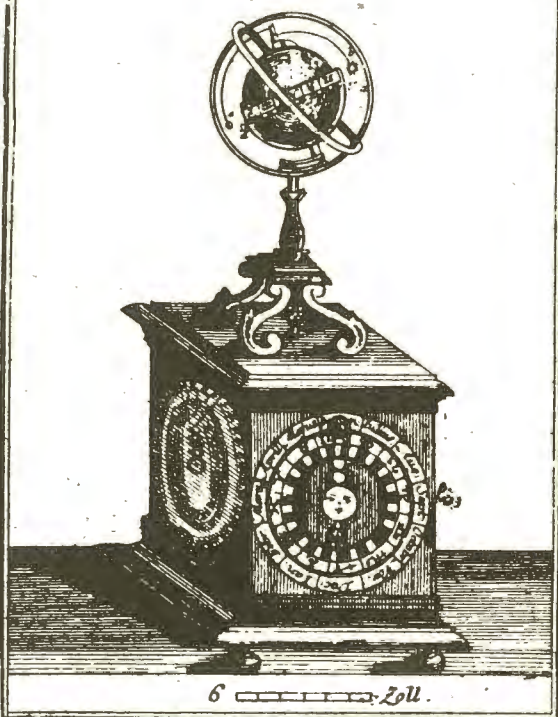


2. Schuh.

Ursprüngliches Aussehen der astronomischen Uhr, die 1769 von Ph. M. Hahn und Ph. G. Schaudt in Onstmettingen gefertigt wurde.

*Kleine Astronomische Maschine.*

*a. Knoten des Mondes.  
b. Sonne. c. Mond.*



6 Zoll.

Kleine „bewegliche Weltmaschine, welche für Se. Hochfürstliche Durchlaucht, den regierenden Fürsten zu Hohenzollern Hechingen verfertigt worden“ (1769 von Hahn / Schaudt in Onstmettingen).

ders in der ersten Regierungshälfte des Herzogs Karl Eugen kaum Luft zum Atmen und Brot zum Leben. Und die Verkehrsverhältnisse! Eine Straße führte nach Ebingen, ein Postreiterpfad nach Hechingen. Dazu kamen der eine und andere Fußweg ins Killer- und Thanheimer Tal. Aber es ging über eine Grenze, Zollgrenze, und eine umstrittene Jagdgrenze, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. bei Auseinandersetzungen Onstmettinger Freischnler mit hohenzollerischen Jägern eine ganze Reihe von Todesopfern forderte und andere Onstmettinger zu Flucht und Auswanderung zwang.

In Onstmettingen herrschten also äußerst eingeengte Verhältnisse, in denen sich ein Drang nach Ausweitung und Befreiung aufstaute, der nur eines Anstoßes bedurfte, um sich einen Auslauf zu schaffen.

Der Anstoß wurde durch Ph. M. Hahn gegeben. Er war von 1764 – 1770 Pfarrer in Onstmet-

**HEIMATTAGE**  
BADEN-WÜRTTEMBERG  
**ALBSTADT**

10.-13. SEPT. '87

tingen. Die „Befreiung“ erfolgte also nicht auf politischem Gebiet durch irgendwelche revolutionäre Taten, sondern dank der naturwissenschaftlich-technischen Sonderbegabung Hahns auf gewerblichem Gebiet. Dabei trafen mehrere günstige Umstände zusammen, die zu der so folgenreichen, bis heute andauernden und für die Bevölkerung des Kreises und darüber hinaus wirtschaftlich bedeutenden Entwicklung der Waagenindustrie führten.

1.

Ph. M. Hahn traf in Onstmettingen bei den Schmieden, Zimmerleuten, Drehern und Schreinern einen stark besetzten, sehr qualifizierten Handwerkerstand an. Dies geht u. a. daraus hervor, daß er in einem Gutachten für die Stadt Balingen, die Einrichtung einer Pferdemühle betreffend, schreibt: „Wann hier oder da, jetzt oder inskünftige eine dergleichen anzurichten wäre, so wollte ich einen Zimmermann von hier Namens Jh. Georg Köhlhofer darzu anrathen, theils weil er das Mühlradmachen wohl versteht, theils weil er meinen Sinn bey diesem Angeben am besten capiert hat und wirklich in Balingen um etlich und 70 Gulden vor Müh, Eisen, Schneidlohn und alles, ausgenommen das dazu benöthigte Holz, das Werk brauchbar darzustellen, übernehmen und gut davor stehen will.“

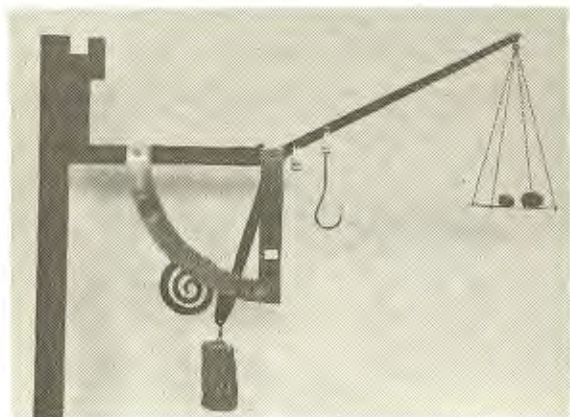
Von besonderer Bedeutung wurde für Hahn, daß es bei seinem Aufzug in Onstmettingen bereits drei Schmiede gab, die auch Uhren herstellten. Es waren dies die taubstummen Brüder Johannes und Paulus Sauter sowie deren Vetter Joh. Jacob Sauter. Von ihnen lernte der Schulmeister Philipp Gottfried Schaudt das „Arbeiten in Messing und Eisen“, was eine Vor-



aussetzung dafür war, daß große und präzise laufende astronomische Uhren und Planetarien hergestellt werden konnten. Ph. M. Hahn hatte ja zuvor eine astronomische Uhr in Holz fertigen lassen und war damit nicht zum Ziel gekommen.

2.

Als Hahn 1764 sein Amt als Pfarrer antrat, hatte Onstmettingen etwa 900 Einwohner. Von



Hahn'sche Neigungswaage mit Tropfstein als Balancierge wicht.



Gesamtansicht und Abbildung des Monatskale nders mit Planetenlauf der astronomischen Uhr für den Markgrafen von Baden. Die Signatur lautet auf deutsch: Pfarrer M. Hahn, Onstmettingen, hat sie erfunden, Phil. Gottfr. Schaudt, Schulmeister ebendort, hat sie gebaut 1769.

der Landwirtschaft auf Feldern, die durchschnittlich 900 m hoch lagen und häufig geringe Böden hatten, konnten die vielen Menschen nicht leben. Zwischen 1746 und 1755 wanderten allein 36 Onstmettinger, darunter 4 kinderreiche Familien, nach Amerika aus. Andere zogen nach Polen und junge Burschen ließen sich zu den Soldaten anwerben. Viele suchten als Handwerker eine Existenz aufzubauen. So war das Handwerk überbesetzt, und Aufträge und Absatz nach auswärts wurden dringend benötigt. In dieser Situation ließ Ph. M. Hahn den Jugendfreund und Schulmeister Ph. G. Schaudt eine, zwei, drei astronomische Uhren bauen.

Die Uhren wurden an Herzog Karl Eugen, den Markgrafen von Baden und Fürsten von Hechingen geliefert. Eine neue Welt tat sich für einige unternehmungshungrige Onstmettinger auf. Dazu kam die Konstruktion einer neuartigen Neigungswaage, die den Schmieden eine zusätzliche Produktion eröffnete.

Was also Hahn, der selber ja nicht als Mechaniker arbeitete, in die Onstmettinger Situation einbrachte, waren Ideen, Erfindungen, Konstruktionen und die Verbindung zu Fürstenhöfen. Er stieß den Onstmettingern die Tür zu einer größeren, faszinierenden Welt auf, durch die sich einige voller Eifer und Kraft auf den Weg machten.

3.

Ehe wir den Weg verfolgen, ist des Schulmeisters Schaudt (1739 – 1809) zu gedenken. Er vermittelte in einem langen Schulmeisterleben nicht nur zeitgenössisches Schulwissen, sondern hatte sich auch zu einem überaus genau arbeitenden Techniker und Uhrenmacher herangebildet, der die Gedanken und Pläne Ph. M. Hahns von ihrem Sinn her verstand und sie in bewundernswerten Werken verwirklichte.

Die astronomische Uhr des Markgrafen von Baden (heute Schloß Salem) wird in der Ausstellung zu sehen sein. Hahns Erfindungen, Anregungen und Aufträge führten nun in Onstmettingen zu einer vermehrten Herstellung von Uhren, Waagen und daneben immer auch noch von Büchsen und Pistolen. Besonders die Huf- und Waffenschmiede, Uhrenmacher und Waagenbauer der Familie Sauter sind hier zu erwähnen, weil sie mit großer Energie und Findigkeit ihre Werkstätten ausbauten. Ihr Vorwärtsdrang wird an den Kindern des Joh. Jacob Sauter, also der Generation nach Ph. M. Hahn, besonders deutlich. Es sind dies: Joh. Jakob, geb. 1770, arbeitete ab 1789 in Kornwestheim, wahrscheinlich bei David Hahn, dem Bruder Ph. M. Hahns, und wurde später Hofmechaniker in Stockholm; Joh. Gottfried, geb. 1773, ab 1794 Uhrmacher in Urach; Johannes, geb. 1774, ab 1797 Uhrmacher in Straßburg; Dorothea, geb. 1776, Uhrmacherin, heiratete den Hofmechaniker Wirth in Donaueschingen; Joh. Ludwig, geb. 1780, Uhrmacher in Esslingen; Matthäus, geb. 1788, ab 1817 Uhrmacher in Balingen. In Onstmettingen blieb Simon (1784 – 1831) als Huf- und Waffenschmied, Mechaniker und Uhrmacher.

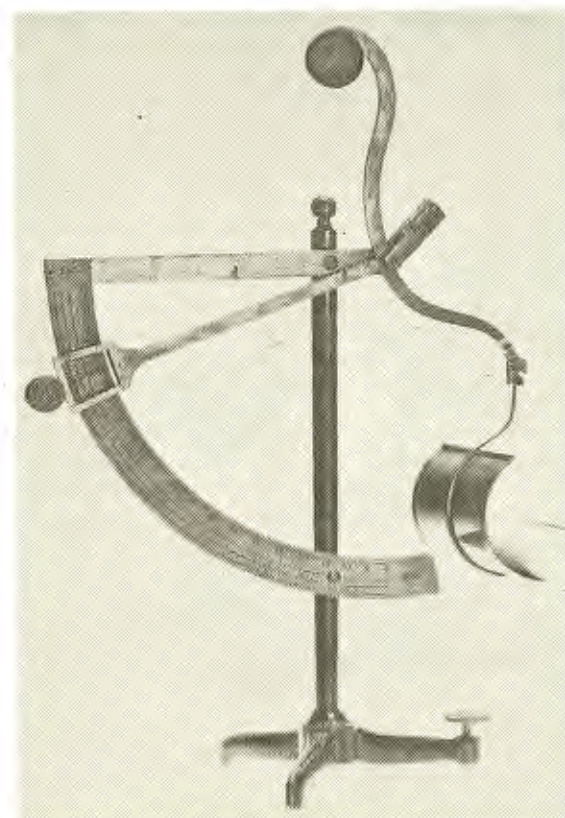
Sein ältester Sohn Joh. Jakob (1808 – 1844), Mechanikus, eröffnet als erster Onstmettinger seine Werkstatt in Ebingen, und sein Sohn August Sauter gründete dann 1856 die heute noch in Ebingen bestehende gleichnamige Firma.

Eine besondere Breitenwirkung erreichte der Mechanikus Gottlieb Kern (1819 – 1886). Er gründete 1845 eine eigene Werkstatt in Onstmettingen, heiratete die Witwe des früh verstorbenen Philipp Matthäus Sauter und vereinigte dessen Werkstatt mit der eigenen. Sein Stiefsohn Albert Sauter eröffnete 1869 in Ebingen eine Werkstatt, und seit 1870 heißt die Firma „Kern & Sohn“, ist Deutschlands älteste Feinwaagenfabrik und heute noch im Familienbesitz. Sechs Kern'sche Lehrlinge, darunter Ludwig Bosch aus Jungingen, gründeten später eigene Firmen.

Es würde zu weit führen, die Entstehung und Entwicklung der anderen Waagenbauunternehmen und den Zusammenhang mit den Onstmettinger Werkstätten aufzuführen. In der Ausstellung wird diese eine Schautafel aufzeigen und die Berechtigung des Ausstellungstitels, eben



Uhr des Schmiedes und Waagenbauers Simon Sauter, mit Läutwerk, das sonntags um 9 Uhr abläuft.



Papier-Waage von Gottlieb Kern (um 1850).

daß Onstmettingen die Keimzelle des Waagenbaus im Zollernalbkreis und weit darüber hinaus war, nachweisen.

Die Blütezeit des Onstmettinger Waagenbaus war um 1900. In der Oberamtsbeschreibung von 1880 heißt es: „Wir finden in Onstmettingen heute 6 solcher Geschäfte, die zusammen mit ca. 100 Gehilfen arbeiten und jährlich annähernd 10000 Waagen produzieren. Ihr Absatzgebiet erstreckt sich über den ganzen Kontinent, England und Amerika, so daß wohl behauptet werden darf, die Waagenfabrikation werde in gleichem Umfang an keinem andern Platz Deutschlands betrieben.“ Heute gibt es in Onstmettingen nur noch die Waagenbaufirma Haigis, welche vorwiegend Diamantwaagen herstellt.

Zu welcher wirtschaftlichen Bedeutung sich die Fertigung von Präzisionswaagen und -gewichten entwickelte, mag daran abgelesen werden, daß 1905 52% aller Eichungen von Präzisionswaagen und 77% aller Präzisionsgewichte des Deutschen Reiches im Eichamt Ebingen erfolgten. 1968 wurden 34 % der Präzisionswaagen und 66 % der Präzisionsgewichte aus der Fertigung der Bundesrepublik im Bereich des Eichamts Albstadt geeicht.



# Die Stauffenbergarchive und die Ortsgeschichte von Lautlingen

von Dr. Otto H. Becker

Im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 1987 wird das Staatsarchiv Sigmaringen vom 9. bis 23. September im Schloß Lautlingen eine Ausstellung mit dem Thema „Die Stauffenbergarchive und die Ortsgeschichte von Lautlingen“ zeigen. Die Ausstellung besteht aus Originalen und davon angefertigten Reproduktionen, die in den Deposita 36 (Freiherrl. Schenk von Stauffenbergisches Archiv Wilflingen/Geislingen), Abt. Geislingen, 37 (Gräfl. Schenk von Stauffenbergisches Archiv Lautlingen) und 38 (Gesamtarchiv Schenk von Stauffenberg) des Staatsarchivs Sigmaringen verwahrt werden sowie aus Leihgaben der Grafen und Freiherren Schenk von Stauffenberg.

In der ersten Abteilung der Ausstellung wird die Geschichte von Lautlingen unter den verschiedenen Ortsherren, den Herren von Tierberg, von Westerstetten und von Stauffenberg, während des Alten Reichs, der Unterstellung der Herrschaft unter württembergische Landeshoheit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts anhand von Urkunden, Erbhuldigungen, Blutbannverleihungen und Stammtafeln dokumentiert. Es schließen sich Dokumente der Grafen Schenk von Stauffenberg aus der neuesten Geschichte bis zur Gegenwart an. In diesem Zusammenhang soll vor allem auf persönliche Unterlagen des Grafen Klaus Schenk von Stauffenberg (1907 – 1944) hingewiesen werden, wie z. B. die Verleihungsurkunde des Deutschen Kreuzes in Gold an den Generalstabsoffizier aus dem Jahre 1943.

Anhand von Einträgen in Lagerbüchern und Rechnungsbänden soll sodann die Grundherrschaft und der Grundbesitz in Lautlingen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts rekonstruiert werden. Eine weitere Gruppe von Archivalien soll Einblicke in die rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Herrschaft und der leibeigenen Untertanen vermitteln.

Es folgen Dokumente zur Geschichte der Kirche und der Pfarrei Johannes Baptist, zum Patronatsrecht und zu geistlichen Stiftungen. In diesem Zusammenhang wird u. a. auch der Stiftungsbrief der Barbara von Westerstetten, geb. Schenk von Stauffenberg, für die Armen von Lautlingen und Margrethausen sowie für das Siechenhaus in Kaiseringen aus dem Jahre

1627 gezeigt. Eine andere Gruppe von Archivalien ist der Geschichte der Gemeinde und ihren Organen gewidmet.

Die über 100 Exponate umfassende Ausstellung, die neben schlichten Siegelurkunden, Bänden und Akten auch prächtige Stammtafeln, Prunkdiplome und kostbare Gegenstände aufweist, wie z. B. die Diplome über die Erhebung der Schenken von Stauffenberg Wilflinger und Amerdinger Linie in den Reichsfreiherrnstand aus dem Jahre 1698 und des Freiherrn Franz Ludwig Schenk von Stauffenberg in den erblichen Bayerischen Grafenstand aus dem Jahre 1874 sowie das Reise-Necessaire des Fürstbischofs Johann Franz von Konstanz und Augsburg (1658 – 1740), eine Augsburger Silberarbeit aus dem frühen 18. Jahrhundert, wird bei den an der Geschichte interessierten Bürgern von Albstadt sicherlich auf große Resonanz stoßen. Die Dokumentation wird vor allem aber deutlich machen, daß die Geschichte der heutigen Teilortsgemeinde Lautlingen seit dem Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ohne die einschlägigen Unterlagen aus den Gräfl. und Freiherrl. Schenk von Stauffenbergischen Archiven kaum, wenn überhaupt nicht erforscht werden könnte.

Am Samstag, dem 12. September 1987, werden die Landesarchivdirektion Baden-Württemberg und das Staatsarchiv Sigmaringen in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen e. V. anlässlich der Heimattage im Schloß Lautlingen ferner ein Kolloquium mit dem Thema „Adelsarchive: Quellen für die Familien- und Landesgeschichte“ veranstalten. Auf dieser Tagung soll das im Rahmen der Heimattage 1986 auf Schloß Bödighausen begonnene Gespräch zwischen Eigentümern von Adelsarchiven, Archivaren und Historikern fortgesetzt werden.

Die Ausstellung, zu der auch ein Katalog erscheinen soll, ist in dem eingangs angegebenen Zeitraum jeweils dienstags bis freitags von 9 bis 12 und von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Montags sowie am 12. September ist die Ausstellung geschlossen. Führungen sind nach Voranmeldung bei Herrn Stadtarchivar Dr. Lang, Albstadt-Ebingen (Tel. 074 31/162120), möglich.

sichtbar gemacht und zum anderen vermieden werden, daß die breite bauerliche Bevölkerungsschicht Stoffe und Gewebe aus dem Ausland bezog und damit die einheimische Textilwirtschaft schädigte. Die um 1712 von Herzog Eberhard Ludwig erlassene Kleiderordnung beispielsweise schrieb vor, daß die Bauern auf „gute“ Stoffe, reich verzierte Kleider und Schmuck verzichteten und sich lediglich in den Farben schwarz, grau und blau kleideten.

Nicht nur für den Eigenbedarf wurde in den sogenannten „Lichtstuben“ produziert; neben Kleidungsstücken und Geweben für die eigene Aussteuer oder die Familie wurde ein Teil der Produkte für denkbar niedere Löhne an Händler und Verleger abgeführt. In den „Lichtstuben“ trafen sich überwiegend junge, unverheiratete Mädchen und Frauen in der kälteren Jahreshälfte, um hier Arbeiten wie Spinnen, Sticken oder Stricken zu verrichten. Die „Lichtfrau“ stellte während dieser Zeit einen Raum zur Verfügung, der es den Frauen ermöglichte, Brennholz wie auch Licht zu sparen.

Schon die bildlichen Darstellungen der Reformationszeit machen deutlich, daß diese Arbeitsgemeinschaften auch die Geselligkeit liebten. Nach stundenlangem, eifrigem Arbeiten, die sich die Mädchen mit Singen und Geschichten erzählen aufzulockern verstanden, gesellten sich zu vorgerückter Stunde auch einige Burschen aus dem Dorf hinzu, um die Mädchen zu Spiel, Tanz oder einem kleinen Umtrunk zu bewegen.

Da die Lichtstuben neben den Tanzveranstaltungen nahezu die einzige Möglichkeit boten, sich außerhalb elterlicher Kontrolle dem anderen Geschlecht anzunähern, und dabei eventuell einen Partner fürs Leben zu finden, ging es hier nicht immer untadelig zu. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert versuchten Vertreter weltlicher und geistlicher Behörden diese „unsittlichen Ausschweifungen“ immer wieder durch Verbote der Lichtstuben zu unterbinden. Zumeist ohne Erfolg. In Ostdorf, wo der Kirchenkonvent bereits 1709 erklärte: „Gunkelstueben sind abgestellt!“, fand dieses Brauchtum noch bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts hinein statt.

Susanne Goebel

## Von der Hausarbeit zur Trikotindustrie

Die Entwicklung von der Hausarbeit über die Manufaktur zur Fabrik wurde Mitte des 19. Jahrhunderts eingeleitet: Die Strumpfwirkerei, von der die meisten Talgangbewohner gelebt hatten, war in eine Krise geraten. Billige Ware aus England verdrängte die teuren Strümpfe der schwäbischen Hauswirkereien vom Weltmarkt. In England wurde eben schon industriell produziert und Württemberg war da vergleichsweise rückständig. Diese Rückständigkeit wurde von fortschrittlichen Menschen wie Ferdinand Steinbeis angegangen: Die Gründung der „Centralstelle für Handel und Gewerbe“ bedeutete eine Weichenstellung für die Industrialisierung. Zünfte gab es bald nicht mehr und in der Gewerbeordnung von 1862 hatte sich der freie Unternehmer durchgesetzt.

Wie oftmals zu beobachten, setzte die Industrialisierung mit der Textilindustrie ein. Neben Manchester-, Samt- und Korsettfabrikation begann im Talgang aber ein zukunfts-trächtigerer Gewerbebezirk: Die Trikotindustrie. Diese war durch die Erfindung des Rundwirkstuhls erst möglich geworden, der 1836 nach Ebingen gebracht worden war. Ein Unternehmen in dieser Branche nahm den denkbar einfachsten Ausgangspunkt: Eine Maschine wurde gekauft und in der „unteren“ Stube aufgestellt. Tag und Nacht wurde dieser Rundstuhl gedreht, die Frauen nähten und die Kinder „knopflochten“.

So war in der Gründerzeit der Unternehmer sein eigener Arbeiter. Meistens wurde noch für Verleger gearbeitet. Obwohl in den 70er und 80er Jahren Hauswirkerei nach Hauswirkerei gegründet wurde und nach dem Hinzukauf von weiteren Maschinen die ersten Manufakturen

## Von Menschen, Maschen und Maschinen

Eine Ausstellung zur Entwicklung der Maschenindustrie in Albstadt

Ebingen und die Ansiedlungen der näheren Umgebung haben sich seit dem ausgehenden Mittelalter mit sprichwörtlich „schwäbischem“ Fleiß und Erfindergeist von einem bauerlichen Gebiet zu einem wichtigen Zentrum der Textilindustrie entwickelt. Karge Böden, rauhes Klima, Landzerstückelung durch die Erbsitte der Realteilung und hohe Abgaben an die Grundherren zwangen weite Teile der Bevölkerung sich durch einen Nebenerwerb wie Spinnen, Weben oder Stricken am Leben zu erhalten. Die Tradition des textilen Hausfließes vor allem bei Frauen, die sich in veränderter Form ja heutzutage noch wiederfindet, stellt nur eine der Ursachen dar, die maßgeblich am wirtschaftlichen Aufschwung des „Talgangs“ zum textilen Zentrum beteiligt waren.

Die Ausstellung „Menschen, Maschen und Maschinen“ versucht nicht nur die geographischen, klimatischen und historischen Bedingungen dieser Entwicklung aufzuzeigen, sondern auch die notwendigen gesellschaftlichen Voraussetzungen zu beschreiben. Nicht zuletzt soll hier auch auf die Lebensbedingungen von Arbeitern und Arbeiterinnen des Textilbereichs eingegangen werden, die ja heute noch einen beträchtlichen Teil der Erwerbsbevölkerung im Albstädter Raum einnehmen. Inszenierte Lebensräume, graphische Darstellungen und viele Bilder und Photographien sollen min-

destens gleichrangig neben den theoretischen Erkenntnissen der Ausstellungsarbeit stehen und den Besuchern die Geschichte ihrer Vorfahren, ihrer Heimatstadt oder ihres Lebensraums möglichst anschaulich nahebringen.

Die Wurzeln der Textilindustrie reichen bis in die mittelalterliche Ständegesellschaft zurück. Für den heutigen Betrachter erscheint es ganz selbstverständlich, daß der Bauer früher seine Kleidung selbst anfertigte: Einerseits lieferten Schafwolle und Flachs die Grundlagen dafür, und andererseits bot die landwirtschaftliche Ruhezeit in den Wintermonaten hinreichend Gelegenheit für die ganze Familie, Vorarbeiten zur Kleiderherstellung wie Spinnen und Weben zu leisten. Teure Kleidung war für die zumeist von Armut geplagte bauerliche Bevölkerung kaum erschwinglich, so daß es sich anbot, den Kleiderbedarf der Familie durch Eigenanfertigung zu decken.

Daneben wurden die Angehörigen dieses Standes auch durch die sogenannte „Kleiderordnung“ dazu verpflichtet, Selbstgesponnenes zu tragen: „Selbstgesponnen, Selbstgemacht, ist des Landsmann beste Tracht“, galt für den Bauern in damaliger Zeit als allgemein verbindlich. Bis in das 18. Jahrhundert hinein waren Kleiderordnungen in Europa gang und gäbe. Zum einen sollte dadurch die Städteordnung auch im äußerlichen Erscheinungsbild



entstanden, gab es vor 1885 keine Fabriken im eigentlichen Sinne. Die Arbeitenden waren zwar in einer Produktionsstätte konzentriert und die Arbeitsteilung hatte sich durchgesetzt, aber erst als die Handarbeit durch die Mechanisierung abgelöst worden war, konnte man von Industrialisierung reden. Diese verlief allerdings in den Talganggemeinden in rasantem Tempo: Bereits um die Jahrhundertwende arbeitete die Mehrheit der Erwerbsbevölkerung „im Trikot“. Fast zwei Drittel waren Frauen (meist Näherinnen), so daß schon vor dem 1. Weltkrieg der Mangel an weiblichen Arbeitskräften die Gründung von auswärtigen Nähfilialen erzwang. In den 20er Jahren gab es in den „Albstädter“ Gemeinden bereits 80 Trikotfabriken. Es kommt selten vor, daß die Bewohner eines Landstrichs so von einem Industriezweig geprägt sind, wie dies in den Talganggemeinden mit der Trikotindustrie der Fall ist. So wäre es gerade hier problematisch, unter „Heimat“ nur Brauchtum, Mundart und die Relikte bäuerlichen Lebens und Arbeitens zu verstehen. Industrielle Arbeitswelt sowie Lebensweise und Kultur der Trikotarbeiter und -arbeiterinnen können schwerlich ausgeschlossen werden, wenn die Albstädter von ihrer Heimat reden.

Manfred Maul

## Das Leben der Heimarbeiterinnen

Wenn man ehemalige Heimarbeiterinnen befragt, wird man feststellen, wie erstaunlich ähnlich sich die Lebensläufe dieser Frauen sind. Meist sind sie in sehr ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Da war dann der Vater Trikotweber und die Mutter, oft auch schon die Großmutter, Heimarbeiterinnen gewesen. Diese hatten noch auf einer einfachen Tretnähmaschine gearbeitet, die sie meistens hatten selbst bezahlen müssen. Dazu kamen dann noch Kosten für das Garn und das Nähmaschinenöl und die Nadeln. Manches hat sich im Laufe der Generationen gar nicht verändert. Die heute über

70jährigen Frauen erinnern sich zum Beispiel, daß sie – ebenso wie schon die Mütter und Großmütter – die fertige Ware im Leiterwägelchen bis zur Fabrik gezogen haben.

Ein besonderer Berufswunsch war für die jungen Mädchen früher garnicht denkbar. Ganz selbstverständlich gingen sie, gerade 14 Jahre alt, nach Beendigung ihrer Schulzeit „ins Trikot“; genauso wie es auch die jungen Burschen taten. Meist wurden die Mädchen zunächst für Hilfsarbeiten herangezogen, dann nach und nach für bestimmte Nähmaschinen – von denen es für jeden Arbeitsgang eine spezielle gibt – eingelernt. Angelernt wurden sie eben da, wo gerade Not an der Frau war.

In den Familien war der zusätzliche Verdienst willkommen, manche Mädchen konnten ihn allerdings auch für sich behalten, um eine bescheidene Aussteuer zu ersparen. Wenn die jungen Arbeiterinnen dann heirateten, und das erste Kind kam, hörten sie mit der Fabrikarbeit auf und nahmen eine Heimarbeit – oft von ihrem vorigen Arbeitgeber – an. Die besser bezahlte Fabrikarbeit konnte nur von solchen Arbeiterinnen weiterhin ausgeübt werden, wo eine Verwandte oder Nachbarin während der Arbeitszeit das Kind versorgte, doch nach dem zweiten Kind spätestens ging auch das nicht mehr.

So folgten der Heirat meist lange Jahre der Heimarbeit, wo Haus-, Feld- und Gartenarbeit, Kinderbetreuung und die Näharbeit während des Tages gut organisiert sein mußten. Abhängig von der Höhe des Akkordlohns waren die Arbeitszeiten, welche die Frauen vor allem im letzten Jahrhundert zwangen, bis in die Nacht hinein zu arbeiten, und so war die Zeit der Nachtruhe meist nur kurz.

Da das Entgelt für die Heimarbeiterinnen nur als ein Zusatzverdienst zum Lohn des Mannes angesehen wurde, und auf den Dörfern genug weibliche Arbeitskräfte vorhanden waren, war der Lohn der Frauen sehr niedrig. Da auch der Lohn der Männer ein eher bescheidener war, mußten die Familien ein karges Leben führen. Die Lebensmittel waren teuer und was man selbst herstellen oder anpflanzen konnte, tat man: So bewirtschafteten die meisten der Trikotarbeiterfamilien noch ein eigens Äckerchen oder ein gepachtetes Allmand-Teil, das zumindest genug Kartoffeln lieferte, welche bis nach dem zweiten Weltkrieg noch das Hauptnahrungsmittel in der „Albstädter“ Gegend darstellte.

Die Heimarbeit isolierte die Frauen, und da auch die Fabriklohne höher waren, zog es viele wieder zurück in die Fabrik, wenn die Kinder selbständig genug waren. Jedoch schätzte auch manche Heimarbeiterin die „Freiheit“, die sie in ihren eigenen vier Wänden genoß: Sie konnte anfangen zu arbeiten, wann sie wollte, zwischendurch auch mal was anderes tun, und kein Vorgesetzter schaute ihr bei der Arbeit über die Schulter.

Für die Frauen, die dann ihr ganzes Leben lang zu Hause genäht haben, fällt die Entlassung ins Rentenalter besonders schwer: Eines Tages dazusitzen und am ehemaligen Arbeitsplatz nichts zu tun, ist unmöglich. Zwar können sie sich nun der Gartenarbeit ausgiebig widmen und auch im Haus gibt es immer was zu tun. Aber das „Nähen“, das fehlt. So werden Handarbeiten angefertigt, bei denen sie ihre Fähigkeit, mit Textilien umzugehen, wieder anwenden können: So entstehen bei den ehemaligen Heimarbeiterinnen, aber auch bei den Fabrikarbeiterinnen, geknüpfte Wandteppiche und Sofakissen, gestickte Wandbilder und Kleidungsstücke, die für die Verwandtschaft liebevoll angefertigt werden.

Dabei ist der heutige Lebensabend ehemaliger Trikotarbeiterinnen sicher beschaulicher, als noch vor hundert Jahren: Rentenberechtigt waren die Trikotarbeiter und -arbeiterinnen damals erst ab dem siebzigsten Lebensjahr und eine Altersversicherung für Heimarbeiter war erst ab 1922 gesetzlich geregelt, d. h. daß die Heimarbeiterinnen noch lange Jahre auch im Alter nähen mußten oder total verarmten, sofern sie nicht durch die Familie unterstützt wurden.

Angelika Feldes

## Richtigstellung

In den „Heimatkundlichen Blättern“ vom Juli 87 hat Helmut Hauser Leben und Tod des Räuberhauptmanns Jakob Reinhard, vulgo „Hannikel“ geschildert. In dem Aufsatz wird erwähnt, Mozarts „Zauberflöte“ sei 1794 in Leipzig entstanden. Dies ist ein Irrtum. Mozart ist bekanntlich 1791 gestorben. Auch ist Leipzig nicht Entstehungsort der „Zauberflöte“. Mozart ist zwar einmal in Leipzig gewesen. (20. bis 22. April und 12. bis 17. Mai 1789, er hat dort am 12. Mai 1789 auch ein Konzert im Gewandhaus gegeben, aber es ist dort keine Komposition entstanden. Die „Zauberflöte“ entstand in Wien und wurde dort zwei Monate vor Mozarts Tod, am 30. September 1791, unter der Leitung des Komponisten im Freihaus-Theater auf der Wieden uraufgeführt.

Eugen Gröner

## Mädesüß

(Wiesengeißbart)  
Filipendula ulmaria



Der echte Wiesengeißbart, auch Mädesüß und Wiesenkönigin genannt, blüht in seiner ansprechenden weißgelben Pracht von Juni bis September. Das knollige Mädesüß hat oft einen rötlichen Schimmer in seiner Blüte. Die dunkelgrünen, unten weißbehaarten Blätter sind ungleich doppelt gesägt. Zwischen den größeren sind kleinere Blattwüchse zu erkennen. – Die Pflanze wird bis zu 2 m hoch und vereinigt ihre Tausende von Blüten an der Spitze des Stengels büschelweise zu einer einprägsamen Gestalt. Die Blüten werden gesammelt zu Tee gegen Grippe, Schnupfen, auch gegen Arthritis und Rheumaschmerzen. Die gute Wirkung ist schon in frühester Zeit festgestellt worden. Das Mädesüß findet man auf feuchten Wiesen, an Bach- und Flußufern, oft in Gemeinschaft mit Baldrian, Johanniskraut, Weiderich und Schilf.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.





# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 34

30. September 1987

Nr. 9

### Schömbergs Wirte in früheren Zeiten

Versuch einer lokalen Wirtsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Bernhard –  
Von Wolfgang Pius Bernhard

Die kleine, einstmals hohenburgische Stadt Schömberg am Fuße des Steilabfalls der Schwäbischen Alb lebte früher von der Landwirtschaft und von seinen relativ zahlreichen Wirtschaften. Die Existenz so vieler Wirtschaften rührte daher, daß das Städtchen am Schnittpunkt zweier großer Straßen lag (der Reichsstraße Hechingen – Rottweil und der Nord-Süd-Achse Rottenburg – Spaichingen), und sie rührte auch daher, daß Schömberg infolgedessen Poststation war. Ein Postort hat schon immer seine Wirte ernährt. Und so hatten auch die Schömberger Wirte alle ein gutes Auskommen. Um 1750 gab es immerhin neun Wirtschaften.

Im 14. und 15. Jahrhundert lebte so mancher Schömberger Bürger auch von dem offenbar gut florierenden, von Rottenburg ausgehenden Weinhandel. Und wir werden nicht sehr daneben liegen, wenn wir annehmen, daß so manches Maß von dem damaligen Wirtschaftsgut Wein im eigenen Städtchen ausgeschenkt wurde. Die Bernhard in Schömberg waren über mindestens acht Generationen hin Wirte gewesen. Als es noch differenzierende Unterscheidungen gab, waren sie Weinschenke mit Schildgerechtigkeit; später erst Bierwirte.

Der Ausschank von Wein und Bier war in Vorderösterreich seit spätestens 1589 mit einer Steuer belastet: Bei Wein war es der Maaß-Pfenning und bei Bier der Bier-Heller. Noch 1715 wurde das von Erzherzog Ferdinand von Österreich aufgestellte Mandat „wie fñrohin der Maaß-Pfenning solle eingezogen werden“ bei Valentin Ulrich in der „Kayserl. Oesterreichischen Statt Ehingen“ nachgedruckt. Für den Einzug waren jährlich zwei Termine vorgesehen: Georgi und Galli. 1718 kamen, wie aus alten Akten zu erfahren ist (die im Hauptstaats-

archiv Stuttgart lagern) in Schömberg „pro Georgy“ 20 fl 39 × 3 Hlr und „pro Galli“ 23 fl 42 × 6 Hlr zusammen.

Es gab Zeiten, da waren die Bernhard im Besitz dreier dinglicher Wirtschaften und waren mit den anderen Wirten zum Teil verschwägert. Sie bildeten über mehrere Generationen eine berufsgebundene Geschlechtergruppe mit den Tod, Mager, Koch und Riedlinger, später mit den Knittel, Kiene und Groezinger. Heute leben in Schömberg keine Namensträger Bernhard mehr.

Um 1680 ist Hans Bernhardt als Weinschenk und Schildwirt belegt. Er war einer von vier Wirten, die es damals in Schömberg gab. Um 1710 war Hanß Jacob Bernhardt ebenfalls Weinschenk und Schildwirt. Er war ein wohlhabender Mann, der von 1746 bis 1754 dem Rat der Stadt angehörte und 1755 noch einen Sitz im Stadtgericht erhielt. Ebenfalls um 1710 begegnet uns Balthasar Mager als Kreuzwirt. 1713 wird ein Martin Weber als Schankwirt genannt, der zugleich das Amt des Stadtschreibers ausübte. In der Zeit von 1714 bis 1729 wird



Altes Wirtshausschild, das vor langer Zeit die Schömberger Wirtschaft „zum Adler“ geziert haben dürfte. Es könnte aus der Zeit um 1730 stammen und befindet sich heute im Heimatmuseum in Balingen.



Das Gebäude, in dem sich einst die Wirtschaft „zum Ochsen“ befand, wie es sich in den 70er Jahren darbot. Es wurde gegen Ende 1978 abgebrochen.

Fotos: Bernhard

wiederholt ein Hanß Georg Doth als „Cronenwüth“ genannt. Um 1730 war dann Hieronymus Todt viele Jahre Kronenwirt. Isaak Riedlinger war Lammwirt.

1733 ist in Stadtgerichtsakten von „Dauidt Hofers Würtshauß“ die Rede. Dort war es zu einem Streit mit gerichtlichen Folgen gekommen: Ein Bürger führte am 5. September Klage darüber, daß ein Mann aus Weilen ihn „in des Dauidt Hofers Würtshauß in Beysein frembder Leüthe schmächliche Worth im Rausch geben und einen Lügner gescholten habe“.

Caspar Rottler wird um 1735 – 1740 (und auch noch 1754 – 1757) als Adlerwirt erwähnt. In alten Ratsakten wird 1739 ein Peter Mager als „Würth“ aufgeführt. Von ihm weiß man, daß er Kreuzwirt war, wie sein älterer Bruder Balthasar. Ihre Mutter war eine Maria Bernhardtin. Nach Peter Mager finden wir seinen Sohn Johann Mager als Kreuzwirt. Er ging 1741 mit Brigitte Eha die Ehe ein. Peters Sohn Joseph vermählte sich 1747 mit der Witwe Genoveva Eha vom „Lamm“.

Das „Lamm“ dürfte um 1770 an einen jüngeren Johann Georg Todt übergegangen sein, der eine Tochter Isaak Riedlingers geheiratet hatte und 1771 als „Lambwürth“ erwähnt wird. Er war vom damaligen Zoller angezeigt worden, weil er „einen alten Schimmel“ nach Schwenningen hat „verhandeln lassen“ und davon keinen Zoll entrichtete. Nach ihm ging das „Lamm“ (spätestens 1794) an Isaak Todt über, der eine Theresia Seyfriz zur Frau genommen hatte.

Die „Krone“ ging wahrscheinlich 1781 von Hieronymus Todt auf seinen Sohn Johann und





Das „Waldhorn“. Sein Abbruch erfolgte im Sommer 1975.

danach auf dessen Sohn Hieronymus über. Hieronymus vererbte die Wirtschaft 1819 seinem Sohn Dominikus, der sich 1827 mit Theresia Kiene und 1829 mit Amalia Kuhn, einer Tochter des Stadtschreibers Thaddä Kuen, verheiratete. Dieser war wiederum der Schwiegersohn des Stadtschreibers Raymund Bernhard. Der 1728 geborene Anton Bernard, der mit Maria Anna Koch verheiratet war, versorgte sich und die Seinen zunächst als Löwenwirt. 1772 kaufte er „die seiner Behausung grad hinüberstehende Wirtschaft zum Ochsen“. Den „Löwen“ legte er vorübergehend still und übergab ihn 1789 seinem 1770 geborenen Sohn Anton. Den „Ochsen“ vererbte er seinem älteren Sohn Johann Baptist. Eine dritte Wirtschaft, die „Sonne“, kam über Anton Bernhards Ehefrau auf seinen 1776 geborenen Sohn Fidelis. Anna Koch war die Schwester des vormaligen Sonnenwirts Fidelis Koch.

Fidelis Koch dürfte zu seiner Zeit der reichste Mann in Schömberg gewesen sein. Er versteuerte anno 1794 ein Gesamtvermögen von 2222 fl. Vielleicht saß er deshalb auch als Deputierter im Magistrat.

Um 1822 wird der Schmied Joseph Bernhard teilweise noch als „Löwenwirt“ bezeichnet. Vielleicht betrieb seine Frau die Wirtschaft nebenher. Er war mit der Schörzinger Bauern-tochter Theresia Koch verheiratet. Gegen Ende des Jahrhunderts war der „Löwen“ im Besitz von Leo Eha, der ihn längstens bis 1900 betrieb. Die Gaststube der Wirtschaft „zum Löwen“ befand sich, wie aus ortsgeschichtlichen Aufzeichnungen von Alfons Besenfelder hervorgeht, im 1. Stock des Hauses. An der Innenwand des rechtwinkligen Raumes befand sich ein großer Kachelofen. Auch der Schankraum der Wirtschaft „zum Ochsen“ befand sich im 1. Stock.

Die Weinwirtschaft des Johann Jakob Bernhard (sehr wahrscheinlich der „Löwen“) war schon einmal um 1756 bis 1765 stillgelegt, weil Johann Jakob den Neigungen seiner „an das Weintrinken gar zu übel verwöhnten Tochter“ den Nährboden entziehen wollte. Dabei war die Wirtschaft vermutlich wenige Jahre davor (nach dem großen Stadtbrand von 1750) erst wieder aufgebaut worden (wozu der Wirt sich von einem jüdischen Geldverleiher in Nordstetten 250 Gulden geliehen hatte).

Fidelis Bernhard vermählte sich 1798 mit Maria Seifriz, Johann Baptist bereits 1786 mit deren älterer Schwester Margartha. Anton Bernhard, der Jüngere, ehelichte 1791 die Lammwirtstochter Maria Anna Tod. Der ältere Anton war, wie schon erwähnt, 1762 mit Maria Anna Koch die Ehe eingegangen, auf deren Bruder Fidelis Wirtschaft und Brauerei „zur

Sonne“ wohl über die Mutter der beiden, Barbara Hofer, gekommen war.

Bierwirte und Brauer waren auch die beiden Ehemänner der Stadtschreiberstochter Genoveva Bernardin, Joseph Knittel und Xaver Hohner. Josephs Sohn, Anton Knittel, wurde durch seine Heirat mit Theresia Tod 1816 Lammwirt. Er vererbte das „Lamm“ seinem Sohn Joseph. Dieser heiratete 1850 eine Theresia Stärk und 1854 in zweiter Ehe Sophia Koch, Tochter von Anton Koch und Barbara Bernard. Irgendwann vor 1839 wurden (wie aus einer alten Zeitungsanzeige zu erfahren ist) das „Lamm“ und die „Krone“ miteinander verbunden.

Xaver Riedlinger, dessen Familie das „Lamm“ betrieb (wenngleich sein Vater eigentlich Lehrer war), nahm 1820 Maria Anna Wurser, die Witwe des Bärenwirts Bernhard Eha, zur Frau, die den „Bären“ ab 1819 mit ihrem Sohn Xaver betrieben hatte, nachdem Bernhard Eha 1817 gestorben war. Nach der Heirat führte er wohl die Wirtschaft „zum Bären“. Bis dahin dürfte er noch als Lammwirt fungiert haben. Seine Tochter Philippine ehelichte 1856 den Sonnenwirt Anton Bernhard.

1785 ist Johann Schwenk als „Bährenwirt“ bezeugt. 1794 war die Wirtschaft, vor deren Tür (laut Alfons Besenfelder) ein Brunnen stand, im Besitz eines Johann Eha, der 1784 Theresia Schwenk geheiratet hatte und selber zunächst Zollwirt war. Kreuzwirt war zu dieser Zeit ein Kaspar Mager. Um 1819 finden wir, wie schon angedeutet, Xaver Eha als Bärenwirt und Johann Hauschel als Kreuzwirt. Der 1791 geborene Xaver Eha wird im Familienregister der Pfarrei um 1815 noch als Zollwirt bezeichnet. Nach ihm war Ludwig Eha Zollwirt.

Der Ochsenwirt Johann Bernhard muß, nachdem er anno 1800 Witwer geworden war, irgendwann „in Gant gerathen“ sein, das heißt, er mußte die Wirtschaft verkaufen. 1819 und 1823 wird dann in Stadtgerichtsprotokollen Johannes Kiene als Ochsenwirt genannt. Zur selben Zeit lebte in Schömberg ein anderer Johannes Kiene. Dieser war Stadtpfleger und Traubenwirt. 25 Jahre später finden wir Ignaz Kiene als Traubenwirt. Er war der Sohn des Stadtpflegers. 1849 ging er mit einer Katharina Bernhard die Ehe ein.

Der „Ochsen“ befand sich 1835 im Besitz von Nicolaus Eha, der sich im nämlichen Jahr mit Amalia Knittel, einer Tochter des Bierbrauers Sales Knittel, verheiratete. Im „Ochsen“ wurde schon vor gut 200 Jahren bei besonderen Gelegenheiten Musik gemacht. 1784 spielte dort der „Spielmann Joseph Mager von hier“ zum Tanz auf. Aber selbst am Jahrmarkttag mußte um 10 Uhr abends Schluß sein. Da wurde der Stadtknecht Pelag Öchsle in sämtliche Wirtshäuser

„beordert“, um „die Musick einzubiethen und überhaupt den hiesigen Leuten anzudeuten, daß sie sich nach Hause begeben sollen“. Am 31. August 1784 – es war Jahrmarkttag – wollte ein „Kaiserlicher Soldat“, der davor ein einfacher Müllersknecht war, nicht heimgehen, ehe man ihm noch drei Tänze aufgespielt hat. Er wollte auch nicht hinnehmen, daß der Stadtknecht ihm „auf solche Weise begegnet“. Es kam zu einem Tumult. Wenige Tage später gab der Stadtknecht beim Stadtgericht zu Protokoll: „... seye er von erwähntem Dienstknecht (dem kaiserlichen Soldaten) bey dem Halse ergriffen, von selbem unter der Bedrohung, daß er sterben, und zum Fenster hinaus geworfen werden müsse, auf den Bank vornen in der Stube geschmissen, mit dem Schuhe am Schönbeine verletzt, und der Kragen an seiner Montirung entzwey gerissen worden“. Der Soldat gab zu Protokoll: „... und da der Stadtknecht zugleich nach ihm gegriffen, habe er selben bey dem Kragen genommen und ein wenig herumgewürget, inzwischen aber keine Trotz- oder Scheltworte ausgestoßen“. In dieser Sache wurde dann auch der „ältern Sohn des Ochsenwirts, Johann Bernhard Namens“, als Zeuge vor Gericht geladen „und von selbem über den Hergang die getreue Auskunft abverlangt“. Er habe „abwähren geholfen“, sagte er unter anderem. Im übrigen hat wohl, wie es im Protokoll heißt, „die Wirthinn auch wirklich den Musikanten daselbst daß aufspielen untersaget“ (nachdem der Stadtknecht entsprechend „herrschaftlichem Befehle“ das Tanzen „eingeboten“ hatte).

Die „Sonne“ war um 1800 auf Fidelis Bernhard übergegangen, dessen Sohn Joseph Anton sie von 1824 bis 1831 betrieb. Seine Witwe und deren späterer Ehemann, Joseph Söll, führten die Wirtschaft danach weiter, bis im Herbst 1855 Anton Bernhard, der Sohn Joseph Antons, sie übernehmen konnte. Von ihm ging sie 1892 an dessen Sohn Constantin Bernhard über. Dessen Schwester Rosa (die „Sonnen-Rose“) war schließlich die letzte Namensträgerin Bernhard auf der „Sonne“. Sie starb 1952. Nach den Aufzeichnungen Besenfelders war die „Sonne“ lange Zeit eine gutgehende Brauerei. Sie verfügte über große Stallungen.

Das „Waldhorn“, das als Gebäude schon vor zwölf Jahren abgerissen wurde, war um 1819 – 1821 im Besitz eines Johannes Faulhaber. Um 1863 war Engelbert Groezinger und nach ihm – um 1875 – Johann Nepomuk Faulhaber Waldhorn Wirt. Um 1890 wurde das „Waldhorn“ von Joseph Groezinger betrieben, der mit einer Sophia Bernhard verheiratet war. Um 1920 befand sich die Wirtschaft im Besitz von Pia Theresia Klarer geborene Groezinger.

Schließlich gehört auch noch die folgende Begebenheit zur Schömberger Wirtsgeschichte. Sie wurde von dem inzwischen mit 104 Jahren verstorbenen Pius Seifriz aus eigener Kenntnis erzählt: Erhard Bernhard, Sohn des Sonnenwirts, habe als junger Mann die Trauben-Rose poussiert. Von beiden Eltern, vor allem von den ihren, sei dies nicht gern gesehen worden. Eines Tages – es war im Jahr 1884 – entschloß sich Erhard, nach Amerika auszuwandern. Mit seiner Rose hatte er ausgemacht, daß sie ihm nachfolgen soll. Doch die Rose wurde krank und starb. Erhard habe dann in Amerika eine reiche Witfrau geheiratet, die eine gutgehende Metzgerei besaß. Als er Jahre später zu Besuch in Schömberg war, soll er in diesem Zusammenhang gesagt haben: „Dumm war ich nie!“

## Gewitzter Prüfling

Als der Pathologe und Anthropologe Rudolf Virchow (1821–1902) das medizinische Examen ablegte, wollte ihn ein strenger Prüfer in die Enge treiben. Doch Virchow hatte auch auf die schwierigsten Fragen immer eine Antwort bereit, bis der Prüfer ihn schließlich fragte: „Und nun sagen Sie mir noch: Wie lange kann ein Mensch ohne Hirn leben?“ Nach einigem Überlegen antwortete Virchow: „Erlauben Sie eine Gegenfrage, Herr Professor: Wie alt sind Sie eigentlich...?“



# Ein Junglehrer erlebt Ebingen in den Jahren 1924 – 1935

von Karl Maier

## Der Einstieg

Im Zug, der an einem Apriltag des Jahres 1924 pustend und schnaubend von Lautlingen hinauf die Höhe der Wasserscheide zwischen Eyach und Schmicha erklimmte, daß nachdenklich und erwartungsvoll ein junger Mann vom Gleichschritt des Jahres. Das Schuljahr war zu Ende. Dies bedeutete für mich den Abschied von der Isinger Dorfschule, an der ich drei Jahre die Unterklassenschüler unterrichtet hatte. Die Inflation war überstanden. Man hatte ein neues, besseres Geld. Aber man hatte auch die Armut, denn das gute Geld war rar und nicht in jedermanns Tasche. Auch der Staat sparte, vor allem an seinen Schulen und Lehrern. Stellen wurden abgebaut, junge Lehrer von heute auf morgen auf unbestimmte Zeit ohne jede Entschädigung weggeschickt.

Meine Schulstelle war ebenfalls dem Sparstift zum Opfer gefallen. Hinter mir war das Abbauschwert zum Spüren nahe niedergegangen. Nun saß ich im Zug nach Ebingen und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Ebingen war mein Ziel; der Name dieser Stadt stand auf meinem Stellungsbehl. Eigentlich hatte ich Glück gehabt. Die Inflationszeit, in der den Lohn- und Gehaltsempfängern die Banknoten trotz der astronomischen Zahlen in ein Nichts zerrannen, konnte ich im nahen Rosenfeld am Eßisch meiner Eltern verbringen, wobei ich allerdings vor allem in den Ferien in der Landwirtschaft kräftig Hand anlegen mußte. Nun, nachdem ein Besoldeter mit dem Geld wieder etwas anfangen konnte, kam mir nach dem dörflichen Isingen und dem kleinstädtischen Rosenfeld die Metropole Ebingen mit immerhin 12000 Einwohnern sehr gelegen. Der Zug hatte sich zwischen den eingeschnittenen Grasböschungen hinaufgewuchtet und rollte durch das breite Hochtal des Riedbaches, wie von aller Last befreit, freudig der Stadt zu, die sich heute Albstadt-Ebingen nennt. Rechts an der Bergseite tauchten die Einkerbungen auf, die einmal kleine Bunkerhäuschen getragen hatten. Im Krieg hatte ich sie oft gesehen, wenn ich als Achtzehnjähriger auf der Fahrt von und zu meiner Garnison Ulm vorübergefahren war. Heute steht dort der große Stadtteil „Munast“. Als Sammelwort der Vorgängerin „Munitions-Abfertigungsstelle“ erinnert er noch an die einstigen Bauten. Die ersten Gebäude der Stadt erschienen, in deren Mauern ich nach den Erfahrungen eines Unterlehrers zwei, höchstens drei Jahre verbringen sollte. Elf sind's dann ohne mein Zutun geworden. Und wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, wäre ein Menschenalter draus entstanden. Daß ich in dieser mir von der Schulbehörde verordneten Stadt so kräftige Wurzeln schlagen würde, ahnte ich nicht, als jetzt der Zug vor dem damals so bescheidenen Bahnhofe anhalt. Eine Überraschung freudigster Art hielt das Geschick in der gleichen Minute für mich bereit.

Als ich dem Zug entstieg, erblickte ich in der Reihe der am Eisengitter des Bahnsteigs stehenden Gestalten einen emporgestreckten Arm und hörte mich mit dem Vornamen anrufen. Ein freudiger Schreck durchfuhr mich. War das nicht die Stimme meines Freundes? Ja, sie war es. Fritz Hering stand am Bahnhof, um mich abzuholen. Er war mein Studiengenosse und Freund. Wir waren beide wenige Monate vor dem Ersten Weltkrieg in das Lehrerseminar Nürtingen eingezogen, in dessen Internat (Schülerheim) wir in sechs Jahren zu Lehrern und Volkserziehern herangebildet wurden.

Das Geschick hatte uns nun nach dreijähriger Trennung wieder vereinigt. Die Unterlehrer Fritz Hering und Karl Maier waren ohne ihr Zutun am selben Tag, in dieselbe Stadt, an dieselbe Schule versetzt worden. Ich konnte es lange nicht glauben, bis wir die beiden „Stel-

lungsbefehle“ verglichen. Fritz sagte mir, daß unser Schulhaus ganz in der Nähe liege und der Rektor noch in seinem Amtszimmer weile. Er habe sich schon vorgestellt. Wir gingen also in die Langestraße zur damals für prunkvoll gehaltenen mächtigen Fassade der heutigen Kirchgrabenschule, 1924 und noch viele Jahre Mädchenschule genannt. Sie beherbergte in sieben Jahrgängen alle Volksschülerinnen der Stadt und die nur von Mädchen besuchte Mittelschule in vier Jahrgängen, entsprechend der Klassen fünf bis acht. Rektor Weissinger schritt eben vorsichtig die Steintreppen herab. Er war schon ein älterer Herr, groß, hager, mit dem grauen Spenzer der damaligen alten Lehrergeneration bekleidet. Er begrüßte mich nach der Vorstellung freundlich und führte uns über die Straße auf den Bürgersteig des gegenüberstehenden Gebäudes. Dieses war Amtssitz und sicher nicht günstig gelegene Wohnung des evangelischen 1. Stadtpfarrers Scholder, der sich dann auch mit viel Anlaß aber wenig Erfolg gegen den Lärm des viergeschossigen Schulriesen wehrte. Rektor Weissinger wies mit großer Geste auf die imposante Steinfront der von ihm geleiteten Schule. Er erwartete und erhielt auch unsere ehrliche Bewunderung. In mir regten sich Freude und Genugtuung. In diesem stolzen Gebäude sollte ich wirken dürfen, in einer ausgebauten Schule, in der der Lehrer nur eine Klasse zu versehen hat. Hätte ich gewußt, was mir als Aufgabe bevorstand, wären meine Hochgefühle wesentlich gedämpfter ausgefallen. Der alte Herr wußte es natürlich, sagte aber nichts, noch nicht. Da wußte ich aber auch nicht, daß ich elf Jahre lang einen Schlüssel dieses Baues besitzen und ein Jahrzehnt mit vielen Klassen einem dieser Räume die Treue halten würde. Jetzt waren wir entlassen und konnten unseren Privatangelegenheiten nachgehen.

Durch Beziehungen hatte ich bereits eine Unterkunft, zu der es mich jetzt, nach einem Begrüßungsschoppen im Schiff bei Frau Esenwein, hinzog. Man hatte mir gesagt, das Häuschen stehe weit draußen im Westen der Stadt. Also schritt ich die Marktstraße hinauf, vorbei am noch keine 15 Jahre alten Rathaus mit seinen Arkaden und seinem viereckigen Turm, die lange Sonnenstraße, die Rennbahn der Stadt, hinaus. Dreimal mußte ich noch fragen. Das erste Mal an der Katholischen Kirche, dann wieder, wo das Raidental abzweigt, zuletzt, als ich keine Häuser mehr sah, an den drei Linden. Ja, im Gewann Kälberstrich stand noch kein einziges Haus. Oben am Hang erhob sich einsam die schmucke Villa des „Barons“, wie die Ebinger den kauzigen Fabrikanten Albert Allgaier nannten, von dem so viele Anekdoten über mutwillige Streiche umliefen. Aber jetzt, nach vielleicht zwei Kilometern Weges, begann Ebingen wieder. Noch eine solche Strecke, und ich wäre draußen auf der Wasserscheide gelandet. Der Siedlungsverein der Stadt hatte nach dem Krieg auf der Sommerseite des Hochtales zwei Zeilen freundlicher Doppelhäuschen erstellt, die über der Straße einen eigenen Weg besaßen. Das vorderste trug die Hausnummer 76 und 78. Lautlinger Straße 78 war mein Ziel. Es gehörte dem Briefträger Bez und war bis dahin vom Ehepaar, seinem Töchterchen Myrta und einer Geiß bewohnt, die die Milch zum Morgenkaffee lieferte.

Bald schaute ich vom Fenster des Stübchens über der Dachrinne über das baumlose Hochtal, das vom Rinnsal des Riedbaches durchflossen wird, neben dem die Schienen der Bahnlinie herliefen, dessen Zug ich vor wenigen Stunden entstieg war. Am Gegenhang war die Straße nach Meßstetten, der Anfang der Meßstetter Steige, zu erkennen, von Bäumen, aber nur von wenigen Häusern umsäumt. An der scharfen Biegung war das Wirtshaus „Zum Schatten“ zu sehen. Daß die Ebinger dem Wirt

## Leser sollen zur Feder greifen

In dieser und den nächsten Nummern der Heimatkundlichen Blätter veröffentlichen wir Auszüge aus den Erinnerungen eines engagierten Pädagogen über die Jahre 1924 bis 1935. Wir würden uns freuen, wenn dieser Beitrag unsere Leser anregte, selbst zur Feder zu greifen und zu berichten, wie sie die bewegten Jahre vom Ersten Weltkrieg an bis zu den Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt, erlitten oder auch mitgestaltet haben. Geschichte, besonders die Heimatgeschichte, wird farbiger und anschaulicher, wenn sie sich nicht nur der Dokumente in Archiven und der Veröffentlichungen von Medien als Quellen bedient, sondern auch Erlebnisse und Sichtweisen einzelner Betroffener in ihre Darstellungen einbeziehen kann.

den Namen Krachhannes gegeben hatten, rührte wohl mehr vom lauten Ton der einkehrenden Fuhrleute her. Die Fußgänger nach dem damaligen Bergdorf Meßstetten benützten die alte Steige, die sich steil zum Buchenwald des mächtigen Meßstetter Berges hinaufzog. Nirgends ist Sommer- und Winterseite deutlicher ausgeprägt als hier. Die Talmulde verläuft genau von Ost nach West. Der Westwind, der Wetterwind unseres Landes, kann zwar vom Lothenhörle durch das nur leicht gekrümmte Eyachtal mit voller Kraft in das offene Hochtal eindringen; aber uns hüben wärmt wenigstens die Sonne, während sich drüben Schatten und Kälte breitmachen. Drei Jahre konnte ich von hier aus beobachten, wie oft wochenlang die Schneegrenze dem Riedbach entlang ging. Auf unserer Seite pflückten die Kinder Veilchen und Gänseblümchen, auf der Gegenseite huldigten ihre Gespielen dem Wintersport. Trotzdem wuchs das nach dem Weltkrieg stürmisch aufstrebende Ebingen auf der Winterseite im Schatten viel schneller als die Häuserreihen der Sommerseite. Dort ist heute die Wasserscheide erreicht, der Mehlbaum kommt mit Bauen langsamer voran. Die Ursache liegt in den weit auseinanderklaffenden Grundstückspreisen. So hatte ich es auf dieser Talseite besser getroffen. Allerdings standen damals, im Jahre 1924, drüben nur wenige Häuser. Heute ist die Munast der große Stadtteil entlang der Hartmann- und Riedstraße und nicht mehr das öde Munitionsgelände. Der Siedlungsverein hatte zu seinem Vorhaben nicht den billigen, aber sonnigen Teil ausgesucht.

## Die Schule

Am anderen Tag erlebte ich die weniger schöne zweite Überraschung, diesmal im Schulhaus. Rektor Weissinger war mit mir vom Erdgeschoß seines Amtszimmers, dem Rektorat, über die breiten Treppen ins zweite Stockwerk gestiegen, hatte sich dann nach links gewandt und schritt durch den langen Gang an Schultüren vorbei einer Tür am Ende des Ganges zu, die die Nummer 18 trug. Dahinter hörte man Stimmengeräusch. Der Rektor öffnete die Tür, und da begab sich das Wunder: Ein Meer von Köpfen drehte sich uns zu, und mehr als hundert Mädchenaugen sahen uns erwartungsvoll entgegen und richteten sich auf mich, als ich hinter der hohen Gestalt des Rektors hervortrat. Dann folgte ein Geklapper. Die Mädchen waren aufgestanden, und es erschallte von vielen Lippen: Grüß Gott, Herr Weissinger! Der Rektor wollte nicht mit dem Titel, sondern wie früher angeredet werden. „Und Herr Maier“ fügte er hinzu und stellte mich den Schülerinnen vor, nachdem wir an der langen Reihe der Sitzbänke zum Podium geschritten waren, nicht ohne die Mahnung, sie seien eine große Klasse und sollten es ihrem neuen Lehrer nicht allzu schwer machen. Ich hatte unterdessen den ersten Schreck überwunden und zu zählen und zu überschlagen angefangen. Der Herr



Schulvorstand gab mir die Hand, wünschte mir Glück, und ich begleitete ihn zur Tür.

Als sich diese hinter ihm geschlossen hatte, war ich mit meinen Mädchen allein, mit meinen vielen Mädchen. Ich sah jetzt, daß der Raum mit Bänken so gefüllt war, daß man hinten gerade noch vorbeikommen konnte und vorn ging das Gestühl nahe ans Podium mit Pult und großer Zugtafel. An der Innenwand war noch eine Bank aufgestellt, aber nur mit einer Schülerin besetzt. Es waren 67 Schülerinnen des 5. Schuljahres, alle Mädchen der Stadt, soweit sie von der Grundschule nicht ins Gymnasium oder die im gleichen Haus befindliche Mädchenmittelschule übergetreten waren.

Sie hätten gut und gern zwei normale Klassen ergeben. Aber da saß ja der Haken. Lehrer waren genug da, aber kein Geld sie zu bezahlen. Da hob man einfach Stellen und kleine Klassen auf, legte Parallelklassen zusammen und schickte junge Lehrer ohne jede Versorgung weg, zwei, drei Jahre lang. Ich mußte in den sauren Apfel beißen. Einer mußte die Klasse übernehmen, und ich war der Jüngste im Hause.

Was ich an jenem ersten Vormittag gelehrt und was ich getrieben habe, weiß ich heute nicht mehr. Nach dem Unterricht hatte ich Zeit, an eins der großen Fenster zu treten. Tief unter mir lag die belebte Gartenstraße und gegenüber der Backsteinbau der Trikotfabrik Christian Ludwig Maag. Ich sah dort die Rundstühle kreisen und einmal im Winter von der Dachrinne des Schieferdaches zweimeterlange Eiszapfen, die man wegen der Gefahr für die Passanten abschlagen mußte.

Der Ebinger Lehrerkomplex war einer der größten im Lande. Unter einer Schulleitung standen die Mädchenschule mit Mädchenmittelschule und die Knabenschule auf der Spitalwiese, dazu noch zwei Knabenklassen im oberen Kirchgraben (Judenschule) und die Hauswirtschaftsklassen in der Langestraße. Der Lehrerrat unter der väterlichen Hand des Rektors Theodor Weissinger füllte einen ganzen Lehrsaal der Mädchenschule. Den älteren, zum Teil beleibten Herren fiel es nicht leicht, sich in die engen Schülerbänke zu zwängen. Es herrschte noch das männliche Element vor. An sogenannten wissenschaftlichen Lehrkräften gab es die Frau Oberlehrerin Maag an der Mittelschule und das ältere Fräulein Nafzger, Lehrerin eines ersten Schuljahres neben dem Rektorat. Eine Kollegin haben wir jungen Lehrer an der Mädchenschule in meiner Zeit nicht bekommen. Einem Beobachter wäre die unverhältnismäßig große Zahl alter Lehrer aufgefallen. Trotz des ausgebauten Gymnasiums galt Ebingen vermutlich seiner abgeschiedenen Lage als Anfangsstelle. Daß es auch zur Endstation werden konnte, verdankt es mancherlei Vorzügen, von denen noch die Rede sein wird. Ich erlebte in elf Jahren nur drei Abgänge, darunter den allseits geschätzten, mit Schrullen und Humor vollgepackten Paul Eyth, der seine Vaterstadt, sein Heimatmuseum auf dem Rathaus und seine Ausgrabungen auf dem Degerfeld verließ, um dem Ruf seiner Frau nach deren Heimat Ravensburg zu entsprechen.

An Charakterköpfen mangelte es im Rat der Alten nicht. Da war der Bruder des Rektors, Oberlehrer Robert Weissinger, der sich scherzhaft Unterlehrer Weissinger nannte, weil er mit den Kleinen im Erdgeschoß residierte und der freisinnige, allzeit wortbereite Theodor Maute, dem das Stuttgarter Kultusministerium trotz der überzeugenden Wahl durch seine Kollegen nach dem Abtreten des Rektors Weissinger den Thron verweigerte. Der erste Blick in die Gruppe der Alten fiel aber wohl auf Gottlob Friedrich Hummel in weißen Haaren und einer Bartmähne, eines Weihnachtsmannes würdig. Er sprach schnell, mit hoher, heller Stimme. Und immer klang es freundlich und wohlwollend. Er hatte schon in seiner Schwarzwaldstelle Gaugewald sein dichterisches Talent entdeckt, in Ebingen das Heimatbuch und den Heimatroman „Der Wetterbanner“ geschrieben und für einige Jahre den Stuhl eines Stadtrates innegehabt.

Im Lehrerrat überließen wir Jüngeren das

Wort den älteren Kollegen. Wir waren zufrieden, in der Führung unserer Klassen unbehelligt und auch der Achtung und Beachtung der Altkollegen sicher zu sein. In der pädagogischen Provinz fühlten wir Jungen uns allerdings als die Fortgeschrittenen. So herb es uns auch ankam, wir suchten jede einschlägige Neuerscheinung an pädagogischen Büchern zu erwerben, sei es Kerschenssteiner, Scharrelmann, Gansberg, Münch und die damals führenden Sachsen. In der Buchhandlung Glock weilten wir oft stundenlang und schnüffelten nach neuer Pädagogik. Jeder hielt sich die eine oder andere schulpraktische Zeitschrift.

In der ganzen Stadt war zu jenen Zeiten ein deutlich demokratischer Zug zu verspüren. Im Schwanen saßen der Trikotweber und der Nadler am selben Tisch mit dem Fabrikanten und dem Handwerksmann. Viele Bürger und Bürgerinnen duzten ihren Oberbürgermeister August Spannagel, den man nur den August nannte. Das klang aber nicht respektlos, er war eben ein Ebinger Bürgersohn. Dieser Geist der Achtung und Duldung beherrschte auch den Lehrkörper, in dem sich jeder wohl fühlen konnte. Dabei wurde von jedem eine Leistung erwartet. Wenn wir Jungen mit dem Lichtbildgerät oder einer Erziehungsfrage nicht zurecht kamen, hatten wir unsern Otto Leibbrand, den wir in dringenden Fällen sogar während des Unterrichts bemühen durften. Zwischen ständigen und unständigen Kollegen (planmäßigen und außerplanmäßigen Lehrern) unterschied man nicht, wenn diese länger am Ort lebten und verheiratet waren. Nachdem ich geheiratet und ein eigenes Haus bezogen hatte, erwuchs meiner Frau und mir die Pflicht, in Gala – für den Herrn mit Zylinder – rundum an einem Sonntag vormittag die vorgesehenen Antrittsbesuche zu machen und anschließend zu empfangen.

Die Höhepunkte schulischen Lebens waren die Kinderfeste mit dem Umzug aller Schüler zu wechselnden Festplätzen, die großaufgezogene öffentliche Schulentlassfeier in der städtischen Turn- und Festhalle, der der theaterbessene Kollege Theo Walter seinen Stempel aufdrückte und die Jahresausflüge der einzelnen Klassen. Es gab noch keine Omnibusse, nur die Bahn und Schusters Rappen. Was da geleistet wurde, soll ein Beispiel zeigen. Abfahrt mit dem Frühzug 4.53 nach Mössingen, Wanderung über Öschingen zum Schönenberg, Roßberg, dann über Genkingen zur Nebelhöhle und auf den Lichtenstein, hinunter nach Honau. Dort Besuch der Olgahöhle, und in Tübingen während des Zugaufenthalts Besuch des Neckars und Bootfahren mit anfänglicher Scheu und anschließend gewagtem Schaukeln. (Ich bin von da an mit Schülern nie wieder in den Nachen gestiegen). Ein freudiger Tag war der Pfefferlestag. Da war im Schulzimmer eines Morgens ein ganz neuer Duft eingezogen, er roch wie in einer Backstube. In der Zimmerecke lag, auf weißem Papier aufgeschichtet, ein Stapel knuspriger Laibe, das freudig begrüßte Ebinger Pfefferlesbrot. Während des ganzen Vormittagsunterrichts lag es wie Erntedank in der Luft und gab der Schularbeit eine besondere Weihe, gleich einem Sonntag in der Schule. Ausgegeben werden durften die Brote erst an diesem schulfreien Mittwoch nachmittag. Da kamen die Schüler ohne Schulgepäck zur Schule, und wir Lehrer dünkten uns beim Austeilen wie freigebige Könige, die ihrem Volk Speise geben. Die Straßen belebten sich mit brotbelaadenen Schülern, von denen nicht wenige ihrem Kipfkind schon die Haube abgezupft hatten. Zur Geberfreude trat bei uns Lehrern auch noch das Nehmen. Es blieb für uns ein Kipf übrig.

#### Die Bürger

Ich habe mich von Anfang an unter ihnen heimisch gefühlt. Fleißige Leute gibt es überall in Schwaben, aber wo sind sie so frei und vorurteilslos? Man sagt den Amerikanern nach, sie gäben jedem Menschen eine Chance. So erlebte ich auch die Ebinger. Handel und Wandel blühten. Der Tüchtige kam vorwärts. Jeder fand Arbeit. Der politische Himmel des Vaterlandes

hellte sich auf, Deutschland schien aus dem Krieg gelernt zu haben. Die Nachbarn stellten sich versöhnlicher: Locarno, Thoiry gaben Hoffnung und Zuversicht. Wer nur Umgang mit Kollegen und Schülereltern pflegt, kommt dem Herzen der Bevölkerung nicht nahe, man muß in die Vereine gehen. Ein Bekannter führte mich in den Gesangsverein Eintracht ein, der damals nur aus Männern bestand. Er galt als der Herrenverein; daneben gab es noch die Harmonie und den mitgliederstarken Sängerbund mit Frauenchor nebst dem kleinen Arbeitergesangsverein „Freiheit“. Die Eintracht war mit der Fabrikantenfamilie Groz eng verbunden. Ihr erster Vorsitzender war Adolf Groz, der Inhaber der weltbekannten Nadelfabrik. Viele Angestellte und Nadler sangen mit Geschäftsleuten, Handwerkern und Beamten. Dirigent war Musikdirektor Strecker, ein Mann der alten Schule, mit viel Kraft und Stimmeinsatz. Die Singstunden fanden im vereinseigenen Eintrachthaus statt, in dessen Gastwirtschaft sich nach der Singstunde eine heitere Runde zusammenfand. Im oberen Saal erlebte ich in einer Hauptversammlung einen merkwürdigen Tagesordnungspunkt. Kinobetreiber Dreher wollte auf dem freien Grund des Vereins entlang der Gartenstraße ein neuzeitliches Kino errichten. Er durfte es, aber Grund und Boden blieb im Besitz des Vereins. Wir Lehrer waren Gäste bei der Festvorführung des ersten Films „König der Könige“ und bewunderten die neuartigen Farbspiele, die im Filmpalast dem Stück vorangingen.

### Kreuzdorn

*Rhamnus cathartica*



Der Kreuzdorn ist ein bis zu drei Meter hoher, stark verästelter Strauch mit dunkelgrüner Rinde. Die gegenständigen lang-gestielten Blätter sind länglich eiförmig, fein gesägt, und die Blattadern sind tief eingesenkt. Die unscheinbaren Blüten, klein und grüngelb, sitzen in Büscheln in den Blattachseln und zeigen sich im Mai und Juni. – Man findet den Kreuzdorn meist in Hecken und an Waldrändern. – Die Früchte, kleinerbsengroß, sind zunächst grün und werden im August blauschwarz mit unangenehmem Geruch und bitterem Geschmack. Sie sind giftig, werden aber mit Sirup oder Tee als Abführmittel verwendet. Die Zweige enden in einem Dorn (Name).

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Röller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 34

31. Oktober 1987

Nr. 10

### Was frühere Generationen für ihre Kirche getan haben

Zur bevorstehenden Innenrenovierung der evangelischen Stadtkirche Balingen  
Von Eugen Gröner

Die bevorstehende Innenrenovierung der Evangelischen Stadtkirche Balingen gibt Anlaß, einen Blick zu werfen in die Vergangenheit und zu betrachten, was frühere Generationen für ihre Kirche getan haben. Die Spital- und Armenkasten-Rechnungen, aufbewahrt im Stadtarchiv Balingen, und die Akten des Landratsamts Balingen geben darüber interessante Aufschlüsse, die bis in das Jahr 1613 zurückgehen.

Am 2. Januar 1613 wandten sich „Ober- und Undervögte, Burgermaister und Gericht zu Balingen“ untertänigst an Herzog Johann Friedrich, und erinnerten ihn daran, daß er „an jüngster Wiederraiß von der Bevestigung Hohen Dwiel die Balinger Stadtkirche besichtigt habe und auf des Obervogts unterthenig Anbringen gnädigst bewilliget habe, daß solche kirchen illuminiert (ausgemalt) und mit büblichen Historien geziert werde.“ Um späteren Schwierigkeiten vorzubeugen, bitten die Herren Stadtväter um schriftliche Bestätigung dieser Bewilligung.

Bereits am 12. Februar 1613 wurde mit Melchior Trescher, Mahler in des haylien reichs-statt Rottweil, ein Vertrag abgeschlossen, „welchermaßen die Pfarrkirche zue Balingen illuminiert und renovirt werden solle: Erstlich, solle der Chor durchauß, sonderlich das gewölbe, mit zierlichem bluemwerk, in den eckhen mit farben gemahlet, schlußstein verguldt, und allen Fenster sambt den thüren mit zierlichem Rollwerckh, graw in graw, eingefast werden.

Fürs annder, in der kirchen, vßerhalb des Chors, die deckhin (Decke) oder bünines, allerdings geweyßet vndt ann jedem verldt in der mittin ein schöne roßen (Rose) gemahlet, deßgleichen Vnnder der teckhin ein zierlichen Gims gezogen und mit welschen fruchten behengt.

Zum dritten, die vierzehn fennster inn der kirchen ebenmäßig mit zierlichen rollwerckh eingefast, graw in graw mit blawem grundt, gemahlet und alle Nebengewölber mit schönem bluemwerkh geziert vndd verguldt.

Beim vierdten, alle bögen im mittleren gang

vnnnd neben gängen, wie auch die zwölff säul, samdt den zwölf pfeylern mit graw in graw eingefast.

Beim fünfften, alle gehawenen brustbilder inn der kirchen mit Oelfarben gefast vnnnd verguldt.

Beim sechsten, die beede borkirchen allenthalben weiß gemarmeliert.

Unnd dann zum sibenden und letzten, die cantzel samdt dem Deckel mit öhlfarben vnnnd goldt zum schönsten gezieret werden.“

Mr. Melchior Trescher, Mahler in des haylien reichs statt Rottweil hatte dies alles „ganz vnmangelhaft“ zu fertigen und bekam dafür „drey hundert vierzig und fünff gulden“. Dazu bekam er die Wohnung und Herberg im Spital, samdt zwei Klafter Holz aus den Spitalwäldern. 30 Gulden erhielt er als Anzahlung.

Auffallend ist, daß in dem Vertrag nichts vermerkt ist von den „Büblischen Historien“ mit denen die Kirche „illuminiert“ werden sollte. Man kann sich nur denken, daß dies in einem zweiten Vertrag festgehalten wurde, der irgendwann verloren ging. Tatsächlich waren die Wände des Mittelschiffs mit Fresken geschmückt, auf der Nordseite waren es Bilder



Das Innere der Kirche vor dem Umbau 1913/14. Unter der Kassettendecke sieht man deutlich die Gewölbeanfänger des Mittelschiffs. Die Kanzel stand an einem Pfeiler der Nordseite, der Schaldeckel hatte eine häßliche Verbreiterung aus Brettern. Die Kronleuchter (für Kerzen) kamen 1913 in die Friedhofkirche und mußten im Ersten Weltkrieg abgeliefert werden.

aus dem alten Testament, auf der Südseite aus dem neuen Testament. U. a. war dargestellt die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall, Maria Verkündigung, Geburt Christi, Kreuzigung.

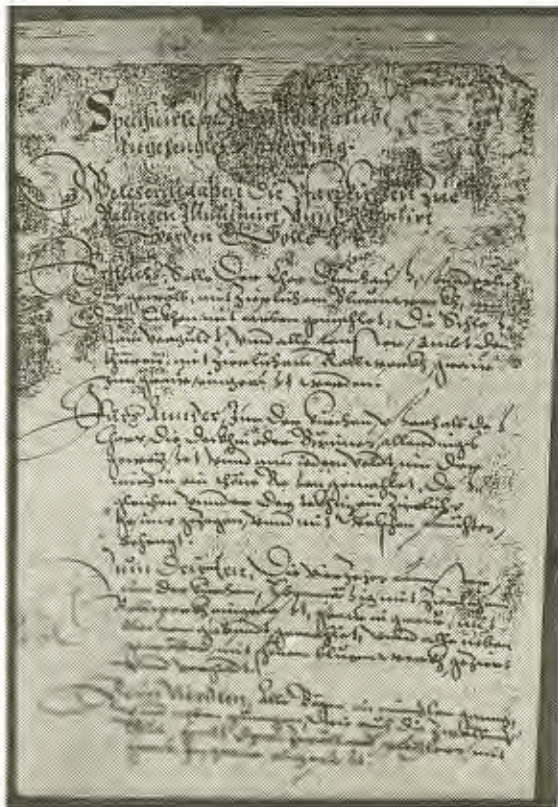
Mit dem Maler Melchior Trescher hatten die Balinger noch allerhand Schwierigkeiten. Er ließ die Arbeit halbfertig im Stich und zeigte sich nicht mehr. Auch soll er schlechte Materialien verwendet haben. Ein jahrelanger Schriftwechsel mit ihm und der Stadtverwaltung in Rottweil, der sich bis 1616 hinzog, war die Folge.

Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, wie farbenprächtig die Kirche nach dieser Ausmalung war. Spätere Zeiten haben damit gründlich aufgeräumt. Von der ganzen Ausmalung ist allein eine Wappentafel übrig geblieben. Sie war bis 1913 das Mittelstück der Kassettendecke des Mittelschiffs. Man hat sie 1913/14 bei der Renovierung im nördlichen Seitenschiff aufgehängt. Sie zeigt das württembergische Herzogswappen (Hirschstangen von Württemberg, Rauten von Teck, Barben von Mömpelgard und Reichssturmflamme von Markgröningen) mit der Umschrift: „Der Durchleuchtig vnd Hochgebohrn Hertzog Johann Friedrich erkorn hat Dise Kirchen hie befohlen Das man sie also sollte Mahlen 1613“.

Um 1670 schuf der Stuttgarter Hoforgelbaumeister die (vermutlich) erste Orgel, die wahrscheinlich im Chor der Kirche auf einer Empore aufgestellt war. Sie ist 1765 in schlechtem Zustand, dem nur durch einen Neubau oder eine gründliche Reparation abgeholfen werden kann. Man entschließt sich zu einem Neubau, der durch den Tübinger Orgelbaumeister Johann Sigmund Hausdörffer ausgeführt wurde. Von dieser Orgel ist nur noch das Gehäuse er-



Die Nordseite der Kirche vor dem Umbau 1913/14. Die Empore saß wesentlich tiefer als heute.



Titelblatt der „Specifierten consignation samdt angehengtem verding Welchermaßen die pfarrkirchen zue Balingen illuminiert undrenouirt werden solle“ vom 12. Februar 1613.



halten, ein prächtiger Barockprospekt mit schönen Schnitzereien.

Im 19. Jahrhundert hatte man nichts mehr übrig für „mit zierlichen Rollwerk eingefasste“ Fenster und dergleichen. So kam es lt. der Spital- und Armenkastenrechnung von 1827/28 zu einem ersten Angriff auf die Farbigeit der Kirche. Es wird berichtet, daß Johannes Roller, Maurer von Balingen die Stadtkirche samt „Kohr“ und allen Nebenwänden, Kreuzschenkel an denen „gottischen“ Fenstern und Pfeiler ohne die „Bieblische gemahlte“ mit einer guten Weißlen geweißelt“ habe, wofür ihm nach Vermessung durch den Herrn Stadtbaumeister 58 Gulden und 4 Kreuzer ausbezahlt wurden. Man behandelte die Kirche also wie einen Keller.

Über umfangreiche Arbeiten im Chor berichtet die Hospitalpflege- und Armenkasten-Rechnung von 1846 – 47. Jakob Ruoff, Maurer, belegte damals den Boden des Chores „vom Eingang in das sog. Chörle und in die Sakristey bis zur Wandung hinter dem Hochaltar mit steinernen „Blatten“. Zu verwenden waren gute, gesunde Malbsteine von der härteren Gattung, ohne Stich und Lager, die Größe der Blatten war festgesetzt auf 4 x 2 Fuß. Ruoff erhielt dafür 85 Gulden und 15 Kreuzer.

Maurer und Steinhauer Ulrich Batzen versetzte die Grabsteine im Chor und unter den „Emporeböden“ in Wandnischen, brachte den früheren Hochaltar wieder in Ordnung, strich ihn und die Grabsteine mit „grüner Erde und Frankfurter Schwärze“ an, machte am früheren Hochaltar eine Staffel, gestaltete die Nischen im Chor und „förtigte“ am Denkmal der Frau von Tegernau „verschiedene Arbeit“. Außerdem machte er die Staffeln „quer durch das Chor“. Für Maurerarbeit erhielt er 74 Gulden und 26 Kreuzer, für Steinhauerarbeit 57 Gulden und 16 Kreuzer.

Diese Arbeiten waren erforderlich, um den Chor für gottesdienstliche Zwecke benützen zu können. Erstmals wurden damals 30 Sitzplätze im Chor geschaffen. Vor 1846 waren im vorderen Teil des Chores Grabsteine in den Boden eingelassen, der hintere (östliche) Teil war der Platz der Läutbuben, denn von hier aus wurden die vier Glocken des Turmes geläutet. Die Aufsicht führte der „Läutmesner“. Wahrscheinlich hatten die Läutbuben auch den Hochaltar beschädigt, da dieser gerne als „Absprungbasis“ verwendet wurde, wie alte Balingen früher erzählten.

Über eine Innenrenovierung berichtet die Hospitalpflege- und Armenkasten-Rechnung von 1861/62. Es war die am stärksten in den

alten Bestand eingreifende Renovierung, damals wurden die von Melchior Trescher gemalten biblischen Gemälde überstrichen. Nach stiftungsräthlichem Beschluß, der mit Erlaß vom 25. Januar 1861 genehmigt wurde, wurden nach dem Plan von Stadtbaumeister Speidel durch Malermeister Wilhelm Storch folgende Arbeiten durchgeführt: innerhalb die Wandungen anstauben, theilweise ausbessern, sodann mit einer Milch- oder Leim-Thonfarbe gut deckend und gleichmäßig ohne Wolken, Striche etc. anzustreichen (graulicht, grünlicht oder röthlicht), an den Pfeilern und den Bögen ob diesen Linien einzuziehen, welche die Quader vorstellten (Quadermalerei), samt Gerüsten und Gerüstholz zu 160 Gulden.

Das Kreuzgewölbe im Chor ebenso nach später zu bestimmenden Farben, z. B. das Gewölbe blau und die Schenkel oder Rippen mit Steinfarbe anzustreichen, mißt ca. 30 Ruthen, samt dem Gerüstholz zu 27 Gulden.

Die Decken im Langhaus der Kirche ebenso mit Leimfarben anzustreichen, die aufgenagelten Leisten mit besonderer Farbe und mit Linien in den Füllungen = 50 Ruthen samt dem Holzwerk an den Emporen gegen außen, samt den Gerüsten zu 45 Gulden. Außerhalb des Akkords wurden noch folgende Malerarbeiten durchgeführt: Im „Kohrgewölbe“ 203 Goldsterne gemalt: a 6 Kreuzer; 5 Schlußsteine (im Chor) „ausgemahlen“; 1. Maria 5 Gulden; 2. Bischof (St. Nikolaus) 4 Gulden 30 Kreuzer; 3. Wappen mit Engel (Wirtemberg) 3 Gulden; 4. zwei Wappenschilder (Konstanz und Balingen) 4 Gulden 24 Kreuzer; 5. Wappen mit Sternen (Joerg) 30 Kreuzer.

Im Langhaus in die Fenstergewölbe Südseite mit Balingen Wappen 1 Gulden; Schlußstein mit Heilige Katharina 1 Gulden 20 Kreuzer; daneben zwei kleine Wappen (Meisterschilde) 36 Kreuzer; Nordseite Haupt Johannes in der Schüssel 48 Kreuzer; Schlußstein mit Namen Jesu 36 Kreuzer.

Das Kreuz holzfarb lackiert. Die Bilder von die Pfeiler gemacht und in die Kirchhof-Kirche gebracht. (Es handelt sich um Epitaphien, meist von Simon Schweizer, die an den Pfeilern der Kirche angebracht waren und damals auf den Dachboden die Friedhofkirche gebracht wurden und dort mehr als 50 Jahre lagerten, bis sie 1913/14 entdeckt und restauriert wurden). Bildhauer Anton Engelhart erhielt für Reparation der Bilder an der Emporkirche der Orgel 9 Gulden.

1881/82 ging man wieder mit einer Innenrenovierung um. Am 20. Februar 1882 besuchte ein Architekt Frey vom Verein für christliche Kunst die Stadtkirche, um Rat für eine Innenrenovierung der Kirche zu erteilen. Sein Bericht ging im Oktober ein. Er errechnete Kosten für einen neuen Boden und ein neues Gestühl, sowie eine Heizeinrichtung in Höhe von 14000 Mark. Die Stiftung war nicht in der Lage, diese Bauarbeiten durchzuführen; man begnügte sich mit Reparaturen. Damals erhielt Maler Wilhelm Beck für das Lackieren des Gitters um den Altar, der Kanzel und das Anstreichen des Taufsteins 13,50 Mark.

Am 18. Oktober 1885 haben die Stiftungskollegen beschlossen anstelle des defekten Plattenbodens einen Cementboden anbringen zu lassen, für den 400 Mark zu bezahlen waren. Der Feldschütz mußte später diesen Boden bei warmer Witterung jeden Tag mit der Gießkanne bespritzen.

Zum Lutherjubiläum 1883 schuf Kunstmaler Friedrich Eckenfelder ein Bild des Reformators. Es ist eine wohlgelungene Kopie eines Bildes von Lukas Cranach. Am 14. September 1884 war es erstmals im Gottesdienst zu sehen. Allmählich wurde eine Gesamtrenovierung der Kirche immer dringender. Man legte einen Renovierungsfonds an, der aber nur langsam wuchs und immer wieder durch dringende Reparaturen angegriffen wurde. Eine Spende von 3000 Mark gab schließlich den Anstoß, zunächst einmal den Chor in Angriff zu nehmen. Kommerzienrat Karl Behr, der Besitzer der damals größten Balingen Fabrik, stiftete diese Summe anlässlich des 25jährigen Bestehens seines Betriebes. Oberbaurat Dolmetsch, der damals führende Kirchenarchitekt Württem-



Diese Wappentafel ist die einzige Erinnerung an die Ausmalung der Stadtkirche 1613. Bis 1914 war sie das Mittelstück der Holzkassettendecke des Mittelschiffs.

bergs, erstellte einen Kostenvoranschlag für eine Gesamtrenovierung der Kirche mit rund 80000 Mark. Diese Summe war nicht aufzubringen und so wurde zunächst der Chor renoviert. Leider wurde die Gewölbemalerei von 1613 nicht für wertvoll gehalten, weshalb das Chorgewölbe von Kirchenmaler Wörnle aus Stuttgart neu bemalt wurde, wobei die Malerei der Uracher Amadeuskirche als Muster diente. Die Wände wurden (zu dunkel) bemalt. Während die Arbeiten ausgeführt wurden, entschloß sich Kommerzienrat Behr, noch drei Chorfenster zu stiften, die noch heute den Chor schmücken. Die Schlußsteine und Fratzen an den Seitenwänden wurden übermalt. Am Kirchweihfest des Jahres 1900 konnte der Chor wieder eingeweiht werden, endgültig in Betrieb genommen wurde er erst am Weihnachtsfest, da der Schreiner das Gestühl noch nicht fertig hatte.

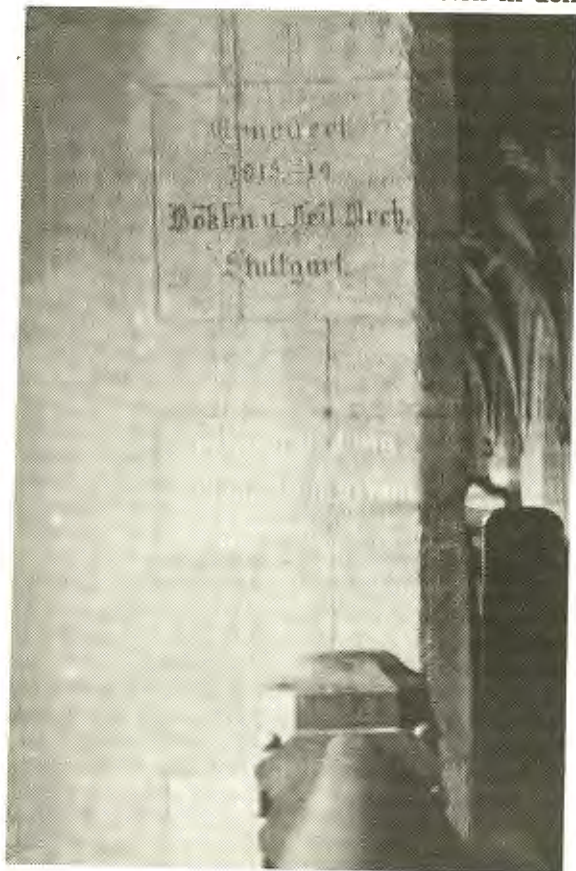
In den Jahren 1913/14 kam endlich die Gesamtrenovierung der Kirche, auf die man seit Jahrzehnten hingearbeitet hatte. Sie gab dem Gotteshaus ein völlig neues Gesicht. Am 21. April 1913 wurde begonnen. Die seit dem Mittelalter fehlenden Gewölbe in den drei Schiffen wurden eingezogen, eine Warmluftheizung und eine elektrische Beleuchtung wurden eingebaut, die Kanzel versetzt, ein neues Gestühl eingebaut. Am 22. März 1914, also nach der erstaunlich kurzen Bauzeit von 11 Monaten, wurde die erneuerte Kirche mit einem großen Fest, zu dem allerlei Prominenz erschienen war, wieder eingeweiht, gerade noch rechtzeitig vor Beginn des Ersten Weltkrieges.

Am 27. Juni 1943 wurde des Tages gedacht, da 500 Jahre zuvor mit dem Umbau der Kirche begonnen wurde. Dazu erhielten Altar und Kanzel neue Paramente in den fünf liturgischen Farben. Prof. Kraut stiftete ein neues Altarkreuz. Die Festpredigt hielt Landesbischof D. Wurm, sein Ausspruch: „Unserem Volk ist der Wettbewerb um den besten Platz in der Welt nicht gut bekommen“ brachte dem Schreiber dieser Zeilen einen strengen Verweis durch die Kreisleitung der NSDAP. Es wurde ihm verboten, solche „wehrkraftersetzende“ Veranstaltungen künftig zu besuchen.

Und nun stehen wir wieder vor einer Innenrenovierung der Kirche. Was wird sie uns bringen?

## Das ideale Porträt

Der frühere amerikanische Präsident Gerald Ford (geb. 1913) betrachtete ein Porträt von sich, auf dem seine linke Hand in der Hosentasche steckte, und sagte zu dem Maler lächelnd: „Als Konservativer sehe ich es gern, wenn ein Politiker die Hand in der eigenen Tasche und nicht in der von anderen Leuten hat!“



Erinnerung an die Renovierung der Kirche 1913/14.



# Ein Junglehrer erlebt Ebingen in den Jahren 1924 – 1935

von Karl Maier (Fortsetzung)

An das Eintrachtsgebäude knüpfen sich für mich zwei Erinnerungen. Zum einen fanden im Nebenzimmer die Zusammenkünfte des Lehrervereins statt, in dem ich es zum Schriftführer brachte. Die andere betraf ein Sekträuschlein, das der fuchsgesichtige Pächter Bernauer durch eine Flasche Sekt einleitete, die er auf den Tisch stellte, nachdem sich durch eine unvorsichtige Bemerkung von meiner Seite im Kreise junger Kollegen herausgestellt hatte, daß ich auf den Tag 25 Jahre alt war. Das geschah am 9. März 1925. In diesem Haus war ich auch dabei, als Musikdirektor Strecker im neu-aufgezogenen Hauptlehrer Karl Lämmermann einen zielstrebigem Nachfolger und Chormeister erhielt, der freilich von uns Sängern vermehrten Einsatz abforderte.

Wie wenig Rang- und Standesunterschiede im freisinnigen Ebingen galten, mag folgender Fall beweisen. Unter meinen Viertkläßlern war einer, dessen Mutter ich riet, ihn wegen seiner Begabung und seiner Leistungen beim Gymnasium anzumelden. Der junge Rentschler fiel bei der Aufnahmeprüfung durch und zwar in Mathematik, seinem besten Fach. Ich konnte mir das Versagen nicht erklären und suchte den Leiter der Schule, Herrn Studiendirektor Kieffner, auf. Dieser handigte mir ohne weiteres die Rechenarbeit des Schülers zur Einsicht aus. Es ergab sich, daß der Prüfer nach der Regel „Alles oder Nichts“ gearbeitet hatte. Alle vier Aufgaben standen dicht vor der Lösung, aber diese fehlte. Die Arbeit hätte mindestens ein „ausreichend“ verdient. Der Schüler wurde auf Probe aufgenommen, die er sicher bestand.

Die Bürger, nicht die Bürgerinnen, waren politisch aufgeschlossen. Die freisinnige Volkspartei der Demokraten herrschte vor. Namen wie Ostertag, Payer, Liesching und vor allem Conrad Haußmann besaßen noch Glanz. Daneben war die SPD stark, etwas schwächer die bürgerliche Rechte und das Zentrum. Die Kommunisten waren mit zwei Sitzen im Stadtparlament vertreten. Genosse Fridolin Reiber war der Gemäßigtere. Mit dem „wildem“ Parteimann Reinhold Gonser habe ich manchen Disput ausgefochten. Aber auf dem Rathaus konnten die Stadträte jener Zeit noch versöhnlich beraten. Deutlicher und alltäglicher erschienen die Gegensätze zwischen links und rechts in den beiden Tageszeitungen, dem Alten und dem Neuen Albboten. Der Neue war der umfangreichere und auflagenstärkere Widerpart. Wenn dann noch der alte Demokrat und Haudegen Standenmaier als Schriftleiter des Neuen seinem Grimm gegen die Rechtsstehenden die Zügel schießen ließ, fehlte es nicht an Salz und Pfeffer. Er verspottete den Konkurrenten, der seine Weisheit „quadratmeterweise“ von auswärts beziehe und brachte nach einem Verkehrsunfall des gegnerischen Schriftleiters die Notiz, daß ein Motorradfahrer, namens Domo-Selß in der Sonnenstraße vom Rad gestürzt sei. Noch ein Wort zum Verhältnis zu den Nachbarstädten Balingen und Tailfingen. Durch seine günstigere Lage hatte Balingen zum Amt das Oberamt bekommen und Ebingen trotz dessen Größe sein Amt verloren. Ein Ebinger Bürger quittierte den Verlust mit den Worten: Leant ao de Balenger dees Oberamt, suscht hont se gar noez mae! Die Bizerbawerke waren damals noch nicht so groß wie heute. Belustigt sah man hierzulande zu, wie die Tailfinger alles versuchten, um Ebingen einzuholen oder gar zu übertreffen. Mochten sie ruhig Truchteltingen vereinnahmen, um damit die 10 000-Einwohner-Grenze zur Stadt zu erreichen. Heute ist mir noch unerklärlich, warum eine Mehrheit der selbstbewußten Tailfinger den Zusammenschluß zur Albstadt betrieb, bei dem doch ihre Stadt auf den zweiten Platz kommen mußte.

Heute kann ein Lehrer, wenn er nicht gerade Schulleiter ist, seinen Wohnsitz an jedem beliebigen Orte aufschlagen, wenn er nur wie die Schüler mit der Schulklänge im Hause ist. Frü-

her bestand die sogenannte Residenzpflicht. Man mußte im Dienstort wohnen. So lernte man Land und Leute viel besser und schneller kennen. Bei mir kam noch ein weiterer Grund hinzu. Nachdem ich die Hälfte der großen Klasse auch im 6. und 7. Schuljahr bis zur Schulentlassung weitergeführt hatte, verschlug es mich ans 3. und 4. Schuljahr, auch zu Knaben, die damals im Mädchenschulhaus etwas Neues waren. Nun ist Heimatkunde in diesen beiden Jahrgängen ein wichtiges Fach. Der Schüler soll seine Heimat in all ihren Bezügen kennen lernen und dadurch auch die Voraussetzung für den Realunterricht der weiterführenden Schulen in Erdkunde, Geschichte, Gemeinschaftskunde, Biologie und Naturlehre mitbringen. Daneben hatte ich dieses Fach auch an der Rektoratsklasse zu übernehmen. So kam ich auf 9 Stunden Heimatkunde die Woche. Äußere Anlässe genug, die Stadt Ebingen mit Umgebung, den Kreis Balingen gründlich zu „erlernen“.

Ich stützte mich auf den Ebinger Stadtplan, auf die Karten 1:25 000 mit Höhenlinien und Bezeichnung der Fluren, Gewanne und Wälder, vor allem aber auf das schon genannte blaue Buch der Heimatchronik unseres Lehrerpatriarchen G. F. Hummel, der wiederum so viel den Aufzeichnungen des Bleichers Jerg verdankte. Dazu kamen Gänge und Wanderungen. So ergab sich z. B. ein Bild der Rulamann-Steinzeitmenschen, die vielleicht in der Heidensteiner Höhle über dem Klarahof oder in der Hexenküche unter dem Schloßfels gehaust hatten, eine Vorstellung von den Kelten der Bronze- und Eisenzeit aus ihren Grabbeigaben des Degerfeldes. Später kam Ebo, der Alemanne mit den Seinen über den zertrümmerten Limes der Römer ins Zehntland und ließ sich im Tal der Schmeie mit seiner Sippe nieder, von den Stammesgenossen, die Eboinger, Ebinger genannt. Die Martinskirche legt Zeunis ab von der Christianisierung. Das Dorf Ebingen trat ins Licht der Geschichte, als es **ummauerte Stadt** geworden war. Im Heimatmuseum lernten wir die vielfachen Hantierungen und Geräte der mittelalterlichen Gerber, Färber, Weber, Fuhrleute kennen. Wie oft bin ich mit Klassen um das **Hufeisen** der Altstadt mit ihren engen Gassen, kleinen **Plätzen** und bescheidenen Häuslein herumgelaufen und habe den Standort der abgebrochenen Türme und Tore festgestellt. Sagen vom Siebenkreuzlesfels, vom Schuhmacherfels über dem Leuzentäle rundeten das Bild. Kriege, Brände und Erdbeben kennzeichnen die neuere Zeit. Das schmucke Rathaus entspringt einem solchen Brand in der Marktstraße. Zu meiner Ebinger Zeit redete man noch viel vom Truppenübungsplatz Heuberg und ob es klug war, das Ebinger Gebiet an den Staat zu verkaufen. Ich wanderte mit meinen Schülern über das nach dem ersten Weltkrieg wieder frei gewordene Gelände zum kleinen hohlen Felsen, über den großen hohlen Felsen zum Punkt Dreibahnmarken, an dem neben Gemeinden drei Länder zusammenstießen, nämlich Württemberg, Baden und Hohenzollern. Dort betrachteten und untersuchten wir den großen Grenzstein, und ich erzählte, daß man früher den Jugendlichen den Kopf gegen die Steine gestoßen habe, damit sie sich den Standort des Steins einprägten. Einen Beweis für den hohen Stand des Gewerbes und der Industrie des Ebinger Raumes erbrachte die Ausstellung von 1925. Ein Teil des Holzes der Ausstellungskioske wurde zum Gerippe des Waldheimgebäudes.

Die Stadt wuchs auch durch Zuzug aus benachbarten Höhenorten. Die Dreitälerstadt zog sich noch mehr in die Länge. Dann begannen die Häuser an den Hängen hochzuklettern. Die Herrschaftshäuser der Bitzer Steige mit ihren Stützmauern hatte man hingenommen. Aber als dann Einzelne wagten, am Schloßberg zu siedeln, wo die Wohnungen von der Kellenburg

## In memoriam Fritz Scheerer



Am 26. September d. J. verstarb das Gründungsmitglied der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen, Rektor i. R. Fritz Scheerer. Seine Leistungen im öffentlichen Leben Balingens und in der heimatkundlichen Forschung wurden in der Tagespresse gewürdigt. Die Heimatkundlichen Blätter haben ihm besonders viel zu verdanken: er hat sie mitbegründet, war von 1973 bis 1984 ihr verantwortlicher Redakteur und hat seit ihrem Bestehen von 1954 an mit über 230 Beiträgen aus seiner heimatkundlichen Forschung auf den Gebieten der Geschichte, der Biologie, der Geologie und der Mundart ihren Inhalt wesentlich mitgeprägt.

her nur durch Treppen und steile Fußpfade zu erreichen waren, wunderte man sich doch. Dabei hatten es zu jener Zeit die neuen Hausbewohner nicht so schön und bequem wie die heutigen, die fertige Straßen, Gehwege und Straßenlampen vorfinden. Damals setzte man die Häuser in den Dreck, und dabei blieb es jahrelang. Davon kann ich ein Liedlein mit mehreren Strophen singen. Wir Bewohner der Mühlesteigstraße benützten die Schwellen des vorbeifahrenden Schellenmatheis, oder wir lagerten Hilfsschuhe am äußersten Haus der Schmichastraße. In der äußeren Mehlbaumstraße feierten wir ein Fest, als wir endlich eine Gaslaterne erhielten und den Dreck und die Schlammputzen auch bei Nacht sehen und ihnen ausweichen konnten. Schließlich schüttete die Stadt an einer Straßenseite einen Kieswall auf.

Als ich als Vorsitzender der Neuhausbesitzer Oberbürgermeister Spanagel auf diesen Übelstand hinwies, meinte er, die Stadt könne nicht überall sein. Aber wo war sie denn damals? Damals war noch die Rede von der Selbsthilfe des **Fabrikanten Friedrich Haux**. Seine Villa war ihm zu klein geworden. Er setzte eine größere an ihre Stelle, nachdem er die kleinere über die Straße hatte wegrollen lassen. Als ich nach sechs Jahren mein Haus Mehlbaumstraße 134 verließ, lag die Straße immer noch im argen. Wie sich damals sogar auf den Hauptstraßen Schmutz und Matsch breit machten, möge folgende Szene zeigen. Ich befand mich mit einem Kollegen auf dem Heimweg zu unseren Häusern im Mehlbaum. Auf der Lautlinger Straße lagen Matsch und Straßenschmutz. Ein rücksichtsloser Autofahrer fuhr durch die Soße. Mein Kollege protestierte lauthals.

(Fortsetzung folgt)



# Die Stadt Balingen und die Verfolgung der letzten Räuberbanden Oberschwabens

Von Peter Seibold

Im Anschluß an den Artikel über den Hannikel in den Heimatkundlichen Blättern (7/34) möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Stadt Balingen bei der Verfolgung der letzten Räuberbanden Oberschwabens eine „unrühmliche“ Episode beitragen konnte. Meine Angaben nehme ich aus dem Buch „Der schwarze Veri und die letzten Räuberbanden Oberschwabens“ (Nachdruck eines Buches der Fürstl. zu Waldburg-Wolfegg'schen Bibliothek; Wangen 1977).

Das Wesen organisierter Räuberbanden, deren Anführer unter den Namen „der alte Brengener Seppel“ (Josef Lang), „der schwarze Veri“ (Xaver Hohenleiter) und „Schleiferstoni“ (Anton Rosenberger) bekannt und gefürchtet waren, dauerte in Oberschwaben noch bis in die Zeit der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

„Ende Mai 1819 wurde dem Untersuchungskommissär in Biberach eine große Anzahl Gauner und Verbrecher zugeführt. Am 25. Mai wurden neun Wagen voll und am 30. Mai sechs weitere mit verdächtigem Gesindel daselbst einge-

## Leser sollen zur Feder greifen

In dieser und den nächsten Nummern der Heimatkundlichen Blätter veröffentlichen wir Auszüge aus den Erinnerungen eines engagierten Pädagogen über die Jahre 1924 bis 1935. Wir würden uns freuen, wenn dieser Beitrag unsere Leser anregt, selbst zur Feder zu greifen und zu berichten, wie sie die bewegten Jahre vom Ersten Weltkrieg an bis zu den Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt, erlitten oder auch mitgestaltet haben. Geschichte, besonders die Heimatgeschichte, wird farbiger und anschaulicher, wenn sie sich nicht nur der Dokumente in Archiven und der Veröffentlichungen von Medien als Quellen bedient, sondern auch Erlebnisse und Sichtweisen einzelner Betroffener in ihre Darstellungen einbeziehen kann.

bracht. Kleinere Lieferungen folgten jeden Tag und schließlich belief sich die Zahl der Verhafteten auf 73. Diese Einlieferungen boten den Bewohnern Biberachs immer ein ganz eigenartiges Bild. Fast durchaus waren die Gauner von großer kräftiger Gestalt mit sonnenverbrannten Gesichtern, langzottigen Haaren und düsterem, unheimlichem Blick. Die verdächtigsten von ihnen waren immer an Händen und Füßen gefesselt und von Militär zu beiden Seiten bewacht. Größere Transporte waren von einer starken Abteilung Infanterie und Reiterei begleitet.

Immer wieder kam es zu Ausbruchversuchen; der nachfolgend geschilderte fand dann bei Balingen ein vorläufiges Ende. „Der vierte Ausbruch wurde wieder von Josef Lang gemeinschaftlich mit Franz Merkle und Sebastian Kellermann, welche ebenfalls im weißen Turme in Haft waren, ausgeführt. Von der Wache waren den Gaunern drei Gendarmen bekannt, welche die Gefangenen in besonders fahrlässiger Weise bewachten. Sie warteten also, bis diese drei Gendarmen wieder die Wache ihres Gefängnisses übernahmen und kleideten sich dann schon abends 7 Uhr, es war am 7. April 1820, aus und legten sich zum Schlafen nieder. Zum Auskleiden wurden ihnen die Fußschellen abgenommen und wieder angeschlossen. Dieses Wiederanschließen wurde den Gaunern selbst überlassen, wobei sie ihnen die Schlüssel hinwarfen. Die Gauner haben nun die Hauben nur über einen Teil der Schellen

gethan und dann selbst die Kette an den Kloben geschlossen. Darauf legten sie sich nieder und deckten sich mit Teppichen zu. Die Gendarmen aßen zu Nacht, tranken noch ca. vier Maß Bier und waren nach zehn Uhr gut eingeschlafen. Als die Gauner sicher waren, daß keiner der Gendarmen mehr wach sei, entledigten sie sich still ihrer Ketten, erhoben sich von ihrem Lager und verließen lautlos ihr Lokal, welches sie verriegelten, so daß die Gendarmen eingeschlossen waren. Dann stiegen sie die Treppe hinab und öffneten mit dem mitgenommenen Turmschlüssel die Thüre. Außerhalb kleideten sie sich rasch an, halfen sich gegenseitig über die Mauer und nun ging es den Hirschgraben hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf. Jetzt waren sie im Freien. Wie sie verabredet hatten, trennten sie sich sofort, um besser durchzukommen.

Kellermann kam bis nach Straßburg, woselbst er sich für das französische Heer anwerben lassen wollte, als er aber erfuhr, daß Ausländer nicht mehr angenommen werden, kehrte er nach Breisgau zurück. Bald darauf traf er mit Franz Merkle, welcher den Namen Karl Braun aus Goldau führte und mit einem weiteren Vaganten Martin Kleinmann zusammen. Sie hatten die Absicht, miteinander nach Innsbruck zu gehen, und daselbst Soldat zu werden. Bevor sie aber diesen Plan ausführen konnten, wurden sie wieder von der Gerechtigkeit ereilt.

In der Frühe des 14. Mai 1820 kamen die drei Vaganten aus dem sogenannten Kesselwald bei Balingen, in welchem sie wahrscheinlich übernachtet hatten. Wie sie den Wald verlassen wollten, kam eine sechs Mann starke Streife daher, welche ihnen sofort „Halt“ zurief und da sie davoneilten, ihnen nachsetzte und sie schließlich einholte. Als die Gauner sahen, daß sie nicht mehr entinnen können, kehrten sie sich um und drangen sofort auf die Streife ein. Dem ersten Ankommenden, Schneider Gurte, wollten sie das Gewehr entreißen, als ein zweiter Streifer namens Christian Kohler herbeisprang und ihnen zurief, den Schneider gehen zu lassen. Sofort wandten sie sich nun gegen Kohler. Wie aber Gurte sein Gewehr freibekam, feuerte er sofort auf den höchstens zwei Schritte von ihm entfernt stehenden Kleinmann, welcher tödlich getroffen zu Boden stürzte. Merkle wollte mit einem großen Messer und seinem Stock dem Kohler beikommen, wurde aber von diesem ebenfalls niedergeschossen und als er sich wieder aufraffen wollte, von Gurte mit dem Gewehrkolben wieder zu Boden geschlagen. Kellermann, welcher sich an dem Kampfe nicht aktiv beteiligt hatte, setzte sich, nachdem er seine beiden Genossen liegen sah, auf den Boden und bat um Pardon. Darauf wurden alle drei Gauner auf einem Wagen in das nächstliegende Dorf Erlaheim verbracht, woselbst Kleinmann nach wenigen Stunden an der erhaltenen Schußwunde starb. Merkle war von drei Schrotten im Oberarm und von 26 Schrotten im Rücken getroffen, somit schwer verwundet. Kaum war er jedoch wieder hergestellt, als er aus dem Kriminalgefängnis in Balingen ausbrach und nicht mehr beigebracht werden konnte.

... Hier müssen wir noch einmal auf den Gauner Franz Merkle zurückkommen, welcher nach seiner Verhaftung durch die Binsdorfer Streifmannschaft in der Nacht vom 25./26. Mai 1820 aus dem Balingen Gefängnis ausgebrochen ist. Derselbe konnte trotz energischer Fahndung nicht mehr beigebracht werden. Dagegen wurden durch die Aussagen des verhafteten Gauners Freudenmuth drei schwere Verbrechen erhoben, welche von Frank Merkle in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johannes und drei weiteren Gaunern verübt wurden.“

Sebastian Kellermann entkam allem Anschein nicht. Sein Urteil ist bekannt. Der Kriminalsenat des K. Obertribunals setzte am 12./13. März 1824 folgendes Straferkenntnis fest, welches am 31. Dezember 1824 vom König im vollen Umfang bestätigt wurde.

„... gegen Sebastian Kellermann, genannt der Baste, wegen im Komplot verübter Widergesetzlichkeit und thätlicher Mißhandlung von Streifern, in Genossenschaft ausgeführter Diebstähle, Verbindung mit einer Gaunerbande und mit solcher verübter Raub- und schwerer Diebstahls-Verbrechen auf achtzehnjährige Zuchthausstrafe, auf dieselbe Züchtigung wie bei Ziffer 5 (auf eine während der nächsten vier Jahre jedesmal am 4. April zu vollziehenden Züchtigung mit zwanzig Stockstreichen) und auf das unter Strafdrohung zu erteilende Verbot, sich nach erstandener Strafe außer dem Ort Burgau und der Schultheißerei Hailtingen im Königreich betreten zu lassen.“

## Eiche

Quercus pedunculata – robur



Die Eiche ist einer der beeindruckendsten Bäume unserer Haine und Wälder, wird sie doch über 40 Meter hoch und erreicht ein gesundes Alter von über 1200 Jahren. Es soll über 200 Arten auf der Erde geben. Für uns ist die Sommer- oder Stieleiche die markanteste unter ihnen. Der mit einer tief gefurchten Rinde ausgestattete Stamm treibt knorrige Äste, die sich in ihren Zweigen eigenwillig gen Himmel recken. Nicht umsonst galt dieser Baum bei vielen Völkern (Perser, Griechen, Römer, Germanen) als heilig. In Eichenhainen feierten die Germanen ihre Gottesdienste. Das harte, widerstandsfähige Holz war zu allen Zeiten sehr begehrt. Die Rinde enthält Gerbsäure und wurde zum Gerben von Leder verwendet. Die Früchte (Eicheln) dienten zur Herstellung von Eichelkaffee und zur Schweinemast. Die Blätter wachsen ohne Stiel aus den Zweigen und sind mir ihren Einbuchtungen unverwechselbar. – Die Eiche ist einhäusig, aber getrennt geschlechtlich, d. h. männlich Blüten (hängend an Stielen) und weibliche Blüten (kurzgestielt mit Fruchtknoten) sind zwar auf einem Baum (einhäusig), aber getrennt.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 34

30. November 1986

Nr. 11

## Eberhard v. Wächter

von Walter Schnerring, Esslingen/Pädagogische Hochschule Ludwigsburg

Wußten Sie, daß einer der größten Maler der Goethezeit in Balingen geboren ist? Eberhard von Wächter, dessen 225. Geburtstag am 28. Februar gewesen wäre, ist 1762 in Balingen zur Welt gekommen. Sein Vater, später in Stuttgart geadelt, war damals junger Oberamtmann. Die Mutter stammte aus einer traditionsreichen Tübinger Professorenfamilie. Aus dieser Verbindung ging Eberhard als zweites von elf Kindern hervor. Als er vier Jahre alt war, zog die Familie von Balingen weg.

Mit elf Jahren, 1773, kam Wächter auf die Hohe Karlsschule, die Militärakademie des Herzogs Karl Eugen auf der Solitude. Nach der Grundausbildung sollte er sich als Jurist spezialisieren, doch: „ich las lieber Kunstbücher“. Gegen enorme Widerstände setzte er sich mit Hilfe seiner Lehrer und seines Onkels, Baron v. Wächter, der als dänischer Gesandter am Hofe in Stuttgart weilte, durch und fiel in Unnade. Die Ausbildung als Künstler (= Handwerker) bedeutete einen gesellschaftlichen Abstieg.

Ähnlich schwer hatte es Mitschüler Schiller, dessen Freundeskreis sich mit dem Wächters überschneidet: Wächter war mit Wilhelm v. Wolzogen, dem späteren Schwager Schillers, befreundet. Durch Freund Heideloff ist Wächter mit Dannecker, dem später größten deutschen Bildhauer seiner Zeit und Hetsch, dem späteren Hofmaler und Gemäldegaleriedirektor verbunden.

Also lernte Eberhard Landschafts- und Historienmalerei. Im Mittelpunkt stand Philosophie, außerdem Mathematik, Geographie, Geschichte, Literaturgeschichte, Ästhetik, Mythologie, Alte Sprachen, Italienisch. Die Zöglinge waren von der Außenwelt abgeschnitten, total kontrolliert. Der „undankbare“ Wächter stemmte sich gegen den Betrieb und brach vorzeitig ab.

### Mannheim

1784 folgte er der Anziehungskraft der kurpfälzischen Kunstsammlung Mannheim. Wieder vergleichen wir mit Schiller! Auf eigene Faust studierte Wächter dort in dem von Lessing, Schiller und Goethe gepriesenen Antikensaal mit Gipsgüssen (z. B. „Laokoon“), die den Menschen in tiefstem Schmerz zeigen. Dieses Erlebnis kündigt bereits die späteren Bildthemen Wächters an.

### Paris

1785 zog Wächter mit (dem späteren Verleger) Cotta nach Paris. Er erhielt Lob von Baron Gros, dem größten Schüler Jacques Louis Davids und durch die Akademie. David war soeben mit seinem „Schwur der Horatier“ zum „Messias“ der Revolution geworden. In dieser Zeit entstand unser Bildnis Wächters von der Hand der Ludwigsburger Malerin Ludowike Reichenbach, verh. Simanowiz. Es zeigt Wächter als kecken, aber auch verträumten Freund der Revolution mit trikolorer Hutschlaufe. Er kannte Marquis de Lacoste, dessen Frau eine Stuttgarterin war, und in dessen Salon auch Minister Necker, Wilhelm v. Humboldt, Madame de Stael und Bonaparte verkehrten. So wurde er zu einem Schüler des französischen Klassizismus.



Bildnis des Malers Eberhard Wächter, von Ludowike Simanowiz 1791 gemalt. 59 x 47 cm groß. Mit freundlicher Genehmigung der Staatsgalerie Stuttgart.

### Rom

Wie alle Künstler mußte auch Wächter nach Italien. 1792 zog er von Stuttgart über die Via Mala, Florenz nach Rom. Das Geheimnis der italienischen Kunst von Giotto bis Raffael erschloß sich ihm. Das Einfache, Ruhige und Große in Form und Empfindungen zog ihn an: die „maniera grande“. Sein Romerlebnis ist klassisch. Wie Schiller erkennt er das Ideal der Humanität, die sittliche Kraft der Kunst: „Oh, welch glücklichen Einfluß könnten die schönen Künste selbst auf unsere Moralität haben!“ Am liebsten wäre er, wie einst Fra Angelico, malend in ein Kloster eingetreten. Konsequenter sucht der Pietist stärkere kirchliche Bindung, wird katholisch und heiratet 1796 die siebzehnjährige Römerin Francesca Bandini, Tochter eines Kleinhändlers, die ihm treu blieb: „Das einzige Glück, das mir auf dieser Erde zu Theil wurde... da ist aber auch kein Hauch von Falschheit in dieser engelreinen Seele“.

Die wichtigste Künstlerbekanntschaft war Asmus Jakob Carstens. Durch ihn und den Bildhauer Berthel Thorwaldsen fand Wächter seine endgültige künstlerische Form. Der Karlsschüler Joseph Anton Koch lernte in Rom bei Wächter. Rom war Wächter sechs Jahre Heimat geworden. Mit dem Wegzug aus Rom war die Entwicklung des Meisters abgeschlossen.

1798 kam er kurz nach Stuttgart, wo er zwar einige Bilder verkaufte, doch zeichnete sich ein Leben in Geldnot ab. Man behandelte den katholisch gewordenen, armen Maler, auch in der Familie, schlecht. Doch erwähnt den inzwischen 42jährigen Schelling in einem Brief an Goethe!

### Wien

1799 siedelte er in das katholische Wien über, der Provinz entfliehend. Käufe durch seinen



Hiob und seine Freunde, Hauptwerk von Eberhard Wächter um 1824 gemalt. 194,6 x 274,5 cm groß. Mit freundlicher Genehmigung der Staatsgalerie Stuttgart.



Freund, Geheimrat von Uexküll, durch den Fürsten Esterhazy und Buchillustrationsaufträge des Verlegers Cotta hielten ihn knapp über Wasser. Wächter wurde väterlicher Mentor der Nazarener, besonders der „Lukasbrüder“ Franz Pforr und Friedrich Overbeck. Die Kunst der süddeutschen, katholischen Romantik ist ohne Wächters Vorbild nicht denkbar.

1808 plant er – durch die väterliche Erbschaft – eine Romreise, doch der Krieg hält ihn in Stuttgart für immer fest. Er mußte 1810 die Stelle eines Kustos für das königliche Kupferstichkabinett annehmen. Er stemmt sich gegen eine akademische Verpflichtung. Obwohl er sich für ungeeignet hielt, wurde er 1829 Kunstschuldirektor in Stuttgart. 1832 erhielt er den persönlichen Adel. 1836 wurde von der Staatsgalerie sein „Hiob“ angekauft. Mit seinem „Kahn des Lebens“ (1820) inspirierte er den Romantiker Ludwig Richter 1837 zu dessen Hauptwerk „Überfahrt am Schreckenstein“.

An das wenig geliebte Stuttgart als Direktor der Graphischen Sammlungen der Staatsgalerie gebunden (er sagte: „Ober-Hof-Kupferstich-Zusammenleger“), blieb Rom seine Sehnsucht. 1852 ist Eberhard von Wächter versöhnt und geehrt gestorben. Sein Grab kann noch heute auf dem Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof besucht werden.

Eberhard von Wächter

Zu seinem Hauptwerk: „Hiob und seine Freunde“ 1824, Öl/Lwd. 194,6x274,5 cm, Staatsgalerie Stuttgart.

Hiob ist in den Glaubensprüfungen alles ge-

nommen worden. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen...“. Nun wird er auch noch von seiner Frau gegen Gott aufgehetzt und wird mit Aussatz geschlagen. Er sitzt auf einem Aschenhaufen vor dem Gehöft. Seine drei Freunde kommen, ihn zu beklagen und zu trösten – „und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war.“ Vor dem himmelschreienden Schmerz verstummen alle in teilnehmendem Mit-Leid. Hiob läßt von Gott nicht ab.

Die Bildabsicht geht über den erzählenden Moment hinaus, wie die hebräische Inschrift in der Mauer rechts oben zeigt: „Der Name des Herrn sei gelobt“, und links unten: „Lib. Job, Capl I“. Damit ist das Ideal der geistigen Haltung des Dulders dargestellt. Vorbild im Dulden aber ist Christus selbst, der den Todes-schmerz für uns alle erträgt. Der gebildete Maler zielte schon bei der Bilderfindung 1793 in Rom auf das mittelalterliche Tugendbild der Geduld, „exemplum patientia“. Wächter hat sich mit dieser Bildidee mit Unterbrechungen 30 Jahre lang befaßt. Die Geduld hatte für ihn autobiographische Bedeutung wie viele andere seiner Bilder auch, in denen er die jeweilige eigene Lebenslage ins Ideal erhabt. So z. B. in seiner Stuttgarter Zeit: „Der verbrannte Ovid“, in dem der Künstler (Ovid) an rauhe Ufer verschlagen, in einsamer Sehnsucht nach dem verlorenen Rom sich in traurig-schönen Gesängen hingibt und dabei mißtrauisch von den heimischen Bauern bestaunt wird.

Dem „Schwur der Horatier“ des Franzosen J. L. David entspricht der „Hiob“ des Schwaben Wächter. Der extravertierten, heroischen Revolutions-Kampf-Gebärde dort entspricht hier die stille, introvertierte Größe des Sieges durch Geduld in Melancholie. Den erhabenen Ernst der einfachen, ruhigen und großen Form und Empfindung gewinnt der Maler aus der Anschauung der italienischen Kunst. So erinnert die Gestalt Hiobs stark an den schlafenden Joachim in der Arenakapelle in Padua von Giotto und sein Haupt an den Kopf des Petrus aus der „Befreiung“ in den Stanzenfresken des Raffael in Rom.

Die Figuren wirken reliefhaft aufgereiht vor einer mächtigen, reliefhaften antiken Idealar-chitektur, die das Bild in Rechtecke gliedert. Die drei frontal sitzenden Freunde bilden zur Profilfigur Hiobs einen rechten Winkel. Alles vermittelt Ruhe. Doch ist der Block der Freunde empfindsam differenziert: der jüngste, dem Leidenden Nächste wendet sich als Verbindungsfigur Hiob in offener Kleidung, Kopf- und

## Eberhard Wächter

In seine hohen Wände eingeschlossen,  
Mit traurig schönen Geistern im Verkehr,  
Gestärkt am reinen Atem des Homer,  
Von Goldgewölken Attilas umflossen:

Also vor seinen Tüchern unverdrossen,  
Fern von dem Markt der Künste, sitzt er;  
Kein Neid verlegt, kein Ruhm berauscht ihn mehr,  
Ihm blüht ein Kranz bei herrlichen Genossen.

O kommt und schaut ein selig Künstlerleben!  
Besuchet ihn am abendlichen Herd,  
Wenn diese Stirne, sich der Wunderschwinge

Des Genius erwehrend, sich nur eben  
Erheitert zu dem Alltagskreise lehrt,  
Den Weib und Kinder scherzend um ihn schlingen!

Beinstellung am stärksten zu. Der Mittlere verharret monumental eingeblockt (wie später der „Denker“ bei A. Rodin). Der Entfernteste schließt den linken Bildrand bergend ab und eröffnet eine Blickdiagonale zur Hauptperson hin, die durch seine Haltung und die Gewand-falten unterstützt wird.

Auch die stumpfen, schwermütigen Farben lassen sich den aggressiven Fahnenfarben des J. L. David in den „Horatiern“ entgegensetzen. Diese Umsetzung antiker Motive des Klassizismus in christliche Themen ließ Wächter zum Vorbild der „Nazarener“ werden.

### Literatur:

- Boetticher, F., Malerwerke des 19. Jahrhunderts, Bd. II, 2, Dresden, 1901, S. 957 f.
- Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 40, S. 431-34
- Das Kunstblatt, Beilage zum Morgenblatt für gebildete Stände, 1826, S. 66/67
- Ed. Mörike, Ges. Werke, Hg. Harry Maync, H.A. Leipzig, 1914, Bd. I, S. 115
- Staatsgalerie Stuttgart, Katalog 19. Jahrhundert.
- Köster, P., Eberhard Wächter, Diss., Bonn 1968
- Haakh, Ad., Beiträge aus Württemberg zur neuen Deutschen Kunstgeschichte, Stgt. 1863, S. 313-84, (Wächters Briefe)
- Reber, Fr., Geschichte der neueren deutschen Kunst, Stgt. 1876, S. 124-28
- Schmid, Max, Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1904, Bd. I, S. 123/4.

## Ein Junglehrer erlebt Ebingen in den Jahren 1924 – 1935

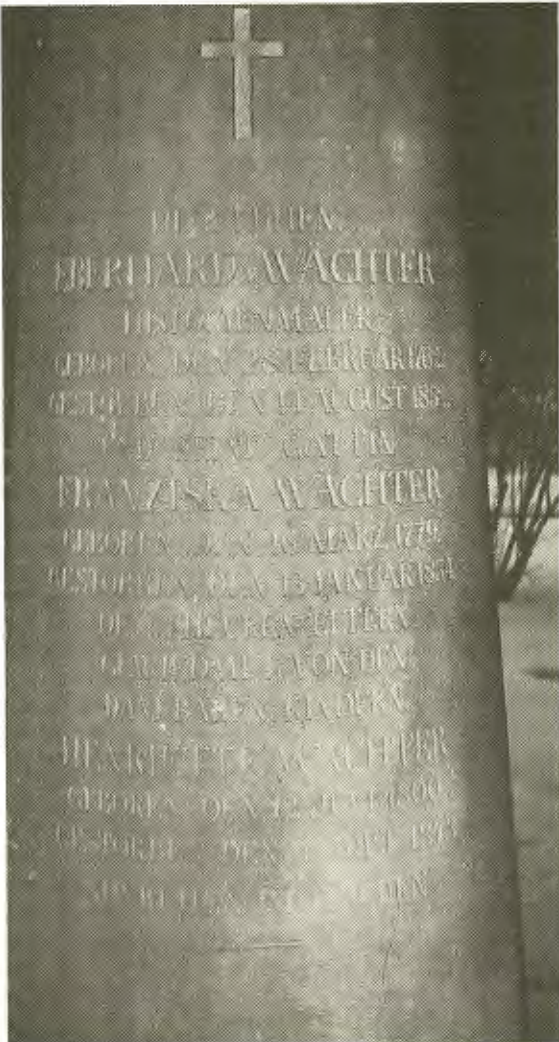
von Karl Maier (Fortsetzung)

### Dem Unheil entgegen

Meine letzten Ebinger Jahre waren getrübt und endeten mit dem schmerzlichen Wegzug. Die Ebinger Stationen verliefen im Anfang glücklich. Ich hatte nichts unternommen, um nach Ebingen zu kommen, ich habe nichts unternommen, um in Ebingen zu bleiben, aber ich tat alles, um in Ebingen mein Glück zu machen. Ich legte 1926 meine 2. Dienstprüfung ab, mit meinem Freund Fritz Hering zusammen. Ich heiratete im November 1927, nachdem in der äußeren Mühlesteigstraße eine Wohnung für Eheleute zu bekommen war. Ich zog nach zwei Jahren aus dieser Wohnung aus, nicht weil meine Frau und ich an der Nordseite des Hauses mit dem großen Fenster im letzten Haus in der Reihe mit Blick gegen Truchelfingen und den Taifinger Spalt den eisigen Winter von 1928/29 erlebt hatten, wo die Tinte in meinem Schreib-tisch gefror; sondern weil der Hausbesitzer über uns einen Wohnstock aufsetzte und ein Neubau uns die Aussicht verbaute. Eine andere für uns erschwingliche Wohnung in der Schützenstraße mit Gasbeleuchtung im Schlafzimmer war zu erhalten. Da hörte ich, daß der

Ebinger Siedlungsverein in den äußeren Mehlbaumstraße eine Anzahl Doppelhäuser erstelle. Ich suchte Gewerbeschulrat Euchner, den Geschäftsführer des Vereins, auf und erhielt eine Wohneinheit zugewiesen. Die Bedingungen: 13 500 Mk. Baukosten, 3500 Mk. Anzahlung. Vater und Schwiegervater ließen ihre Kinder nicht im Stich und streckten vor.

Im Herbst 1929, an einem Regentag, zogen wir in die Mehlbaumstraße 134 ein. Das Haus kam mit Verbesserungen und Einbauten auf 17 500 Mk. So war ich fast über Nacht von der Ebinger Wohnungsnot befreit, zum Hausbesitzer aber auch zum schwerbelasteten Schuldner geworden. Wir jungen Leute taten, was zu tun war. Wir richteten uns ein, verwandelten einen Acker in Hof und Garten, vermieteten das Balkonzimmer, sparten und zahlten und freuten uns unseres Besitzes. Der erste Riß durch das Einvernehmen des Ebinger Volksschul- und Mittelschulkollegiums entstand durch einen Rektorenwechsel, der sogar den Landtag beschäftigte. Es war ungewöhnlich, daß eine Behörde den deutlich ausgesprochenen Wunsch der Lehrkräfte übergab und den Minderheits-



Grabstein Eberhard Wächters auf dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart: „Hier ruhen: Eberhard v. Wächter – Historienmaler – geboren den 28. Februar 1762 – gestorben den 14. August 1852 – und seine Gattin – Franziska Wächter – geboren den 16. März 1779 – gestorben den 13. Januar 1854 – Den theuren Eltern gewidmet von den dankbaren Kindern – sie ruhen in Frieden“. (Daneben befindet sich der Grabstein seines berühmten Onkels, Carl Eberhard Baron Wächter, der vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben worden war und als dänischer Gesandter seinem Neffen bei der Ergreifung der Malerlaufbahn geholfen hatte.)

Foto: Schnerring





Buchau



Weggental/Rottenburg



Owingen

Fotos: Wedler

## Die trauernden Frauen

Andachtsbild in verschiedenen Kirchen  
von Kurt Wedler

Christus, der auf seinem Weg nach Golgatha das Kreuz trägt, sieht die trauernden und klagenden Frauen stehen: Maria, Maria Magdalena, Maria Kleophas mit Johannes, wie etwa in Buchau, oder noch mit Maria Alphäus in Weggental bei Rottenburg (1440–50) oder mit der 6. Figur Maria Zebedäus in Owingen (um 1450). – Christus hält inne auf seinem Leidensweg und spricht zu den Frauen: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder“. Und doch ist diese Trauer berechtigt, denn hier wird ein Unschuldiger zum Kreuzestod verdammt.

Die Trauer kommt in der Buchauer Gruppe am stärksten zum Ausdruck. Der Schmerz läßt sich in den Gesichtern kaum deutlicher verwirklichen, wie es etwa der unbekannte Buchauer Meister um 1430 vollbrachte. Auch die Ohnmacht der Maria in der Owinger Weggentaler Gruppe verdeutlicht die Trauer sehr stark. In der Lorenzkapelle in Rottweil sind noch zwei Gruppen trauernder Frauen zu sehen: eine aus Eriskirch, die andere aus Roggenbeuren. Alle diese Gruppen wurden in der Zeit der Spätgotik gestaltet, also im 15. Jahrhun-

dert, einer Zeit reichen künstlerischen Schaffens (siehe Lorenzkapelle).

Der Reichtum der Kopftuchfalten und der Gewänder (hier vor allem Parallelfalten der Spätzeit) zeigt deutlich, wie das gestaltende Prinzip die seelische Haltung unterstreichen kann. Die Künstler bereichern das Ganze noch mit einer Fülle von Falten, die sich auf dem Boden ausbreiten (und ein Gehen unmöglich machen würden). Hier treten die typischen spätgotischen Faltenmotive auf: das Zangen- und Zipfelmotiv, die Tüte und die überhöhte Brücke, das Dreieck und der Umschlag, die Rolle und die Schlinge.

Auch diese trauernden Frauen waren Andachts-„Bilder“, vor allem in den Frauenklöstern und Wallfahrtskirchen, wie die Pietà, die Annaselbdritt, die Schutzmantelmadonna u. a. Hier tritt die Frau, und ganz besonders in den „trauernden Frauen“, als leidendes, passiv-aktives Wesen in das Christusgeschehen mit ein und dokumentiert ihre nicht unwesentliche Rolle im Erlösergeschehen der Menschheit.

kandidaten kürte. Nicht daß der neue Schulleiter sein Amt mißbraucht oder einseitig gebraucht hätte – das hätte sich das damalige Kollegium auch nicht gefallen lassen – oder daß man ihm die schuldige Autorität verweigert hätte. Das Vertrauen war erschüttert, der Argwohn griff um sich. Es bildeten sich zwei Lager.

Die frühere Vertrautheit des Lehrerzimmers verwandelte sich zum heftigen Debattierklub. Hier, wo meist nur junge und mittlere Jahrgänge die Pause zubrachten, war man sich z. B. über die Verurteilung des Krieges einig gewesen. Nun hörte man andere Töne. In der Stadt hatte sich ein Frontkämpferbund gebildet, der auch im Lehrerzimmer Verteidiger und Mitglieder fand. Die politische Lage veränderte sich nach dem Tode Stresemanns und Eberts. Die Reaktion gewann an Boden. Ohnehin taten die Justiz, die hohe Verwaltung, die Offiziere des Heeres, die Wirtschaftsführer in der Weimarer Republik nur widerwillig mit. Als nun die Regierung in entscheidenden Fragen hilflos versagte, Inflation und Arbeitslosigkeit der Millionen nicht zu verhindern vermochte, ver-

loren die Männer von Weimar allen Kredit und lieferten sich der bürgerlichen Opposition und später den Trommlern des Nationalsozialismus aus. Im Lehrerzimmer schieden sich die Geister an Remarques Buch „Im Westen nichts Neues“. Während die Weltkriegsteilnehmer im Anfang nur lachten, wenn Paul, der Neue, beim ersten Feuerüberfall die Hosen vollmachte und eifrig nickten: „Ja, so war's“, sahen sie jetzt darin eine unerhörte Herabsetzung der deutschen Soldatenehre. Ich hatte in dieser Übergangszeit einen festen Halt in der Wirtschaftswelt des deutschen Kaufmanns und Nationalökonomen Silvio Gesell aus St. Vith gefunden, der damals in Oranienburg bei Berlin lebte und 68jährig 1930 dort starb. Er suchte mit seinen Reformen die Freiheit mit der Gerechtigkeit zu verbinden.

Im Jahr 1929 begann die große Unruhe. Die Kabinette in Berlin wechselten in schneller Folge. Nach dem schwarzen Freitag begann der Run auf die Banken. Die Arbeitslosigkeit setzte ein. Die Männer in Berlin wurden immer hilfloser. Der Radikalismus peitschte das Volk auf.

Hitler pochte an den Toren. Die beiden Tageszeitungen der Stadt bekämpften sich immer wütender. Im Lehrerzimmer ging es jetzt rund. Es wurde heftig gestritten. Anschläge an der Wand lösten einander ab. Mal waren es Ausschnitte aus dem pazifistischen, „Anderen Deutschland“, mal stammten sie aus Streichers „Stürmer“. Neben dem wachsenden Heer der Arbeitslosen waren Geschäftsleute und Schuldner in besondere Not geraten. Besonders drückend war die Lage der Neubaubesitzer. Ihre Löhne sanken oft bis zum Stempelgeld, die Zinsverpflichtungen stiegen, das Gewicht der Schulden desgleichen. Da lud eine Gruppe von Tübingern ihre Balinger Leidensgenossen zu einer Aussprache ins Hotel Schiff. Ein Professor schilderte die Notlage der Neuhausbesitzer und empfahl zur Selbsthilfe den Anschluß an eine bereits bestehende Organisation. Wir Neuhausbesitzer kamen dem Wunsch der Tübinger Herren nach und gründeten in der Umgebung eine Reihe von Ortsgruppen. Wir beteiligten uns auch an einem Protestmarsch mit Kundgebung in Stuttgart. Unser Hauptziel, die Rückführung unserer Bauschulden auf den ursprünglichen Stand erreichten wir nicht, wohl aber einzelne Zahlungserleichterungen und Straßenverbesserungen. Wollten wir unser mühsam erworbenes Eigentum behalten, so blieb den meisten unter uns nur die Selbsthilfe übrig, nämlich rücksichtslos zu sparen. Wir schränkten unsere Lebenshaltung ein. Wir besuchten keinen Gasthof, es gab Kaffee ohne Zucker, Brot wurde im Küchenwunder gebacken, aus Vereinen wurde ausgetreten. Das Lehrerkränzchen wurde geschwänzt. Mit dem dabei Ersparten konnte ein Regenschirm angeschafft werden. Es nützte ja nichts, nur den Zins aufzubringen, dadurch verewigten sich die Schulden. Wir brachten es fertig, sechs Jahre lang jeden Monat 50 Mk. abzuführen, obwohl die Brünningschen Notverordnungen den Beamten wiederholt das Gehalt kürzten. Am 30. Januar 1933 trat das befürchtete und damals nicht erwartete folgenschwere Ereignis ein: Reichspräsident von Hindenburg machte seinen Frieden mit dem von ihm bis dahin verachteten Gefreiten und betraute Hitler mit dem Amt des Reichskanzlers und damit der Bildung einer neuen Regierung.

Am anderen Tag erblickte ich von einem Schulfenster aus zwischen der wehenden Hakenkreuz- und der schwarz-weiß-roten Fahne hindurch drüben am Fuß der Rathausarkaden einen Soldaten im Stahlhelm und zu seinen Fü-



Ben ein schußbereites Maschinengewehr. Jetzt wußte ich: Die haben die Macht und werden sie nicht so leicht wieder herausgeben. Hitler macht ernst! Ich hatte sein Buch gelesen, studiert, von einer Bekannten ausgeliehen. Für jeden, der lesen konnte, stand da klar drin: Der Franzose ist dekadent, der Deutsche als Hochrassiger braucht die Ukraine, wenn auch mit Krieg, der Gemeinschädling Jude muß ausgemerzt werden. Zunächst blieb es bei Äußerlichkeiten. Man begrüßte sich mit dem Hitlergruß in den Schulen und Amtsstuben. Nach der Wahl im März und dem Ermächtigungsgesetz brachte beinahe jeder Tag neue Schrecken. Wie reagierten die Bürger? Es war beinahe belustigend zu sehen, wie das Braun nun abfärbte. Da raunte einem einer mit hämischer Miene zu „denk nur, der trägt nun auch braun“, den man eine Woche später selber als Märzgefallenen sah. Ganz pfißig machte es ein Kollege. Er hatte sich lange Zeit als politisch Unentschlossener gebärdet. Als dann Braun große Mode wurde, entpuppte er sich als altes Parteimitglied. Er hatte mit Duldung der neuen Oberen das Parteiabzeichen auf der Innenseite seines Revers tragen dürfen. Als Anerkennung dieser mutigen Haltung gelangte er in den Besitz einer ständigen Lehrstelle in Ebingen. Später durfte er sich noch mit dem Titel Rektor schmücken.

Es gab aber auch Lustiges zu berichten. Wir bekamen in jenen Tagen Besuch vom Kollegen-ehepaar Engel und staunten, als uns an der Haustüre auf unseren Gruß hin der Hitlergruß entgegenschallte, wie wir zu hören glaubten. Denn als die Engels unsere verdutzten Gesichter sahen, wiederholten sie ihren Gruß. Und nun war deutlich zu hören: „Zwei Liter!“ Einer soll damals auf den Hitlergruß geantwortet haben: „Heil' du ihn, ich kann's nicht!“ In jenen Tagen ließen die neuen Herren ihren Haß an dem ihren Anschauungen abträglichen Neuen Albboten aus. Zunächst verboten sie ihn auf Zeit und dann, als die Leser ihm nach Wiedererscheinen die Treue hielten, unter nichtigen Gründen endgültig. Redakteur Mayer wurde abgeholt. Wir Altleser blödelten: „Wir wollen nicht Wille, wir wollen Wulle – du sollst Wille wullen und nicht Wulle wollen – Wulle Wille, nicht Wulle!“ „Wille“, so hieß das neue Parteiorgan. Es kam von Balingen in Gestalt des verwandelten Volksfreunds. Den Alten Albboten kassierte man bei der Gelegenheit mit.

Von beamteten Personen verlangte man den neuen deutschen Gruß auch im Privatleben. Man sah auf mich, man beschwerte sich über mich. Ich wich aus, benützte neue Schulwege, wechselte bei „Gefahr“ die Straßenseite, fuhr mit dem Rad, auf dem man ja die Hände am Lenker halten muß. Ein gewisser Herr Beck, politischer Leiter, hatte es auf mich abgesehen. Eines Tages lief ich mit einem Kollegen die Sonnenstraße stadteinwärts. Herr Beck kam. Ich sah ihn von weitem und hätte noch gut ausweichen können, unterließ es aber wegen meines Begleiters. Es kam, wie es kommen mußte. Herr Beck, der früher den Gruß kaum erwidert hatte, entbot gravitatisch den ihm gemäßen Gruß. Mein Begleiter tat etwas salopper dergleichen. Ich lüftete den Hut und sagte freundlich: Grüß Gott, Herr Beck! Die Folge: Eine weitere Vorladung und Mahnung auf dem Rektorat und eine Beschwerde und ein Drohbrief des Herrn Beck.

Eines Morgens erschien bei mir und einem anderen Kollegen in der Nachbarschaft die Polizei. Der Polizist sollte bei mir haussuchen. Wir waren Bekannte, und so begnügte er sich mit der Herausgabe der FFF-Vereinsunterlagen. Obenauf lag das Parteiprogramm der NSDAP, mit dem wir uns in letzter Zeit beschäftigt hatten. Ich fragte, ob ich es herausnehmen dürfe. Ich durfte. Vom Beamten ließ ich mir eine Bestätigung geben, daß wir am Weggehen verhindert waren. Denn an diesem Vormittag war auf dem Waldheim eine große Abschlußveranstaltung der Volks- und Mittelschule. Der Geschichtsunterricht war für ein Vierteljahr ausgefallen und hatte sogenanntem vaterländischen Unterricht Platz machen müssen. Geeignete Kriegsteilnehmer erschienen in den Klassen und berichteten, wie sie das Eisenerne Kreuz erworben hatten oder wie sie verwun-

det wurden. Wir zwei vom Mehlbaum traten nun verspätet zu unseren Klassen. Wir sahen besorgte Mienen, denn es hatte sich die Auffassung verbreitet, wir seien absichtlich ferngeblieben. Teilnahme an öffentlichen Kundgebungen wurde ganz groß geschrieben. Die Kleinsten durften den Massenveranstaltungen nicht fernbleiben. Ich hatte ein erstes Schuljahr und bat den Schulleiter um Befreiung von der Teilnahme an einer durch den Lautsprecher vermittelten Übertragung einer Führerrede. Der Rektor lehnte mit dem Hinweis ab, daß diese Stunde zu einer bleibenden Lebenserinnerung auch der Kleinen werden könne. Vielleicht behielt er recht, nur in einem anderen Sinne. Da standen nun die ABC-Schützen in der Turnhalle, eingekeilt zwischen Schülermassen, und verstanden kein Wort von den endlosen hohlen Phrasen und Drohworten. Immer wieder fragten sie, wann es denn aus sei und lehnten sich gegen mich. Geradezu peinlich lief eine hochpatriotische Aktion ab.

Natürlich wurde wie andernorts die schönste und längste Straße der Stadt, die Sonnenstraße, in Adolf-Hitler-Straße umbenannt. Aber man wollte mehr tun. Beim Stern wurde eine Hitlereiche gepflanzt. Das Spektakel ließ ich mir nicht entgehen. Unser Rektor hielt in Uniform die Weihrede. Selbstredend ließ der Redner den verlockenden Vergleich der tausendjährigen, knorrigen Eiche mit dem unzerstörbaren neuen Reich nicht aus. Als ich nach geraumer Zeit am Bäumlein vorüberkam, schien es mir sehr verändert. Ich fragte nach und erfuhr, daß es schon das dritte Bäumchen sei. Die anderen zwei seien draufgegangen. Unter der Hand erfuhr ich, sie seien von den abgehenden Gästen des Gasthofes Sternen totgebrunzt worden. Offenbar ohne jede böse Absicht. So eine Berieselung hält auf die Dauer der stärkste Baum nicht aus. Eins steht fest. Bald verschwand auch die letzte tausendjährige Eiche vor dem Gasthaus in Ebingen. Dann hätte man auch jenen Lehrer nicht aus der Schule verbannen dürfen, dessen Schüler bei der Prüfung auf die Frage, wie lange das Dritte Reich dauere, die Antwort gab: 100 Jahre. Er hätte mit der Ewigkeit antworten sollen. Wie schlimm wäre es dem Lehrer ergangen, wenn sein Schüler die Wahrheit gewußt und gesagt hätte: Nur 12 Jahre. Kollege Leibbrand täuschte sich gewaltig, als er nach der Auflösung des von ihm geführten Lehrervereins beim Weggehen meinte, jetzt werde wohl kein Lehrerverein mehr gebraucht werden, da alles oben entschieden würde. Zum Mitentscheiden brauchte man die Ortsverbände des NR-Lehrerbundes nicht, aber zur dauernden Beeinflussung und Betäubung. Die kleinen täglichen Nadelstiche verschmerzte ich allemal schnell.

Schlimmer trafen mich neue Bestimmungen und Ereignisse. Kalt ließ mich z. B. der Wunsch der neuen Obrigkeit, die Hausbesitzer möchten Fahnen zur Beflaggung ihres Hauses an nationalen Feiertagen anschaffen. Aber da kam die Bestimmung heraus, daß die erste ständige Lehrerstelle eine Dorfstelle sein müsse. Nun war Ebingen kein Dorf, sondern eine Stadt mit einer ausgebauten Oberschule. Mein Freund Fritz Hering, ich und noch ein dritter Kollege konnten also nicht in Ebingen bleiben, wir mußten auswärts eine Stelle suchen. Es zeigte sich nun bald, daß es für Parteileute und Parteigenossen Ausnahmen gab. Mich als verschuldeten Hausbesitzer traf diese neue Bestimmung doppelt schwer. Zudem trat noch ein Umstand erschwerend hinzu. Bis jetzt war ich auch als außerplanmäßiger Lehrstelleninhaber alle zwei Jahre in meinen Dienstbezügen aufgerückt. Das hatte nun ein Ende, wenn ich nicht im Laufe des Sommers 1935 ständig wurde. Ich wagte einen Besuch bei der Stuttgarter Schulbehörde. Dort warf man mir vor, ich hätte gegen die NSDAP gekämpft. Ich wollte richtigstellen, daß ich ebenso gegen den Kommunismus und gegen Brünnig für die Gesell'schen Reformen gekämpft hatte, da unterbrach mich der Amtsleiter: „Unsere Gewährsleute sind so gut, daß Sie nichts dagegen sagen können.“ Nun gab es noch den Weg, eine Dorflehrstelle in der Umgebung zu finden. So gelang meinem Freund Fritz später der Einstieg ins nahe

Truchelfingen. Mit dem Wagen legte er den Weg von diesem Dorf zum Haus seiner Schwiegereltern im Wiesental in Ebingen zurück.

Inzwischen rührte in Ebingen ein neuer Schlag an meiner Existenz. Ein Vater erklärte, seine Tochter nicht mehr zu mir in die Schule schicken zu können, und zwar wegen meiner politischen Einstellung. Dieser Vater war Ortsgruppenleiter und stellvertretender Oberbürgermeister der Stadt und alter Kämpfer von 1923 her. Es war gerade der Kollege, mit dem ich im Lehrerzimmer die heftigsten Wortgefechte ausgetragen hatte. Einmal war er sogar mit offenem Messer auf mich zugegangen. Die Kollegen sind dazwischen getreten. Nun aber hatte ich eine Mischklasse. Und der Vater eines anderen Schülers war ebenfalls alter Kämpfer. Dieser Kollege – wir kannten uns vom Lehrerverein her – sagte, er könne seinen Buben sehr wohl zu mir in die Schule schicken. Diese Aussage rettete mich. Beide Herren gingen dann bald als Schulleiter ab.

In Bitz wurde eine Lehrstelle ausgeschrieben. Ich bewarb mich. Die Strecke hätte ich mit dem Fahrrad bewältigen können. Nach einigen Wochen kam Schulrat Wüst von Balingen ins Haus. Er fragte mich, ob ich das Gesetz der Undurchdringlichkeit kenne. Ich bejahte. Er sagte, nach Bitz komme ein hundertprozentiger Nationalsozialist und ich werde nicht behaupten, ein solcher zu sein. Ich verneinte. Damals lagen schon erste Erfahrungen mit Nazis vor, und es verlautete höhererorts, eigentlich sei nur der Führer hundertprozentiger Nationalsozialist. Ich ging ins Lehrerzimmer und verkündete: Es gibt jetzt zwei Hundertprozentige, den Führer und den neu ernannten Hauptlehrer von Bitz. Die Behörde bot mir Winterlingen an. Ich mußte aber absagen, weil ich zwei Gesangsvereine hätte übernehmen müssen und ich damals an Heiserkeit litt.

So war ich auf die Stellen im Land und auf den Auszug aus meinem Hause eingeeengt. Diese Angebote waren damals dürftig. Zudem, so war zu hören, stritten sich die beiden ranghöchsten Amtsträger des Landes, Gauleiter und gleichzeitig Reichsstatthalter Murr und Kultusminister Mergenthaler um die Ehre der Ausfertigung der Urkunde. Es wurden nur zwei Stellen genannt: Erkenbrechtsweiler und Engelsbrand. Ich neigte zu ersterem, es liegt auf der Alb hinter dem Hohenneuffen. Aber da war der Gauleiter des NS-Lehrerverbandes Haber Ehrenbürger. So entschieden wir uns für das uns völlig fremde 720 Einwohner zählende Dorf im nördlichen Schwarzwald, sieben Kilometer von dem zugehörigen württembergischen Oberamtsstädtchen Neuenbürg und 13 Kilometer von der zu Baden gehörigen Goldstadt Pforzheim gelegen. Als ich Aussicht auf die dortige Schulleiterstelle fühlte, führte uns mein Freund Fritz mit seinem Wagen an einem Maiensonnntag hin.

Die Ernennungsurkunde von Stuttgart traf noch im selben Monat ein. Murr hatte gesiegt. Sein Name prangte auf der Vorderseite des Papiers vom 2. Mai 1935 neben dem eingepreßten Reichsadler. Wir setzten gleich den Umzugstag auf den 1. Juni fest.

Am Morgen dieses Tages schritt ich zum letzten Mal durch die jetzt leeren Räume unseres Hauses. Meine Frau und ich hatten immerhin sechs Jahre darin gewohnt. Unser erstes Kind war hier geboren worden. Jetzt war alles verpackt. Das war also das Ende. Meine Hoffnung, in dieser Stadt, im eigenen Haus endgültig Wurzel zu schlagen, hatte sich nicht erfüllen lassen. Aber die Tränen, die meine Frau beim Verlassen des Hauses vergossen hatte, durften mich erschüttern, aber nicht beirren. Hier in Ebingen hatte ich meine Lebenslinie gefunden. Ich nahm mir vor, ihr treu zu bleiben. Ich lief, den Möbelwagen einzuholen.

**Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.**

**Vorsitzender:** Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Redaktion:** Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 38.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 34

31. Dezember 1987

Nr. 12

## Bundespräsident Richard von Weizsäckers Ahnenn aus Ebingen und Umgebung

Von Günther Schweizer (Köln) und Walter Stettner (Ebingen)

Jeder von uns hat 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern und in der 10. Generation, wenn man sich selbst als 1. Generation nimmt, schon 512 Ahnen. Es ist daher kein Wunder, wenn die Tausende von Vorfahren, die ein Mensch in den höheren Generationen besitzt und die er bei fleißigem Nachforschen sogar namentlich ermitteln kann, eine breite Streuung in gesellschaftlicher, aber auch in regionaler Hinsicht zeigen. Dennoch ist es überraschend, daß unser Bundespräsident gleich drei voneinander unabhängige Wurzeln in Ebingen hat, daß sowohl seine Mutter wie auch sein Vater, dieser sogar zweimal, in je einer Linie Ebinger Handwerker des 16. und 17. Jahrhunderts zu Vorfahren haben.

Dies überrascht umso mehr, als einerseits die Ahnentafel (1) des Juristen und Diplomatensohns Richard von Weizsäcker in großen Teilen sozial hochrangige Familien (Akademiker, Beamte, Militärs) umfaßt – sein Großvater war königlich württembergischer Ministerpräsident, sein Urgroßvater ein bedeutender Theologe sowie Rektor und Kanzler der Universität Tübingen –, andererseits, weil aus dem alten Ebingen kaum bekannte oder gar berühmte Persönlichkeiten hervorgegangen sind (2). Das vorindustrielle Ebingen war eine kleine, unbedeutende württembergische Land- und Amtstadt, fernab der Hauptstadt an der Landesgrenze gelegen – schon Straßberg oder Lautlingen waren Ausland –, ohne den Vorteil überregionaler Durchgangsstraßen oder größerer Märkte. So ist auch die Zahl der Ebinger Bürgerkinder, die im 16. und 17. Jahrhundert die Universität besuchten, vergleichsweise gering (3).

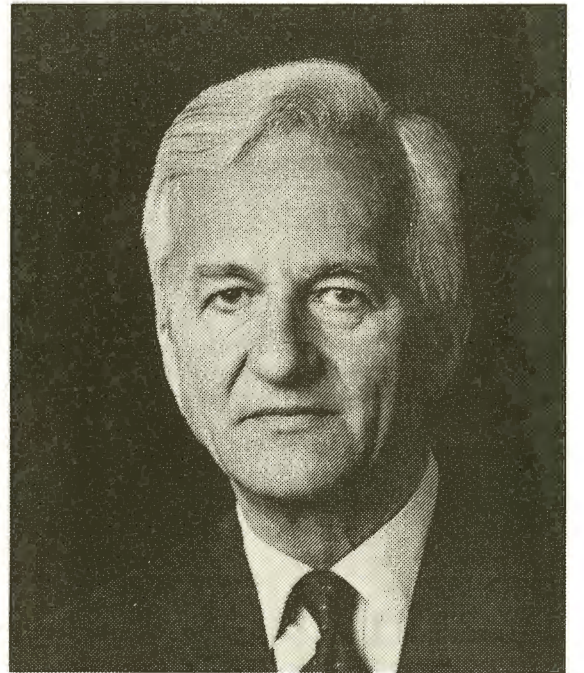
Betrachtet man die Linien, die von den Ebinger Familien Rominger, Krimmel und Rimelin (Rümmelin) – Namen, die jedem Ebinger vertraut klingen – zu Richard von Weizsäcker führen (vgl. Übersicht), so zeigt sich etwas sehr typisches: Der soziale Aufstieg vom kleinstädtischen Handwerker oder Krämer geschieht über Söhne, die nach draußen gingen, studierten und es mit dem zähen Fleiß, den ihre karge Heimat und ihre Familien ihnen mitgegeben hatten, es „zu etwas brachten“, sei es als Pfarrer (so in der Linie „Rominger“ über 6 Generationen hinweg), als herzoglich württembergische oder in anderen Diensten stehende Beamte (Linie „Krimmel“ über 6 Generationen) oder als Hochschullehrer und Staatsdiener (Linie „Rümmelin“). Daß dabei nicht nur die Söhne eine Rolle spielten, sondern auch der „Partie“, die die Töchter machten, eine ebenso große Bedeutung zukommt, geht aus den Abstammungslinien (vgl. Übersicht) klar hervor.

Wenn hier zunächst die drei Familien Rominger, Krimmel und Rimelin (Rümmelin) als nächste Ebinger „Verwandte“ des Bundespräsidenten genannt wurden, so beschränkt sich dessen, wenn auch ferne Ebinger Verwandtschaft keineswegs auf diese. Denn die an der Spitze der dargestellten Abstammungslinien genannten Ebinger Bürger hatten Ehefrauen, Eltern, Schwiegereltern, Großeltern, alle wiederum Vorfahren Richard von Weizsäckers, fast alle wiederum aus Ebingen oder der näheren Umgebung. Der Ebinger Horizont war auch in genealogischer Hinsicht zwangsläufig enger – geheiratet wurde innerhalb Ebingens, sieht man von wenigen Ausnahmen ab.

So kommt es, daß nicht nur die drei genannten, sondern eine ganze Reihe von „uralten“ Ebinger Familien in den höheren Generationen der Ahnentafel Richard von Weizsäckers auf-

treten (4). Die *Rominger* sind als „Roming“ schon 1411 in Ebingen nachzuweisen. Die *Krimmel*, ein ursprünglich in Truchteltingen wurzelndes Müllergeschlecht, werden dort erstmals 1437, in Ebingen um 1520 genannt. Der erste *Rimelin*, ein Metzger, der – wohl mit Viehhandel – viel Geld verdiente und 1545 zu den 25 reichsten Männern des damaligen Württemberg gehörte, zog um 1520 nach Ebingen. Hinzu kommen, wie unten nachgewiesen, die *Rieber* als das älteste noch blühende Ebinger Geschlecht, das der Stadt mehrere Schultheißen stellte und schon 1340 hier genannt wird. Auch die *Streich*, ursprünglich „Strich“, treten wenig später, 1348, in das Licht der Ebinger Stadtgeschichte. 1411 werden erstmals die *Blickle* genannt, eine Familie, der einer der frühesten Juristen der Universität Tübingen, Konrad Blicklin gen. Ebinger (um 1460–1534) entstammte (5) und die sich später vor allem in Bitz und dann auch in Tailfingen ausbreitete. Zahlreich waren schon im alten Ebingen die Vertreter des Namens *Beck*, deren erster 1429 in Ebingen genannt wird. Der Stammvater der *Landenberger*, (6) Stoffel (Christoph), wird 1536 in Ebingen erwähnt, der erste Vertreter der Familie *Narr* um 1525, der erste *Hecklin* 1535, der früheste *Geiger* 1568, der erste *Schempp* 1545. Um 1520 werden Bläsi und Jacob Cuontzelman als erste Vertreter des Geschlechtes *Konzelmann* (7), das auch in den oberen Talgemeinden sehr verbreitet war und ist, in Ebingen erwähnt. Im Mannesstamm ausgestorben sind die Ebinger *Datt*, die aber schon im 14. Jahrhundert zu den bedeutendsten und reichsten Familien der Stadt gehörten (8). Woher die einzelnen Familien zugezogen waren, ist meist nur dann festzustellen, wenn in den Heiratseinträgen des 1565 beginnenden Ebinger Kirchenbuchs der Herkunftsort genannt ist; so kommen die *Letsch* aus Neufra, die *Faigle* aus Melchingen, die *Teufel* aus Tuttlingen, wo sie schon 1459 genannt werden (9). In der Reichstadt Reutlingen sind die *Ziser*, ein reiches Papiermachergeschlecht, beheimatet. Ein echter „Fernwanderer“, also die Ausnahme von der Regel, war Laurenz *Guldin*, von dem es im Totenbuch 1593 heißt: „ein 70jähriger Mann, auß Sachsen birtig“ (gebürtig).

Um die angedeuteten Zusammenhänge zu belegen und um vielleicht weitere familienkundliche Forschungen im Ebinger Raum anzuregen, seien im folgenden die Vorfahren der direkten Ebinger Weizsäcker-Ahnenn (vgl. Übersicht) aufgeführt. Um die Darstellung übersichtlich zu halten, wird dabei das gängige Verfahren der Ahnenbezifferung gewählt, bei dem die Bezugsperson die Nr. 1, deren Eltern die Nummern 2 und 3, die Großeltern 4, 5, 6 und 7, usw. erhalten, so daß die Männer, abgesehen von der Nr. 1, jeweils gerade Zahlen, deren Ehe-



frauen die um 1 vermehrte ungerade Zahl erhalten, wobei sich die Nummer des Vaters immer durch Verdoppelung der Kennziffer des Kindes ergibt. Die Abkürzung E. steht für Ebingen; die Generationen sind durch Striche getrennt. Quellen sind die Ebinger und Bitzer Kirchenbücher und für die Zeit vor 1600 das von Walter Stettner erarbeitete „Einwohnerbuch der Stadt Ebingen“ (10).

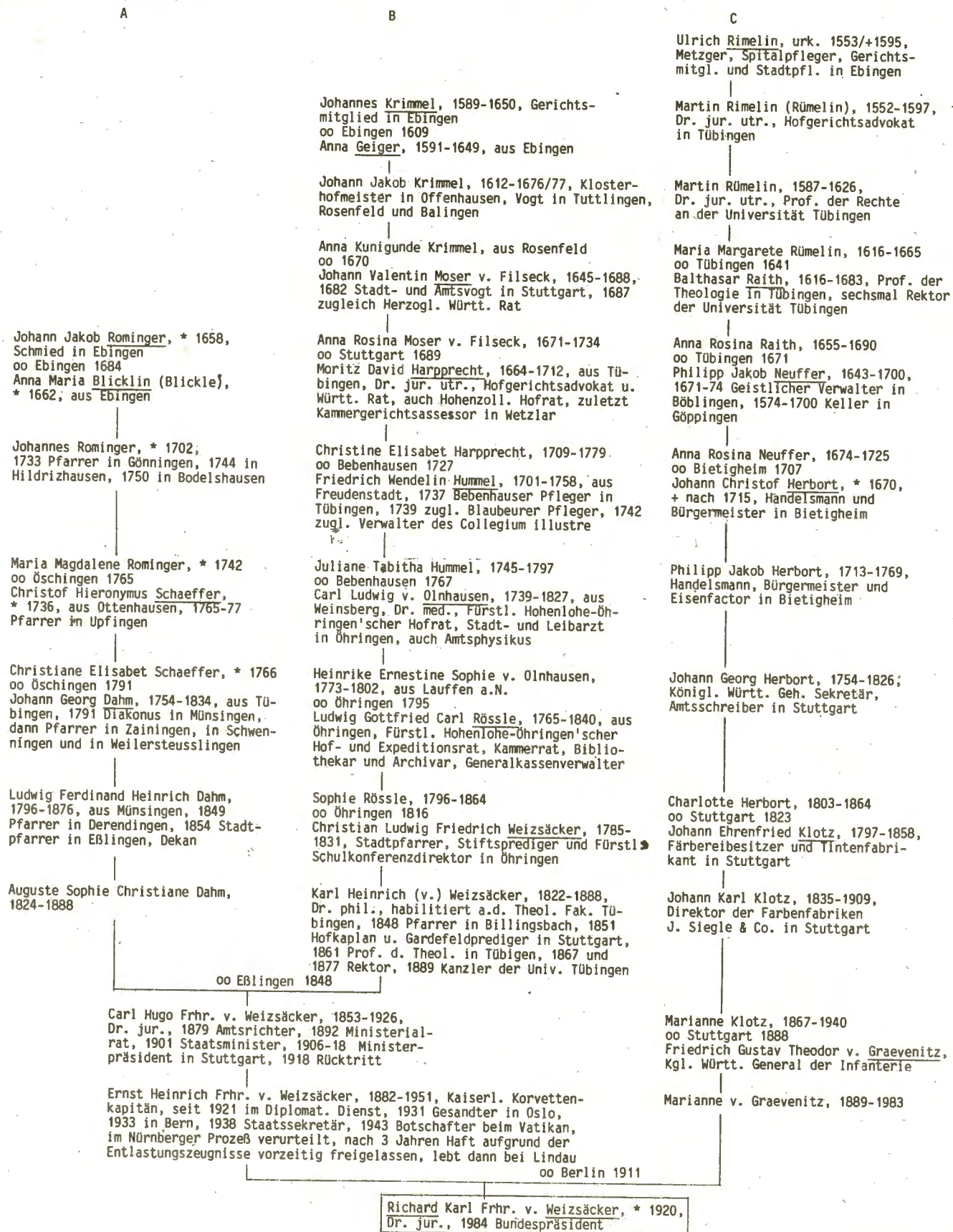
A. Ahnenliste des *Johannes Rominger* (Weizsäcker-Ahn 150)

- 1 *Rominger*, Johannes, \* E. 1. 8. 1702, † Bodelshausen 7. 1. 1762; 18. 11. 1718 immatr. in Tübingen, dort 29. 10. 1721 Mag., 1733 Pfarrer in Gönningen, 1744 in Hildrizhausen, 1750 in Bodelshausen; oo Gomaringen 30. 7. 1733 Maria Margarete *Wucherer*, Witwe des Johann Friedrich *Fellner*, Pfarrer in Honau
- 2 *Rominger*, Johann Jakob, \* E. April 1658, † 25. 9. 1713, Schmied in Ebingen; oo E. 6. 5. 1684
- 3 *Blicklin* (Blickle), Anna Maria, \* E. 8. 5. 1662, † ....
- 4 *Rominger*, Hans, \* E. 23. 10. 1628, † 14. 11. 1713, Schmied, Bürgermeister und Spitalpfleger in Ebingen; oo E. 31. 5. 1657
- 5 *Letsch*, Anna Barbara, \* E. 26. 12. 1636, † E. 28. 3. 1690
- 6 *Blicklin*, Matheis, \* Bitz 11. 8. 1629, † E. 25. 2. 1680, am Lungenhusten; Biersieder und Bäcker in Ebingen; oo E. 21. 10. 1656
- 7 *Streich*, Lucia, \* E. 17. 10. 1637, † 17. 12. 1727
- 8 *Rominger*, Lorenz, \* E. 12. 12. 1594, † E. 21. 2. 1637; „ein Soldat, welcher die Ehe zu Gunzenhausen hat machen lassen“; oo Gunzenhausen um 1619
- 9 N. Anna (oo II. E. 12. 2. 1643 Hans *Wolfer*, Schmied in Ebingen)
- 10 *Letsch*, Hans, \* E. 18. 2. 1609, † E. 16. 11. 1670; Fuhrmann in Ebingen; oo E. 30. 1. 1632
- 11 *Beck*, Anna, \* 24. 5. 1603, † E. 27. 9. 1678
- 12 *Blicklin*, Hans, † Bitz 25. 9. 1678; 1633–76 Dorfvoigt in Bitz, hat 1649 den Erblehenhof der Ebinger Nikolauskaplanei in Bitz inne, ist 1662 einer der steuerpflichtigen Hausbesitzer in Bitz (11); oo E. 26. 6. 1627



- 13 *Landenberger*, Katharine, \* E. 7. 8. 1607, † Bitz 12. 9. 1690, „in das 4te Jahr aberwitzig gewesen“
- 14 *Streich*, Hans, gen. „Boßle“, \* E. 7. 10. 1599, † E. 21. 2. 1686; Krämer in Ebingen; oo E. 24. 5. 1624
- 15 *Rominger*, Anna, \* E. 20. 2. 1603, † E. 6. 8. 1686
- 16 *Roming*, Hans, \* um 1552, † E. 16. 10. 1612, 60 J., „lange bettlägerig“; oo E. 6. 4. 1573
- 17 *Guldin*, Juliane
- 20 *Letsch*, Hans, gen. „Wagenhans“, \* um 1565, aus „Neuffren“, † E. 18. 11. 1635; oo E. 5. 11. 1604
- 21 *Hecklin*, Apollonia, \* E. 21. 8. 1573, † E. 24. 12. 1629
- 22 *Beck*, Michel, \* E. 21. 11. 1567, † 21. 10. 1635; oo E. 28. 11. 1597
- 23 *Schempp*, Maria, \* E. 30. 8. 1577, † E. 25. 2. 1567
- 24 *Blicklin*, Hans, gen. „Martinshanse“ oder „Martins Sohn“, urk. 1597/1635 in Bitz; 1597/1603 in den Musterungslisten genannt, 1604/31 vielfach Pate in Bitz; 1626 unter den 24 steuerpflichtigen Bürgern von Bitz, hat 1626 für 5 Zugpferde Kernensteuer an die Stadt Ebingen zu entrichten (11); oo (vor 1594)
- 25 N., Anna, † Bitz 20. 10. 1635, begr. in Tailfingen
- 26 *Landenberger*, Theuß, \* E. 6. 12. 1573, † 1. 11. 1644; 1597, 1600 und 1603 als Doppelsöldner gemustert; oo E. 19. 1. 1596
- 27 *Faigel*, (Faigle), Apollonia, \* um 1570, aus Melchingen, † E. 9. 10. 1640, 70 J.
- 28 *Streich*, Konrad, \* um 1554, † E. 22. 3. 1627, 73 J.; oo E. 3. 6. 1578
- 29 *Schachner*, Lucia, \* um 1554, † E. 18. 9. 1630, 76 J.
- 30 *Rominger*, Andreas, † vor 24. 5. 1624; Jacob Wehingers Stiefsohn; oo (vor 1594)
- 31 N., Susanne
- 32 *Roming*, Jakob, urk. 1545/72 in Ebingen, gemustert 1546 als „gut zur Wehr“, 1553 und 1558 in der 2. Wahl mit Spieß und Rüstung, 1563 als Fuhrmann am 2. Ratswagen, 1566 in der 3. Wahl mit Spieß und Rüstung; gibt 1545 7 btz 3 ½ kr. Türkensteuer; wird 1559 als Wiesenangrenzer genannt, zinst 1561 aus einer Wiese zu Ehestetten an das Haus Württemberg, wird 1562 als Angrenzer genannt; zinst 1564 an die Kaplanei Unserer Frau in der Kapelle laut Verschreibung des Stefan Roming, und zweimal an die Präsenz, einmal als Nachfolger des Stefan Roming; wird

## Richard von Weizsäcker als Nachkomme von Ebinger Familien





- 1572 unter denen genannt, die gegen die Feld- und Waldordnung verstoßen haben
- 34 *Guldin*, Lorenz, \* um 1523, † E. 23. 2. 1593, 70 J., „aus Sachsen birtig“
- 40 *Letsch*, Jakob in Neufra
- 42 *Hecklin*, Hans, urk. 1560/73 in Ebingen, † E. 27. 2. 1585; gemustert 1560 und 1563 in der 3. Wahl mit Spieß und Rüstung, zinst 1564 aus seinem Haus an die Kaplanei Unserer Frau in der Kapelle; oo
- 43 N., Margarete, \* um 1526, † 6. 5. 1618, 92 J.
- 44 *Beck*, Hans, gen. „Becklin“, † vor 28. 11. 1597
- 46 *Schempp*, Hans, \* um 1540, † 20. 10. 1620, fast 80 J. alt; wird 31. 3. 1598 als Angrenzer genannt, hat 1598 bei der Geistlichen Verwaltung 100 fl., 1599 bei der Spitalpflege 56 fl. aufgenommen, hat 1599 eine Wiese auf dem Ehestetter Berg, stellt bei der Musterung 1600 und 1603 ein Roß zu einem Raiswagen; (oo I. E. 7. 10. 1566 Katharina *Nobel*, T. d. Hans N. in E.; oo II. E. 7. 11. 1569 Katharine *Sautter*, T. d. Hans S. in E.; oo IV. E. 10. 5. 1584 Margarete *Mauttin*, Witwe des Veit *Stoffel*); oo III. E. 20. 4. 1573
- 47 *Rieber*, Anna, † E. 10. 11. 1579
- 48 *Blicklin*, Martin, urk. 1572/93 in Bitz; oo (vor 1560)
- 49 N., Agnes, urk. 1588/1609 in Bitz
- 52 *Landenberger*, Jakob, \* um 1539, † E. 25. 9. 1609, 70 J.; hat 1563 im Bannholz gehauen, wird 1563 und 1566 in der 3. Wahl mit Spieß und Rüstung, 1597, 1600 und 1603 als Doppelsöldner gemustert; oo (vor 1565)
- 53 N., Margarete, \* um 1532, † 11. 10. 1622, 90 J.
- 54 *Faigel*, Endres, in Melchingen
- 56 *Streich*, Hans, in Ebingen; 1564 mehrfach als Angrenzer genannt
- 58 *Schachner* (Schachtner), Hans, † Ebingen 25. 3. 1580
- 59 N., Juliane, † E. 1. 5. 1577
- 64 *Roming*, Stefan, urk. 1521/46 in Ebingen, Gerichtsmitglied; gemustert 1521 mit Spieß, 1524 als wehrfähig, 1536 mit Harnisch und Spieß, 1546 als „nicht gut ins Feld“; hat 1525 ein Haus in der Oberen Vorstadt, das 30 fl. gilt, zinst um 1530 an die Präsenz, zinst 1535 an die Kaplanei Unserer Frau in der Kapelle, nimmt 1535 Geld von der Sondersiechenpflege auf, sagt 1536 als Gerichtsmitglied über Gori *Blicklin* aus, gibt 1545 2 fl 12 btz 2 kr Türkensteuer, verschreibt sich 1546 um einen Zins gegen die Kaplanei Unserer Frau in der Kapelle, läßt 10. 11. 1546 einen Zinsbrief für die Präsenz erneuern
- Schempp*, Enderle, urk. 1545/66 in Ebingen, † E. 1. 2. 1578, „ein frommer, gutherziger Mann“; gemustert 1546 als „nicht gut ins Feld“, stellt bei der Musterung 1563 und 1566 ein Roß zum 1. Raiswagen; zahlt 1545 1 fl 7 btz 2 kr Türkensteuer, hat 1560/61 an die Geistliche Verwaltung für die Michaelskaplanei einen Zins bezahlt, gibt 1561 aus seinem Haus mit Scheuer am Landgraben 1 B 6 h Hofstattzins, zinst 1564 an die Kaplanei Unserer Frau in der Pfarrkirche und an die Michaelskaplanei, wird 1565/66 als Akkernachbar genannt; oo
- N., Ursula, † E. 6. 4. 1588
- Rieber*, Jakob, \* um 1523, † E. 11. 7. 1601, 78 J., „56 Jahre im Ehestand gelebt“; 22. 8. 1539 immatr. in Heidelberg, dort 13. 12. 1540 Bacc. a.; zahlt 1545 in Ebingen 2 fl 3 kr Türkensteuer, dazu von Leibgeding 1 fl; wird seit 1567 als Schaffner des Klosters Beuron für die Ämter Balingen und Ebingen genannt, hat 1583 im Kloster Beuron gegen dessen Hofmeister „mit gewehrter Hand gefrevelt“ und über die Einnahmen und Ausgaben nicht abgerechnet, was zu einem bis 1593 dauernden Streit mit dem Probst des Klosters führt, der sich 1584 auch bei Herzog Ludwig von Württemberg über Jakob *Rieber* beklagt; wird 1581 von den Ebinger Klausurinnen vor dem Stadtgericht Ebingen beklagt (12); hat 1582/88 wiederholt Streit mit dem Ebinger Pfarrer, weil er „aus Widerwillen gegen den Schultheißen“ nicht zum Abendmahl geht, sagt dabei 1588 aus, er kommuniziere, wenn er nach Frankfurt ziehe; oo um 1545
- N., Anna, \* um 1525, † E. 26. 4. 1601, 76 J., „ein gottselig Matron, 56 Jahre im Ehestand“
- Landenberger*, Stoffel, urk. 1536/59 in Ebingen, † vor 1560/61; gemustert 1536 als „wehrfähig“, 1546 als „gut ins Feld“, 1553 in der 3. Wahl mit Spieß und Rüstung; zahlt 1545 btz 2½ kr Türkensteuer, zinst 1559 an die Pfarre und hat von ihr ein Hanfgarten; oo
- N., Anna, urk. 1560/61 und 1564 als Witwe
- Rieber*, Kaspar, \* um 1482, † nach 1564, urk. 1521/64 in Ebingen; vielfach genannt, 1524 als Martinspfleger, 1534 als Gerichtsmitglied, 1534/50 als Schultheiß, 1545/48 als Geistlicher Verwalter, 1550 als Vogt zu Jungnau; gemustert 1521 mit einer Hellebarde, 1524 als wehrfähig, 1536 mit Harnisch und Büchse, 1546 als „nicht gut ins Feld“, stellt 1558 ein Roß zum 1. Raiswagen; ist 1531 unter den Bürgern für Rytze Ortolf, wird 18. 5. 1534 zur Erbhuldigung nach Stuttgart entsandt, ist 20. 1. 1536 einer der Pfleger der Kinder des † Konrad Bytter, siegelt 25. 7. 1542 und 11. 11. 1543 für Einwohner aus Stetten a. k. M., wird 7. 10. 1550 als alter Schultheiß von Ebingen, jetzt Vogt zu Jungnau, genannt; sagt 28. 7. 1552 als gewesener Schultheiß, Sohn eines gewesenen Schultheißen, 70 Jahre alt, vor einem Notar über das württembergische Geleitrecht aus; hat 1525 ein Haus, das 150 fl. gilt, zinst 1535 an die Spitalpfunde und an die Sondersiechenpflege und erhält einen Zins aus einem Baumgarten der Pfarre, zinst 1543 als Nachfolger des Dieterlin *Rieber* an die Prädikatur Balingen, zinst 1543 an die Sondersiechenpflege, bezahlt 1545 4 fl 3 btz 3 kr Türkensteuer, dazu von seiner Besoldung 6 btz 1 kr, bezieht 1549 von der weltlichen Verwaltung 21 lb, von der geistlichen 15 lb, 12 B 6 h, wird 1559/64 mehrfach als Angrenzer genannt, hat einen Weiher
- Rieber*, (Rüeber), Dieterlin, urk. 1474/1517 in Ebingen; wird 19. 11. 1483/1489 (1500) häufig als Schultheiß, meist zugleich als Siegler, genannt, holt April 1495 als solcher mit anderen eine Briefflade der Stadt in Reutlingen ab, wird 2. 4. 1498 mit Bürgermeister Heinrich Beck zum Landtag in Stuttgart entsandt; nutzt 1474 einen Acker St. Martins und wird als Angrenzer genannt, ist 19. 8. 1483 Lebensträger für den Spital, verkauft 1498/99 Besitz in Kaiserlingen, hat 26. 10. 1500 eine Wiese verkauft, gibt 1502 Zinsen an die Prädikatur in Balingen, nimmt 1517 Geld von der Sondersiechenpflege auf.
- B. Ahnenliste des *Johann Jakob Krimmel* (Weizsäcker-Ahn 1150)
- 1 *Krimmel*, Johann Jakob (13), \* E. 9. 12. 1612, † 1676/77; wird 11. 12. 1635 Klosterhofmeister in Offenhausen, wohnt aber 1637-38 mit seiner Familie in Reutlingen, ist 1648 gräfl. Schlick'scher Vogt in Tuttlingen, 1648-54 herzogl. württembergischer Vogt in Rosenfeld, wohnt aber 26. 1. 1649 noch mit seiner ganzen Familie im Amtshaus in Tuttlingen, ist 1654-72 Vogt und Keller in Balingen; oo E. 22. 1. 1631 Maria Rosina *Keller*
- 2 *Krimmel*, Johannes, \* E. 17. 10. 1589, † E. 17. 3. 1650; Gerichtsmitglied in Ebingen; oo E. 6. 3. 1609
- 3 *Geiger*, Anna, \* E. 20. 2. 1591, † E. 6. 3. 1649
- 4 *Krimmel*, Johannes, \* E. 15. 5. 1566, † E. 1. 11. 1633; Krämer in Ebingen; wird 1600/04 mehrfach als Geldverleiher genannt (oo II. E. 25. 8. 1607 Margarete *Schmid*, \* um 1585, † 17. 11. 1635, 50 J., T. d. Jakob Schmid in Alpirsbach); oo I. E. 21. 8. 1586
- 5 *Conzelmann*, Elisabeth, \* 25. 12. 1567, † E. 27. 12. 1606
- 6 *Geiger*, Michel, \* um 1573, † E. 27. 2. 1628, 55 J.; Wirt, Metzger, Gerichtsmitglied und „Proconsul“ in Ebingen; wird 1597, 1600 und 1603 als Postreiter gemustert; nimmt 1598 bei der Geistlichen Verwaltung 200 fl, 1599 bei der Spitalpflege 100 fl. auf; oo (vor 1591)
- 7 *Rimelin*, Anna (14), \* E. 15. 3. 1571, † E. 5. 4. 1628
- 8 *Krimmel*, Martin, \* um 1535, † E. 8. 10. 1604, „epilepsia obiit“; Müller in Ehestetten; gemustert 1558 in der 3. Wahl mit Spieß, stellt 1600 und 1603 bei der Musterung ein Roß zu einem Raiswagen; gibt 1558 der Präsenz eine Zinsverschreibung, zinst 1560/61 an St. Michael, gibt 1561 aus der hinteren Mühle 1 B Hofstattzins, zinst 1561 aus der Wiese zu Ehestetten, auf der seine Mühle steht, an das Haus Württemberg, zinst 1564 aus seiner Mühle an St. Nikolaus, an St. Johannis und an die Präsenz, hat 1564 eine Ehestetter Wiese der Kaplanei Unserer Frau in der Pfarrkirche; ist 4. 7. 1580 bei einem Grenzstreit mit Margrethausen Schiedsmann für Ebingen, zinst 1591/98 aus seiner Ehestetter Mühle an den Schaffner des Klosters Beuron, ist 22. 5. 1593 einer der Schlichter zwischen Kloster Beuron und Jakob *Rieber*; steht 1583 im Verdacht, seine Magd geschwängert zu haben, wird aber freigesprochen; (oo II. E. 5. 5. 1567 Regula *Hoch*, \* um 1546, † E. 14. 6. 1606, 60 J.); oo I. (vor 1560)
- 9 N., Cordula, † 1566/67
- 10 *Conzelmann*, Hans, gen. Blesse, urk. 1558/84 in Ebingen, † E. 12. 7. 1584; Kramer und Gerichtsmitglied in Ebingen; gemustert 1558 in der 3. Wahl mit Spieß und Rüstung, 1560, 1563 und 1566 in der 2. Wahl mit Spieß und Rüstung; ist 1561 als Gerichtsmitglied Zeuge bei der Erneuerung des Lagerbuchs, wird 1564 als Hausnachbar des Claus Gretter auf dem Markt genannt; oo
- 11 N., Ursula
- 14 *Rimelin*, Jakob (14), \* um 1548, † E. 28. 6. 1618, 70 J., Metzger und Spitalpfleger in Ebingen; wird 1588 beschuldigt, früher mit einer Eßlinger Wirtin zwei Kinder gezeugt zu haben; wird 1598/1604 vielfach als geldverleiher an Einzelne und an ganze Gemeinden genannt; (Näheres s. Anm. 4); oo E. 28. 6. 1568
- 15 *Teufel*, Anna, \* um 1545, aus Tuttlingen, † E. 8. 7. 1621, 76 J.
- 16 *Krimmel*, Simon, aus Truchelfingen, urk. 1536/47 in Ebingen, († E. 29. 11. 1606, dieser?); Müller; 1536 gemustert mit Harnisch und Spieß, 1546 als „gut zur Wehr“; zahlt 1545 11 btz 1 kr Türkensteuer; übernimmt 4. 4. 1547 von seinen Verwandten die Stadtmühle in Ebingen und die beiden Mühlen in Ehestetten, (übernimmt später die Bronnenmühle in Remmingsheim, kehrt aber kurz vor seinem Tod wieder nach Ebingen zurück; dieser?); oo
- 17 N. N., † E. 29. 9. 1589 „Martin Krimmels muoter im Spital“
- 20 *Conzelmann*, Blesse, in Ebingen
- 28 *Rimelin*, Baste (14), \* vor etwa 1516, † um 1589, urk. um 1530/86 in Ebingen; Metzger, Gerichtsmitglied, Spitalpfleger und Bürgermeister in Ebingen; ist fünfmal verheiratet (Näheres s. Anm. 4); oo I.
- 29 *Ziser*, Katharine (15), aus Reutlingen
- 30 *Teufel*, Hans, in Tuttlingen
- 32 *Müller*, (Berufsname, später Krimmel), Martin, aus Truchelfingen, urk. 1521/45 in Ebingen, † vor 4. 4. 1547; Müller auf der Stadtmühle in Ebingen; wird 5. 12. 1521 genannt, als ein Streit zwischen ihm und seinem Sohn Pankraz einerseits und den Ebinger Gerbern andererseits wegen des Wassers für seine Mühle entschieden wird; wird um 1521 als Angrenzer genannt; hat 1534 gegen die Feld- und Waldordnung verstoßen; zinst 1535 an die Sebastiansbruderschaft; wird 1536 als „alt Martin Müller, wehrfähig“ gemustert; sagt 29. 12. 1536 als Zeuge, in Truchelfingen geboren, über den ermordeten Gore *Blicklin* aus; zahlt 1545 5 fl 4 btz 2 kr Türkensteuer
- 56 *Rimelin*, Hans (14), urk. 1521/54 in Ebingen; Metzger, Gerichtsmitglied und Bürgermeister in Ebingen; zahlt 1545 31 fl 3 btz 3 kr Türkensteuer, gehört damit zu den 25



- reichsten Bürgern Württembergs; gibt 1549 ein Darlehen von 1000 fl an die Reichsstadt Reutlingen; (Näheres s. Anm. 14); oo
- 57 Datt, (Katharine), (Näheres s. Anm. 14)
- 58 Zinser, Jakob (15), Papierer in Reutlingen
- 59 N., Elisabeth (15)
- 114 Datt, Stefan (8), urk. 1501/45 in Ebingen, † 1545; Metzger (und Viehhändler), 1501/09 Martinspflieger, 1514 Spitalpflieger, 1522 Bürgermeister, 1523 Vertreter Ebingens auf dem Landtag, 1527 Gerichtsmittglied, 1534 Vertreter Ebingens bei der Erbhuldigung für Herzog Ulrich in Stuttgart, 1545 Spitalpflieger; gemustert 1521 mit einem Hengst, 1524 als wehrfähig, 1536 mit Harnisch und Spieß; zinst um 1520 aus einem Acker am Pfeffinger Styg an die Kaplanei St. Nikolaus, kauft 1522 eine Metziggbank, verordnet 1522 mit seiner Frau Catharina den Aussiechen zu Ebingen eine wöchentliche Fleischspende; hat 1525 ein Haus, das 200 fl gilt, ist 1527 Besitzer eines Lehens in Meßstetten, hat 1530 vom Kloster Beuron Güter in Meßstetten, die an sein Erblehen grenzen, ist 1530 Gläubiger eines Schuldners in Konstanz, hat 1535 ein Haus neben dem des Michel Riß, zinst 1535 an die Kaplanei St. Nikolaus und ist Angrenzer für Katharinen- und Michaelsaltar, verleiht 1538 Geld nach Schlatt im Killertal, hat 1540 in Straßberg bei Hans Scheck Vieh stehen, hat 1543 ein Gut in Meßstetten, hat 1544 einen Teil des Zehnten in Egesheim, hat 1545 ein Erblehen in Meßstetten; zahlt 1545 39 fl 13 btz 2 kr Türkensteuer, gehört damit zu den reichsten Bürgern Württembergs; oo
- 115 N., Katharine

#### C. Ahnenliste des Martin Rimelin (Weizsäcker-Ahn 3740)

- 1 Rimelin, (Rümelin), Martin (14), \* (Ebingen) um 1552, † Tübingen 7. 9. 1597, urk. 1567/97; Dr. jur. utr. und Hofgerichtsadvokat in Tübingen; 29. 7. 1567 immatr. in Freiburg i. Br., 1. 12. 1569 in Tübingen, sagt sich 2. 4. 1580 erneut an der Universität Tübingen an, wird dort 10. 1. 1582 zum Dr. jur. utr. promoviert; wird 19. 7. 1595 mit seinen Schwägern Hans Rechfuß, Bartlin Metzger, beide in Ebingen, Tobias Murschel, Philipp Ergenzinger, beide in Balingen, und Jacob Dolmetsch in Pforzheim als Erbe seines † Vaters Ulrich Rimelin genannt; oo Tübingen 16. 8. 1579, Margarete Epp, † Tübingen 28. 4. 1612, Witwe des Eberhard Vetscher
- 2 Rimelin, Ulrich (14), urk. 1553/95 in Ebingen, † E. 12. 3. 1595; Metzger, Spitalpflieger, Gerichtsmittglied und Stadtrechner in Ebingen; (Näheres s. Anm. 14); oo
- 3 Narr, Anna, \* um 1539, † E. 18. 2. 1603, 64 J., Pfründerin, war lange bettlägerig; hat 1610 als „Anna, Ulrich Rimelins Witwe“ ihrem Bruder Peter Narr 10 fl geliehen
- 4 Rimelin, Hans = Liste B 56
- 5 Datt, (Katharine) = B 57
- 10 Datt, Stefan = B 114
- 11 N., Katharine = B 115

Am Rande sei vermerkt, daß von diesen Ebinger Stammeltern des 16. und 17. Jahrhunderts neben Richard von Weizsäcker nicht nur zahllose heutige und frühere Einwohner Ebingens und anderer Orte abstammen, sondern auch namhafte Persönlichkeiten wie der Dichter Ludwig Uhland (von B 1), der Arzt und Dichter Ludwig Finckh (in zwei Linien von B 28), der Arzt, Philosoph und Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer und der Schriftsteller und Philosoph Jean-Paul Sartre (beide ebenfalls von B 28). So hat Ebingen trotz seiner ehemaligen Weltabgeschiedenheit doch genealogisch beachtliche Fernwirkungen aufzuweisen.

#### Anmerkungen

- (1) Herrn Archivar Friedrich W. Euler, der die Ahnenliste Richard von Weizsäckers bear-

- beitet hat und sie für den „Herold“ zum Druck vorbereitet, sei für seine freundliche Hilfe verbindlichen Dank gesagt
- (2) Das Württembergische Städtebuch, 1962, in dem für andere Städte lange Listen dort geborener bekannter Persönlichkeiten aufgeführt sind, nennt S. 343 als namhafte Ebinger lediglich Gustav Friedrich von Oehler (1812-1872), Prof. der Theologie, und den Maler Christian Landenberger (1862-1927). – Hinzuzufügen wären sicherlich Dr. Konrad Blicklin gen. Ebinger (um 1460-1534), einer der ersten Rechtslehrer der jungen Universität Tübingen, sodann der Maler Johann Ludwig Krimmel (1786-1823), der es in den Vereinigten Staaten zu Erfolg brachte, und schließlich der Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger.
- (3) vgl. W. Stettner, Studenten aus Ebingen, in Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 24, Nr. 11 und 12, vom 30. 11. und 31. 12. 1977, S. 137-139 und 142-144.
- (4) vgl. W. Stettner, Ebingen, Sigmaringen, 1986, S. 148-157: „Von den ‚uralten‘ Ebinger Familien“
- (5) W. Stettner, Die Familie Blicklin im Spätmittelalter, in Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Jg. 11, Nr. 2 vom 29. Febr. 1964, S. 489-490. – K. K. Finke, Die Tübinger Juristenfakultät 1477-1534, Tübingen 1972, S. 113-118. – W. Stettner, Prof. Dr. jur. Konrad Blicklin gen. Ebinger und seine Ebinger Verwandtschaft, in Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 24, Nr. 7, vom 30. Juli 1977, S. 121-122.
- (6) Zur Familie Landenberger vgl. M. Rösch, Familienbuch der Nachkommen des Jakob Landenberger von Ebingen, Ulm 1940.
- (7) Zur Familie Conzelmann vgl. F. Konzelmann, Die Sippe Conzelmann, Stuttgart 1940.
- (8) Vgl. W. Stettner, Die Familie Datt in Ebingen, in Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 40, 1981, S. 297-304.

- (9) Vgl. P. Teuffel, Zur Geschichte der Tuttlinger Teuffel, in Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, N. F. 18, 1909, S. 226-228. – H. Streng, Das Tuttlinger Namenbuch, Tuttlingen 1972.
- (10) W. Stettner, Einwohnerbuch der Stadt Ebingen 1270-1600 (Manuskript im Stadtarchiv Albstadt)
- (11) F. Kühbauch, 650 Jahre Bitz, Stuttgart 1982, S. 25, 28, 57.
- (12) W. Stettner, Zwei Gerichtsverhandlungen in Ebingen vor 400 und 500 Jahren, in Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 27, Nr. 3, vom 31. März 1980, S. 250-251.
- (13) W. Pfeilsticker, Neues Württembergisches Dienerbuch, 3 Bde, Stuttgart, 1957-1975, Bd. 2, §§ 2167, 2737, 2932.
- (14) vgl. W. Stettner u. G. Schweizer, Die ältesten Rimelin (Rümelin) in Ebingen, in Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde, Bd. 18, H. 9, März 1987, S. 441-458.
- (15) J. J. Sommer, Die Anfänge der Familie Reicherter, in Reutlinger Geschichtsblätter, N. F. 12, 1974, S. 97-107. – Der dort zitierte Sterbeeintrag (S. 101) von Catharina Rimelin geb. Ziser vom 3. 10. 1576 findet sich nicht im Ebinger Kirchenbuch und ist falsch!

## Inhaltsverzeichnis 1987 (34. Jahrgang)

|                                                                                                                                                                                   | Seite                     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------|
| Eine kostbare Geburtsurkunde (Dr. Walter Stettner)                                                                                                                                | 577/578                   |
| Die Geschichte einer württembergischen Stadt – Buchbesprechung (Dr. Wilhelm Foth)                                                                                                 | 578/579                   |
| Jahresprogramm der Heimatkundlichen Vereinigung e. V. Balingen                                                                                                                    | 578                       |
| Ergänzungen und Berichtigungen zu dem Buch „Ebingen, die Geschichte einer württembergischen Stadt“ (Dr. Walter Stettner)                                                          | 579, 587/588, 591         |
| Abmarkung u. Sicherung von Vermessungs- und Grenzzeichen (Rudolf George, Fortsetzung v. 1986, S. 569-571 und 575/576)                                                             | 579/580, 584              |
| Die Kanzel der Balingen Stadtkirche (Eugen Gröner)                                                                                                                                | 581/582                   |
| Die Nellenburger – Gründer der Stadt Ebingen? (Dr. Walter Stettner)                                                                                                               | 582                       |
| Zum 50. Jahrestag eines Wahrzeichens der Stadt Balingen (Zollernschloß) (Hans Schimpf, Fortsetzung v. 1986, S. 557-559, 662/663)                                                  | 582/583, 591/592, 602-604 |
| Vor 100 Jahren erschienen: Das Königreich Württemberg (Oberamtsbeschreibung) (Eugen Gröner, Fortsetzung v. 1986, S. 555, 560, 571/572)                                            | 583, 588                  |
| Balthasar Wurzer: Ein bedeutender Schömberger (Wolfgang Pius Bernhard)                                                                                                            | 585/586                   |
| Das Braunkehlchen – ein bedrohter Wiesenvogel (Dr. Karl Eugen Maubetsch und Helmut Rebstock)                                                                                      | 586/587, 590/591          |
| Chorschranke – Ambo – Kanzel (Kurt Wedler)                                                                                                                                        | 589/590                   |
| Figürlicher Schmuck in der Balingen Stadtkirche (Eugen Gröner)                                                                                                                    | 593/594                   |
| Der Bau der Bahnlinie Balingen-Schömberg (Guido Motika, dazu auch 1986, S. 565-568)                                                                                               | 594/595                   |
| Liegenschaftskataster (Rudolf George)                                                                                                                                             | 595/596, 600              |
| Romanische Kleinodien – der Löwe an sakralen Bauten (Kurt Wedler)                                                                                                                 | 599                       |
| Ruchlos verbrecherisches Leben endet am Galgen – Hannikels Hinrichtung in Sulz a. N. (Helmut Hauser)                                                                              | 601/602                   |
| Liegenschaftskataster und Grundbuch (Rudolf George)                                                                                                                               | 604                       |
| Onstmettingen, die Keimzelle des Waagenbaues (Alfred Munz)                                                                                                                        | 605/606                   |
| Die Staufenbergarchive und die Ortsgeschichte von Lautlingen (Dr. Otto H. Becker)                                                                                                 | 607                       |
| Von Menschen, Maschinen und Maschinen (Susanne Goebel)                                                                                                                            | 607                       |
| Von der Hausarbeit zur Trikotindustrie (Manfred Maul)                                                                                                                             | 607/608                   |
| Das Leben der Heimarbeiterinnen (Angelika Feldes)                                                                                                                                 | 608                       |
| Schömbergs Wirte in früheren Zeiten (Wolfgang P. Bernhard)                                                                                                                        | 609/610                   |
| Ein Junglehrer erlebt Ebingen in den Jahren 1924-1935 (Karl Maier)                                                                                                                | 611/612, 615, 618-620     |
| Was frühere Generationen für ihre Kirche getan haben (Eugen Gröner)                                                                                                               | 613/614                   |
| In memoriam Fritz Scheerer                                                                                                                                                        | 615                       |
| Die Stadt Balingen und die Verfolgung der letzten Räuberbanden Oberschwabens (Peter Seibold)                                                                                      | 616                       |
| Eberhard v. Wächter (Walter Schnerring)                                                                                                                                           | 617/618                   |
| Die trauernden Frauen (Andachtsbilder – Kurt Wedler)                                                                                                                              | 619                       |
| Bundespräsident Richard von Weizsäckers Ahnen aus Ebingen und Umgebung                                                                                                            | 621, 622, 623, 624.       |
| Pflanzenbilder (Kurt Wedler): Weiße Taubnessel 588, Wildes Stiefmütterchen 592, Schafgarbe 596, Eisenkraut 600, Ysop 604, Mädesüß (Wiesengeißbart) 608, Kreuzdorn 612, Eiche 616. |                           |
| Humor, Anekdoten, Sprüche: S. 580, 600, 604, 610, 614, 624.                                                                                                                       |                           |

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen

Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

## Anekdoten

### Unfreiwilliger Held

Auf einer Fahrt zur Westküste wurde Präsident Kennedy (1917-1963) von einem kleinen Bub gefragt: „Herr Präsident, wie sind Sie Kriegsheld geworden?“ – „Absolut unfreiwillig“, antwortete Kennedy. „Man hat mir mein Schiff versenkt!“

### Sein eigener Gast

Georg Friedrich Handels (1685-1759) gewaltiger Figur entsprach sein Appetit. Einmal bestellte der Komponist in einem berühmten Londoner Gasthaus ein Gedeck für vier Personen. Pünktlich zur festgesetzten Zeit erschien er, nahm erwartungsvoll an der gedeckten Tafel Platz, aber der Diener zögerte, die Speisen aufzutragen: „Wollen Euer Gnaden nicht warten, bis die anderen Gäste eingetroffen sind?“ Handel erhob majestätisch das Haupt mit der gewaltigen Allongeperücke und sagte: „Ich esse für vier!“

### Ohne ärztliche Hilfe

Ferdinand Sauerbruch (1875-1951) wurde einmal ans Krankenbett einer Frau gerufen, konnte aber nur den bereits eingetretenen Tod feststellen. Als er daraufhin den schwer betroffenen Ehemann fragte, welcher Arzt die Patientin bisher behandelt hätte, erhielt er zur Antwort: „Keiner! Sie ist ganz von allein gestorben!“